

Zum Jahresende: Menschen und Gespräche

Doppelnummer 52/53 – 23. Dezember 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8,50 (inkl. MwSt.) – Euro 6,90

DIE WELTWOCHEN



Wir sind 2015

Mit Angela Merkel, Wladimir Putin, Recep Erdogan, Walter Laqueur, Simonetta Sommaruga, Aylan Kurdi, Toni Brunner, Eberhard W. Kornfeld, Robert Harris, Bar Refaeli, Günter Verheugen, Breel Embolo u. v. a. m.





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G



© UBS 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Mitfiebern

Beim einzigartigen Spengler Cup Davos.

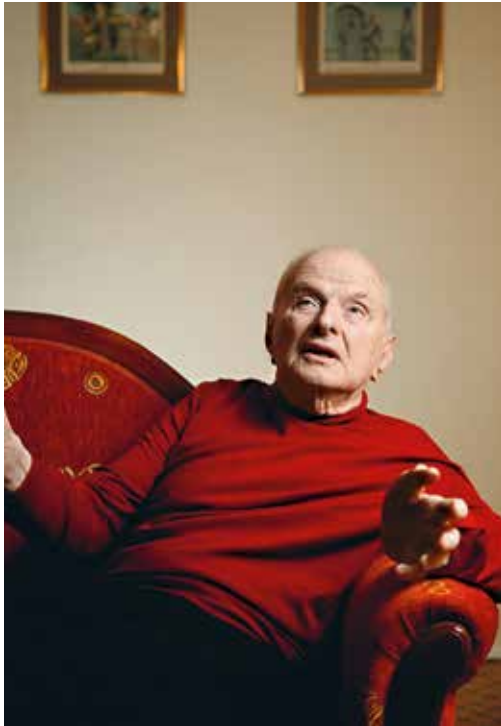
ubs.com/spenglercup

SPENGLER  CUP DAVOS



Intern

Am Mittwochmorgen der letzten Sessionswoche setzen wir auf die Konzentration der Kräfte. *Weltwoche*-Chef Roger Köppel und sein Stellvertreter Philipp Gut trafen den Zuger CVP-Nationalrat Gerhard Pfister zum Gespräch



Schlüsselergebnisse des Jahres: Historiker Laqueur.

im Hotel «Schweizerhof». Neben politischen Fragen diskutierten wir mit dem promovierten Philosophen Pfister die grossen Gegenwartsfragen: Wie sollen wir der Herausforderung durch den Islam begegnen? Glaubt Gott noch an die Menschen? Wozu leben wir? **Seite 76**

Er hat das erfolgreichste Jahr der Parteigeschichte hinter sich: SVP-Präsident Toni Brunner. Während er erklärte, warum er immer so lustig ist – «andere gehen zum Psychiater, ich lache» –, liess Brunner nebenbei eine kleine Bombe platzen: Es dürfe bei Personalfragen im Verteidigungsdepartement keine Tabus mehr geben. Wir vermuten: Gemeint sind Armeechef André Blattmann und Strategieführer Christian Catrina. **Seite 84**

Walter Laqueur zählt zu den führenden westlichen Historikern unserer Zeit. Im Gespräch für die traditionelle *Weltwoche*-Doppelnummer zum Jahresende analysiert er Schlüsselergebnisse des Jahres. Die Aufnahme von Flüchtlingen sei im Prinzip eine moralische Pflicht, sagt der 94-Jährige. In der Praxis sei Europa aber nicht in der Lage, eine Massenmigration zu absorbieren, wolle es sein Fundament nicht unterspülen. «Die Annahme von Frau Merkel, das Problem sei gelöst, wenn man eine Million aufnehme, ist Unsinn.» **Seite 40**

Home Counties nennt man die Grafschaften südlich und westlich von London, die zum Synonym für grossbürgerliches bis adeliges englisches Landleben geworden sind. Der britische Bestseller-Autor Robert Harris wohnt in der Grafschaft Berkshire in einem Dörfchen, das einem Roman von Rosamunde Pilcher entsprungen sein könnte: verwinkelte Gassen, mit Reet gedeckte Klinkerbauten und Fuchsienhecken, an denen sich ein Kanal vorbeischlängelt. Das alles passt perfekt zu dem Mann im ausgebeulten Tweed-Jackett, der zum literarischen Establishment Britanniens gehört. Nur einen Schönheitsfehler in dem Bild entdeckte *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl bei seinem Besuch: Idealerweise sollte Harris im Nachbardorf wohnen, allein vom Namen her. Dieser Weiler heisst Inkpen – Tintenfeder. **Seite 72**

Journalisten neigen zu Vorverurteilungen. Das international bekannte Model Bar Refaeli muss das in diesen Tagen besonders leidvoll erfahren. Dem schönsten Exportprodukt Israels wird in den Medien «massive Steuerhinterziehung» vorgeworfen, noch bevor der Fiskus ihr das rechtmässig nachgewiesen hat. Als sie Pierre Heumann zum Interview auf der Terrasse eines Tel Aviver Cafés traf, wusste sie freilich noch nichts vom Verdacht der Steuerbehörden. Die ehemalige Freundin von Leonardo DiCaprio hat jetzt nicht nur mit den Medien ein Problem. Zu Shootings ins Ausland darf sie bis auf weiteres nur verreisen, weil sie eine saftige Kautions hinterlegt hat. **Seite 98**

Liebe Leserinnen, liebe Leser: Die Redaktion dankt Ihnen herzlich für Ihr treues Interesse und wünscht Ihnen frohe Festtage! Die nächste Ausgabe erscheint am 7. Januar 2016.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Tom Kummer,
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),
Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Roman Küttel, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@aextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.*

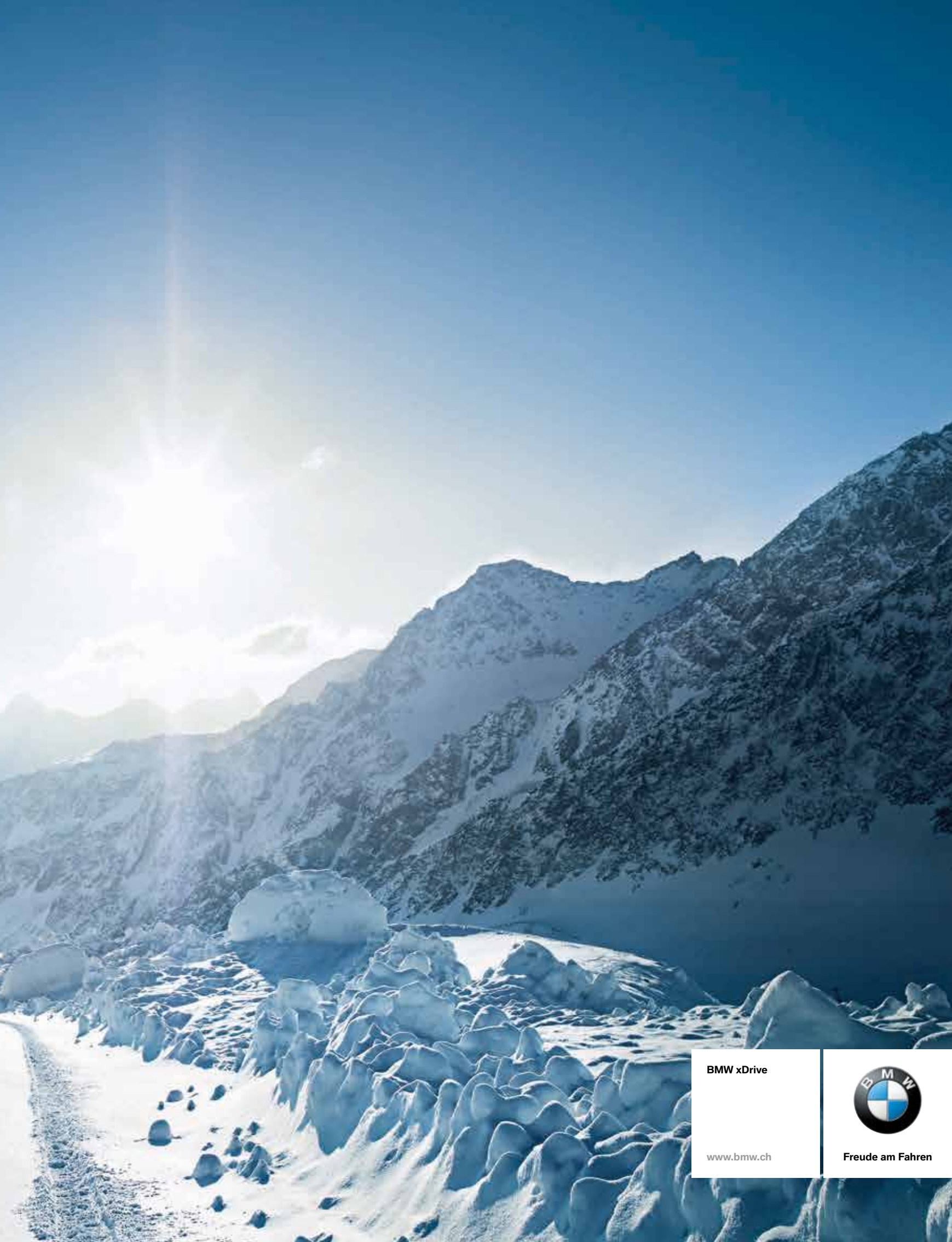
*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

FAHRFREUDE IST JETZT.

BMW xDRIVE, DAS INTELLIGENTE
ALLRADSYSTEM. ERHÄLTlich IN
111 BMW MODELLEN.





BMW xDrive

www.bmw.ch



Freude am Fahren

Ein Versuch, Angela Merkel zu verstehen

Die deutsche Kanzlerin ist seit zehn Jahren im Amt, bewundert, umstritten, aber für viele immer noch eine grosse Unbekannte. Ihre Kritiker nennen sie eine Opportunistin. Persönliche Begegnungen und Gespräche ergeben ein differenzierteres Bild. *Von Roger Köppel*

Das erste Mal traf ich Angela Merkel vor elf Jahren an einem privaten Abendessen, das ein gemeinsamer Freund in Berlin veranstaltete. Sie war damals Oppositionsführerin in Deutschland. SPD-Kanzler Gerhard Schröder hatte eben seine Reformagenda 2010 lanciert. Sogar seine Gegner waren beeindruckt. Der Sozialdemokrat lockerte den Kündigungsschutz und kürzte die Arbeitslosenhilfe, um Stellensuchende schneller in den Arbeitsmarkt zurückzuführen.

Niemand hätte damals auf einen Sieg Merkmals in den Wahlen des nächsten Jahres gewettet. Auch ich war eher unterwältigt vom Auftritt der CDU-Politikerin, die während des ganzen Abends weder auf- noch abgefallen war, aber eben auch keinen einzigen erinnerungswürdigen Satz geäussert hätte. Sie wirkte freundlich, zurückhaltend, leicht unsicher, obschon sie schon damals eine der grössten Parteien Deutschlands steuerte.

Höhnende Gegner

Die meisten Politiker, mit denen ich damals sprach, nahmen Merkel nicht ernst. Kanzler Schröder grinste, wenn man die Herausforderin erwähnte. Die männlichen CDU-Kollegen Merkmals setzten ein selbstzufrieden herablassendes Lächeln auf, sobald man sie in vertraulichen Momenten erwischte. Die Frau werde bald Geschichte sein, höhnten sie. Als bürgerliche Favoriten sahen sich Friedrich Merz, Roland Koch und Christian Wulff. Keiner der Genannten spielt heute politisch in Deutschland noch eine Rolle.

Interessanterweise brauchte Merkel keine Intrigen gegen ihre Widersacher. Es war nicht nötig, es hätte aber auch nicht ihrem Charakter entsprochen. Ihre männlichen Rivalen setzten sich selber schachmatt. Die Unterschätzte, die vermeintlich Blase allerdings blühte auf nach ihrer überraschenden Wahl. Das Unsichere, Verschupfte verflog. Es schien, als ob bei Merkel eine wundersame, geradezu körperliche Verwandlung einsetzte, kaum hatte sie den Sprung ins Kanzleramt geschafft. Sie fand dank der Macht zu sich selbst, als ob sich etwas bei ihr eingerenkt hätte. So kam es uns damals jedenfalls vor.

Kissingers Sicht

In einem Interview bestätigte der frühere US-Aussenminister Henry Kissinger diesen Eindruck. «Merkel wurde auf ihrem Weg nach oben systematisch unterschätzt, und doch

wurde sie immer dann, wenn sie ihre Ziele erreicht hatte, als perfekter Ausdruck ihrer Zeit empfunden.» Kissinger sah präzise, dass hier eine Politikerin antrat, die darauf achtet, mit dem «Zeitgeist» in Berührung zu bleiben, auch Strömungen in ihre Politik aufzunehmen, die ursprünglichen Überzeugungen widersprechen mögen. Das Ideologische spielt bei Merkel eine untergeordnete Rolle. Deutsche Betrachter nennen es ihren «Hyperpragmatismus».

Was auffällt: Merkel ist trotz ihrer langen, zehnjährigen Amtszeit und dem hohen internationalen Ansehen, das sie mittlerweile genießt, bescheiden und am Boden geblieben. An Tischrunden macht sie sich instinktiv kleiner. Sie sitzt nach vorne gebeugt da, ihre Hände formen sich an den Fingerspitzen zur inzwischen berühmten «Merkel-Raute», was ihrem Auftritt etwas Verbindliches verleiht. Sie wirkt aufmerksam und hört eher zu, als dass sie etwas sagt. Deutsche Politiker neigen im Gespräch zum Monolog und zur rhetorischen Prachtaufwallung. Merkel redet von unten nach oben. Ihre Nüchternheit, ihre, was keineswegs abwertend gemeint ist, hausfrauenhafte Sachlichkeit hebt sich wohltuend ab.

Ich habe mich oft gefragt, ob sie eine grosse oder ob sie nur eine fähige Politikerin ist. Zu ihren Leistungen gehört sicher, wie sie in der Finanzkrise in Deutschland eine Panik verhinderte. Als die Deutschen plötzlich um ihre Bankeinlagen zu fürchten begannen, stellte sie sich hin und sagte, die Ersparnisse seien sicher. Alle Journalisten und Politiker, mit denen ich für diesen Artikel gesprochen habe, bestätigen, dass Merkel als Krisenmanagerin ein enorm hohes Vertrauen genieße. Merkel hat während der Euro- und der Griechenland-Wirren die EU mit sicherer Hand zusammengehalten. Man traut ihr zu, in brenzligen Situationen das Machbare zu tun und im Bereich des Machbaren die jeweils weniger schlechte Lösung auszuwählen.

Erstaunlich primitive Machttechnik

Ihre Kritiker vermissen die klare politische Linie, das grosse Projekt, das über die alltagspraktische Problembewältigung hinausweist. Der frühere, inzwischen verstorbene deutsche Wehrminister Peter Struck prägte das Bonmot, dass Merkel eine hervorragende Pilotin sei, die alle Kunstgriffe der Aviatik wie im Schlaf beherrsche, nur wisse man bei ihr nie, wohin die Reise gehe. Diesen Mangel an Vision

versuchen ihre Gegner jeweils gegen die Kanzlerin in Anschlag zu bringen, bis jetzt allerdings vergeblich. Man kann irgendwie nachvollziehen, dass es viele Deutsche an Merkel gerade ausgesprochen schätzen, dass sie auf die grossen Würfe und Experimente verzichtet, die in der deutschen Geschichte so viel Unheil angerichtet haben.

Ungeachtet dessen: Ihre Beweglichkeit bleibt staunenswert. Merkel startete 2003 am legendären Leipziger Parteitag als, wie die Deutschen sagen, «markliberale» Reformerin. Als sie die Wahl wegen ihrer Liberalität um ein Haar verloren hätte, schwenkte sie deutlich nach links. Sie machte sogar einige der Sozialreformen ihres Vorgängers Schröder rückgängig. Ich kann mich gut an ein Abendessen erinnern, als wir die Kanzlerin auf ihre Spitzkehren ansprachen. Sie entgegnete nur: «Wenn ich Deutschland nach den Rezepten Ihrer Wirtschaftsredaktionen regiere, werde ich abgewählt.» Merkel geht davon aus, dass die Bundesrepublik ein zutiefst sozialdemokratisches Land ist und dass die Deutschen aus der linken Mitte heraus regiert werden wollen.

Aus dieser Einsicht hat sie eine einfache, ja geradezu primitive Machttechnik abgeleitet: Sie macht mit Blick auf die Wahlen immer das Gleiche wie ihre Gegner, um ihre Gegner zu schwächen. Merkel war gegen den Atomausstieg. Nach Fukushima war sie dafür und nahm den Grünen ihr Kernthema weg. Bei den Sozialreformen kam sie den Sozialdemokraten weit entgegen, und auch neuerdings bei der Flüchtlingspolitik hat sie in einem kühnen Vorstoss die Linken schwindlig gespielt. Es ist heute unmöglich, die CDU in Deutschland als gruselige «Rechtspartei» zu verunglimpfen. Merkel besetzt das politische Zentrum Deutschlands unverrückbar wie ein Gebirge. Die Gegner haben keine Ahnung, wie sie dieses Gebirge abtragen wollen.

Allerdings: Merkel zu verstehen, heisst nicht, alles gut zu finden, was sie macht. Ihre Migrationspolitik ist für Aussenstehende haarsträubend und brandgefährlich. Die nonchalante Willkür, mit der sich die Kanzlerin notstandsmässig über geltendes Recht hinwegsetzte, hat nicht nur Deutschland erschüttert. Bezeichnenderweise sah sich Merkel jetzt auch zum ersten Mal genötigt, ins dröhnende Pathos nibelungendeutscher Rhetorik zu verfallen, als sie den Leuten unbeirrbar ihren Durchhalteslogan «Wir schaffen das» einhämmerte.



Wundersame Verwandlung: Medientermin mit Angela Merkel im Bundeskanzleramt in Berlin, November 2015.

Mehr als eine Million Migranten haben die Grenzen inzwischen überschritten. Um welchen Faktor diese Zahl sich durch den Familiennachzug vervielfältigen wird, ist Gegenstand von Spekulationen. Die Institutionen des deutschen Rechtsstaats waren eine Zeitlang ausser Kraft. Merkel scheint inzwischen gemerkt zu haben, dass sie den Bogen überspannte. Am letzten Parteitag in Karlsruhe gelobte sie, in Zukunft die EU-Aussengrenzen besser zu schützen und die Zuwanderung zu begrenzen. Es sieht so aus, als ob die ins Schleudern geratene Kanzlerin die Kurve gerade noch kriegt.

Europa über alles

Wie also muss man Merkel bewerten? Ist sie die seelenlose Opportunistin, die ihre Kritiker zu erkennen glauben? Ist die Macht für sie ein blosser Selbstzweck? Nach all meinen bisherigen Treffen und Gesprächen mit ihr zu schliessen, auch nach den Diskussionen, die ich über die Jahre mit Kollegen in Deutschland geführt habe, würde ich es etwas weniger kritisch sehen. Merkel verfolgt am Ende einigermaßen klare, wenn auch sehr allgemein gehaltene

Zielsetzungen für Deutschland. Sie will Frieden, Freiheit und Wohlstand. In der Verfolgung dieser Ziele ist sie wendig, aber sie ist keine totale Opportunistin.

Merkel wandelt sogar ziemlich berechenbar in den Spuren ihres Vorgängers und einstigen Förderers Helmut Kohl, der zwar ebenfalls keine Margaret Thatcher war, aber Deutschland mit seiner vielfach gebrochenen Geschichte ist auch kein Grossbritannien. Merkel steht für die deutsche Westbindung, eine Anbiederung an Putin wie unter Schröder gäbe es bei ihr nicht.

Sie ist überzeugte «Europäerin», eine Rückkehr zum Nationalstaat ist für sie kein Thema. Die europapolitischen Lockerungsübungen der Briten verfolgt sie mit Grauen. Wenn sie in der Griechenlandkrise und im Migrationsdebakel beherrscht durchgreift, sieht sie sich als Retterin der EU. Für den Schweizer Unabhängigkeitswillen bringt sie wenig Verständnis auf. Wer sie darauf anspricht, erntet immerhin freundliche Ironie.

«Vorwärts immer, rückwärts nimmer»: Das Motto des früheren DDR-Regierungschefs Erich Honecker gilt auch für die Europapolitik der Kanzlerin. Merkel sieht die Zukunft

Deutschlands nur als Teil einer politisch immer enger verschweissten Europäischen Union. Dass die EU an einem heiklen Punkt ihrer Entwicklung steht, weiss Merkel, aber sie wäre nie bereit, die EU als institutionelle Fehlkonstruktion zu bezeichnen. Sie ist im Gegenteil davon überzeugt, dass notfalls deutsche Interessen geopfert werden müssen, um die EU zu stärken. Sie wird alles unternehmen, um nicht als Kanzlerin in die Geschichte einzugehen, unter deren Führung die EU demontiert worden ist.

Das ist vermutlich die einzige, allerdings auch eine zentrale Schwäche ihrer Politik. Die promovierte Physikerin hat ihr Handeln ausschliesslich auf ein Gebilde zugeschnitten, dessen Widersprüche und Konstruktionsfehler immer deutlicher aufbrechen. Merkel ist nicht willens, vielleicht auch nicht in der Lage, über die für Deutschland immer noch identitätsprägende EU hinauszudenken. Sie könnte als tragische Heldin enden, die ihre erheblichen Talente in eine verlorene Sache investieren musste. Ich würde es ihr allerdings sogar noch hier zutrauen, dass sie den Kurs wechselt, wenn es die Notwendigkeit erfordert.



Zur Lage der Welt: Walter Kornfeld. Seite 40



Brüder im Geiste: Putin, Erdogan. Seite 46



«Am richtigen Fleck»: Fabian Cancellara. Seite 112



Neue Perspektiven: Bar Refaeli. Seite 98

Kommentare & Analysen

8 Editorial

13 Kommentar Liebe, hautnah

13 Im Auge Amancio Ortega Gaona, Modeunternehmer

14 Tourismus Let it snow

14 Schweiz Einwanderung in den Sozialstaat

15 Wirtschaft Gewaltfreies Geben und Nehmen

15 Festtage Danke, Mutter

16 Wie ein lodernder Gott

Schauspieler Bruno Ganz als Alpöhi in «Heidi»

18 Personenkontrolle Jordan, Mörgeli, Condrau Rytz, Gunzinger, Heimgartner, Tschäppät, Thurnherr, Balsiger, Stüdeli, Wehrli, Wyden Guelpa

19 Nachrufe Kurt Masur; Olivier Burger

20 Weiche Knie nach dem Medien-Coup

Medienministerin Leuthard und die neue Werbeallianz

21 Bundesrat Sommarugas Perpetuum mobile

22 Hilfswerke Herr Huber und der «Erzengel»

24 Mahdi und Sarah erzwingen Asyl

Wie ein junges afghanisches Paar die Schweiz austrickste

26 Der bessere Müller

Christian Wasserfallen, der Kronfavorit fürs FDP-Präsidium

27 Fifa Das harte, dürftige Verdikt gegen den Präsidenten

28 Auftrag erfüllt

Die letzten Veteranen der geheimen Einheit P-26

30 Justiz Der «bockige Querulant» Tahirovic

32 Die Deutschen Satz des Jahres

32 Wirtschaft Niebuhrs Ratschlag

33 Ausland Das amerikanische Malaise

34 Mörgeli Stöcklis vierzig Verfassungsrichter

34 Bodenmann Frieren statt duschen mit Doris

35 Medien Eddie de Weck

35 Gesellschaft Ruh-hu

36 Darf man das? / Leserbrief

Sonderheft: Wir sind 2015

38 Inhalt / Bild des Jahres



spinnen sie ihre
ideen im grünen!

riverside ... das seminar- und eventhotel.

... in der ehemaligen garn-spinnerei letten, wo sich nostalgie und moderne perfekt vereinen, finden sie eine einmalige atmosphäre, um andere menschen zu treffen, miteinander zu kommunizieren und ideen zu spinnen.

direkt am ufer der glatt setzen wir kulinarische akzente, verblüffen sie mit kreativen events und unterstützen sie in der planung und umsetzung von inspirierenden und produktiven momenten für ihre mitarbeiter und kunden.



hotel



seminare



gastronomie



bowling



events





Der neue Combi-Steam. Für alle, die das Kochen lieben.

Die einfachen und individuellen Lösungen von V-ZUG schätzen beim Kochen auch Spitzenköche wie Andreas Caminada. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: vzug.com



Schweizer Perfektion für zuhause

Liebe, hautnah

Von Philipp Gut — Kulturpessimisten warnen: Das Abendland vermöge der Dominanz des Islam nicht zu widerstehen. Im fehle die Verwurzelung im Glauben. Die Negativdeuter irren doppelt.



Das Fundament ist intakt: «Schule von Athen».

Es ist die hohe Zeit staatstragender Kommentare und jahrtausendtiefschürfender Analysen. Die Herausforderung der westlichen Gesellschaften durch den Islam ist angesichts gewaltiger Migrationsströme und der jüngsten Terrorattacken stechend ins Bewusstsein gerückt. Dabei erfreut sich ein Erklärungsmuster wachsender Beliebtheit: Der Islam stosse – samt seinen gewaltextremistischen Ausschweifungen – in eine Art geistiges und moralisches Vakuum vor, so der Tenor. Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel sprach die Hoffnung aus, die islamische Druckwelle führe uns in die Kirche zurück.

Kern dieser Deutung ist die Vorstellung vom christlichen Abendland, das seine Identität und seine Werte aus dem Glauben an Jesus Christus und dem heiligen Buch schöpfe. Da die Religion in unseren Breitengraden an Bedeutung verloren habe, lägen die Flanken offen. Die desorientierten Abendländer wüssten erstens nicht mehr, was sie zu verteidigen hätten. Und sie seien zweitens gar nicht mehr richtig in der Lage, für ihre Werte und Überzeugungen zu kämpfen.

Besucher von einem anderen Stern

Das hat etwas für sich. Tatsächlich würde sich ein unbefangener Besucher von einem anderen Stern wohl wundern, wie leichtfertig, ja

bereitwillig Elemente willkommen geheißen werden, die unsere freiheitliche Ordnung offen oder insgeheim in Frage stellen. Toleranz mündet in Selbstaufgabe, Fremdenliebe auf Kosten des Eigenen und Eingemachten.

Es ist so etwas wie eine Mängellehre, die uns da bedeutungstönend serviert wird: Da wir den Draht zum Herrn und zur christlichen Tradition verloren hätten, torkelten wir spirituell immungeschwächt durch Raum und Zeiten. Dies im Gegensatz zu den Muslimen, die noch wüssten, wo Gott hocke und wohin er sie leite. Der Glaube als selbsterfüllende Prophezeiung und als Kompassnadel im Irrgarten der Geschichte. Vorsprung Allah.

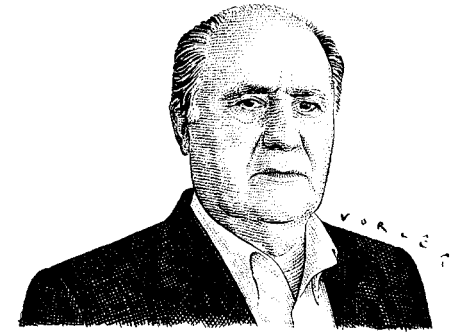
Natürlich hat sich das Abendland gegen die historischen Anstürme der Muselmanen auch unter Berufung auf das Christentum erfolgreich gewehrt. Aber das kann nicht die einzige Kraftquelle sein. Die erwähnte Vakuum-Hypothese stützt sich auf Voraussetzungen, die längst überwunden sind. Der liberale Rechtsstaat mit seinen Freiheitswerten ist durch die Trennung von Kirche und Staat überhaupt erst entstanden. Der Fantomschmerz der verlorenen Einheit von irdischem und himmlischem Reich hilft auch nicht weiter.

Bei allem Respekt vor dem christlichen Kerzenschimmer: Leuchten die Lichter der Aufklärung denn nicht hell genug? Das philosophische Fundament, das Denker wie Montesquieu, Hume oder Kant gelegt haben, bleibt intakt.

Aber vielleicht muss man nicht einmal so hoch fliegen; vielleicht reichen schon der gesunde Menschenverstand und die alltägliche Erfahrung. Niemand würde wohl behaupten, dass der zentrale christliche Wert, die Liebe, abgenommen hat – auch wenn die Kirche als Hauptprediger weggefallen ist. Im Kreis von Familie und Freunden erfährt man hautnah, was in Bezug auf Gott oder andere abstrakte Mächte echolos und unerwidert bleiben muss.

Doch wie steht es mit der Verteidigungsfähigkeit? Diese Frage stellte sich bereits in den dreissiger Jahren, vis-à-vis der Bedrohung durch Faschismus und Nationalsozialismus. Vife Köpfe entwickelten damals die Idee der «wehrhaften Demokratie». Die Geschichte gab ihnen recht: Die totalitären Herausforderer wurden besiegt, ihr kollektivistisches Einheitspathos – «Ein Volk, ein Reich, ein Führer» – unterlag der Armada derer, die auf die Freiheit des Einzelnen schworen. Kulturpessimismus ist fehl am Platz.

Tapferes Schneiderlein



Amancio Ortega Gaona, Modeunternehmer.

Don Amancio, haben Sie je davon geträumt, Bill Gates ein Kopf-an-Kopf-Rennen als reichster Mann der Welt zu liefern?» – Müssige Frage, denn Amancio Ortega Gaona, 79, der Schöpfer des Modelabels Zara, gibt keine Interviews. Bis er 2001 mit seiner Inditex-Firmengruppe an die Börse ging, wussten die Spanier nicht einmal, wie er aussah. Er tarnt sich mit einer Uniform des Gewöhnlichen, Jeans, Blazer, weisses Hemd, alles Stücke von der Konkurrenz. Don Amancio lässt Zahlen sprechen: Er besitzt 6913 Läden in 88 Ländern, 230 kamen dieses Jahr hinzu, ebenso 13 079 neue Arbeitsstellen, und der Gewinn in den ersten neun Monaten stieg um zwanzig Prozent auf über drei Milliarden Franken. In La Coruña im regnerischen Norden, wohin es seinen Vater als Eisenarbeiter verschlagen hatte, begann er mit vierzehn Hemden von Hand zu nähen, und das Märchen des tapferen Schneiderleins der Gebrüder Grimm wurde Wirklichkeit: Heute belegen dort seine Fabrik- und Lagerhallen etwa die Fläche von fünfzig Fussballfeldern. Seine ursprüngliche Firma nannte er Goa (in Umkehr seiner Initialen), und 1975 eröffnete er das erste Zara-Geschäft, das er eigentlich Zorbas nennen wollte, aber der Name war schon vergeben, ein glücklicher Zufall vielleicht und ein hübsches Wortspiel: von *cero* zu Zara. Von null zum Modezar. In den Anfangszeiten nähten Heimarbeiterinnen die Klamotten. Er kannte sie alle mit Namen.

Über seinen Führungsstil heisst es: erfinderrisch bis ins Detail, ungeduldig, immer das letzte Wort. Von der Idee bis zum Aushang im Laden vergehen nur zwei Wochen. Früher flog er in seiner Falcon 900 zu Vernissagen. Fast jeden Morgen trifft er sich noch mit seinen alten Freunden, alles Gewerbler und Kleinunternehmer, im Club Financiero zum Frühstück und fühlt den Puls des Alltags. Er hat drei Kinder aus zwei Ehen, ein Sohn ist behindert. Am Wochenende reitet der Patriarch mit seinen Pferden an der einsamen Costa de la Muerte, der Küste des Todes. Sein Lieblingsessen, Eier und Gemüse, besorgt er in der eigenen Farm. Noch Fragen? Peter Hartmann

Let it snow

Von Wolfgang Koydl — Gegen Schneemangel lässt sich nichts tun. Aber gegen Fehlinvestitionen.



Warmer Geldregen: Airolo im Dezember.

In unsicheren Zeiten gibt es nur wenige Gewissheiten, doch zum Glück ist noch auf manches Verlass: Man weiss, dass es zum Skifahren Schnee braucht. Ebenfalls nicht mehr bezweifelt wird, dass Schnee angesichts der Klima- und Wetterkapriolen dauerhaft Mangelware sein wird. Der Dezember ist der neue April.

Das ist bitter für Skifahrer und noch bitterer für jene, die mit Skifahrern ihr Geld verdienen. Umso verwunderlicher ist, dass Betreiber von Bergbahnen oder Wintersportresorts weiter unverdrossen Unsummen in ein Geschäftsmodell investieren, dessen Versprechen – gleissend weisse Pistenträume – sie nicht erfüllen können. Das ist wirtschaftlich genauso sinnvoll, wie wenn man Marinas, Badestrände und Beach-Hotels am Aralsee bauen würde, einem Binnenmeer, das unaufhaltsam zu einem Tümpel zusammenschnurrt.

So zuverlässig wie die Weihnachtsglocken ertönen denn auch dieses Jahr wieder die Klagen aus den Skiorten. Publikumswirksam hat sich alt Bundesrat Adolf Ogi an die Spitze der Lamentierer gestellt. Er fordert unter anderem von der SRG «ein Sendegefass mit Tourismusthemen». Nett, doch davon werden die grünen Matten auch nicht weiss.

Andere Politiker rufen gleich nach dem Staat. Natürlich kann auch der nicht Flocken herabrieseln lassen, aber ein warmer Geldregen wäre doch auch schon was für die krisengeplagte Branche. Steuergelder, hofft man, könnten eigene unternehmerische Fehlentscheidungen ausbügeln.

Die beste Idee gegen den Schneemangel freilich hatte die deutsche *Bild*-Zeitung. Sie lancierte ein Preisausschreiben. Der Hauptpreis: eine Lastwagenladung Schnee. Reicht zwar nicht für eine Abfahrt, aber garantiert für mehrere Schneemänner.

Einwanderung in den Sozialstaat

Von Florian Schwab — Während Google keine Informatiker aus den USA mehr einfliegen darf, kommen immer mehr Sozialhilfebezüger aus der EU in die Schweiz. Dies zeigen neue Zahlen des Bundes.

Bund und Kantone taten jahrelang so, als sei der Sozialtourismus aus der Europäischen Union ein Hirngespinnst. Ein halbes Jahr vor der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) vom 9. Februar 2014 sah das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) keine Tendenz zu steigenden Sozialhilfekosten durch die «vermehrte Zuwanderung von Personen aus EU/Efta-Staaten», insbesondere aus Südeuropa. Die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) doppelte kurz vor dem Urnengang im Januar 2014 nach: «In der Sozialhilfe zeigt sich bisher keine Zunahme von Personen aus EU/Efta-Staaten.»

Jetzt zeigt die neueste Sozialhilfestatistik des Bundesamts für Sozialversicherungen, die den Zeitraum des MEI-Abstimmungsjahrs 2014 erfasst: Die Verlautbarungen waren irreführend. Zwischen 2009 und 2014 hat die Anzahl Sozialhilfebezüger aus EU-Staaten von 28 712 auf 40 198 zugenommen – ein Plus von satten vierzig Prozent. Besonders markant war die Zunahme bei Staatsangehörigen von Portugal (plus 2889), Deutschland (plus 1872), Italien (1703) und Spanien (plus 1220). Die erst 2014 aufgestossene Tür nach Rumänien und Bulgarien hat im Vergleich zu 2012 mit einer Zunahme von 578 Personen auf 726 Personen (plus 36 Prozent) zu Buche geschlagen. Irritierendweise erhielten auch im Jahr 2014 noch mehrere hundert Kurzaufenthalter, darunter viele Stellensuchende aus EU-Staaten, Leistungen aus der Sozialhilfe. Dies, nachdem es jahrelang geheissen hatte, Personen, die sich zur Arbeitssuche in der Schweiz aufhielten, hätten gar keinen Anspruch. (Erst 2015 hat der Bundesrat unmissverständlich entschieden, dass Stellensuchende ihren Lebensunterhalt aus eigenen Mitteln bestreiten müssen.)

Auch bei den Prozentanteilen zeigt sich ein verstärkter Drang von EU-Zuzüger in die Sozialhilfe. Wurden im Jahr 2009 noch 2,8 Prozent aller EU-Staatsangehörigen von der Sozialhilfe unterstützt, waren es fünf Jahre später 3,2 Prozent (Schweizer: heute 2,2 Prozent gegenüber 2,0 Prozent anno 2009). Die Sozialhilfequote der EU-Einwanderer ist in den letzten fünf Jahren also doppelt so schnell gewachsen wie jene der einheimischen Bevölkerung.

Angesichts dieser Befunde lässt eine Nachricht vom vergangenen Wochenende aufhorchen: Ein führender Ingenieur des Internetkonzerns Google beklagt sich via *NZZ am Sonntag*, dass es immer schwieriger und fallweise gar unmöglich werde, qualifizierte Soft-

ware-Ingenieure nach Zürich zu holen. So hätte Google in Zürich gerne «mehrere Leute von ausserhalb der EU angestellt». Doch «das kantonale Amt für Wirtschaft und Arbeit hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht» und die Bewilligung verweigert. Die Migrationsbehörden treten bei den Bewilligungen für Nicht-EU-Bürger im gleichen Masse auf die Bremse wie bei den EU-Einwanderern aufs Gaspedal. Arbeitslose aus Portugal oder Computer-Cracks aus dem Silicon Valley?, so lautet die Frage an die Wirtschaftspolitik. Das Freizügigkeitsabkommen mit der EU gibt darauf nicht unbedingt optimale Antworten.

Bern untersucht

Auch der Bundesverwaltung dämmert es mittlerweile, dass bei vielen Einwanderern aus südeuropäischen Krisenstaaten ein Sozialhilfeproblem bestehen könnte. Bereits letztes Jahr hat das Staatssekretariat für Migration eine Studie angekündigt, in der es den Erwerbsverläufen von Zuzüger aus diesen Ländern auf den Grund gehen wollte. Die Publikation wurde ursprünglich für «Herbst 2015» angekündigt, dann auf «Ende 2015» verschoben. Dem Vernehmen nach liegen die Ergebnisse intern bereits vor. Es wäre nicht die erste unbequeme Einsicht, die Bundesbern lieber im Dämmerlicht des Christbaums verbreitet.



Arbeitslose oder Computer-Cracks?

Gewaltfreies Geben und Nehmen

Von Beat Gygi — Die staatliche Umverteilung läuft unter dem Titel «Soziales», aber sozial ist vor allem das, was die Wirtschaft macht.

Der Bundesrat hat vor Weihnachten an seiner letzten Sitzung in alter Zusammensetzung seine Sozialpolitik weitergeführt und ein paar kleinere Geschenke an die Liebhaber der Umverteilung verteilt. Er schärfte zum Beispiel die Instrumente zur Bekämpfung des sogenannten Missbrauchs am Arbeitsmarkt, etwa Bussen bei Nichteinhalten von Minimallöhnen oder Arbeitsbedingungen. Aufrüsten will er auch im Kampf gegen Schwarzarbeit: Der Informationsaustausch unter Behörden soll intensiver werden und auf andere Gebiete ausstrahlen, damit auch Gesamtarbeitsverträge besser vor negativen ausländischen Einflüssen geschützt werden können. Das alles sind Geschenke, aber sie passen nicht zu Weihnachten.

Soziales wird in den Firmen erarbeitet

Schaut man die Vorlagen an, welche die Bundesverwaltung und das Parlament im zurückliegenden Jahr verabschiedet haben, dann wird schnell klar, dass «das Soziale» praktisch zur Hauptbeschäftigung der Politik geworden ist; die Anführungszeichen sind allerdings wichtig. Eine Geldumverteilung, die so erfolgt, dass dabei jeweils ein beträchtlicher Teil der Bürger überstimmt wird, bringt immer ein wenig schlechte Laune in die Gesellschaft. Die einen zahlen für Fassadensanierungen beim Nachbarn, die andern dafür, dass die Karrieremöglichkeiten in Gewerkschaften verbessert werden. Und die älteren Politiker laden den Jungen in der Altersvorsorge im Verborgenen grosse Schulden auf. Das Prinzip heisst: den einen wegnehmen und andern geben. Die Sozialausgaben stellen im Bundeshaushalt die am raschesten wachsende Kategorie dar. Je nach Zählweise dürften gut oder weit über 100 Milliarden Franken pro Jahr so umgelenkt werden.

Aber es gibt auch das Soziale ohne Anführungszeichen. Es ist weniger auffällig, aber viel umfangreicher und kräftiger als das politisch organisierte Umverteilen. Im Privaten heisst das Prinzip: Geben und Nehmen. Diese Art Soziales wird in der Schweiz in etwa 500 000 Firmen erarbeitet, gegen vier Millionen Arbeitnehmer setzen sich dafür ein, und die Konsumenten in etwa 3,5 Millionen Privathaushalten helfen ebenfalls mit. Es sind vielleicht 400 bis 500 Milliarden Franken, die in der Schweiz pro Jahr auf diese Weise zustande kommen, ja das Ganze heisst Sozialprodukt.



Am Schluss stehen beide besser da.

Das Soziale ohne Anführungszeichen passt hervorragend zu Weihnachten. Im Gegensatz zum staatlichen Umverteilen ist nämlich das private Geben und Nehmen in der Regel gewaltfrei. Wenn zwei Menschen der Ansicht sind, sie könnten sich je etwas Sinnvolles geben, tauschen sie das freiwillig. Der Handel kommt zustande, und am Schluss stehen beide besser da.

Sinnvolles Kapital

Am Anfang steht in der Wirtschaft also nicht das Wegnehmen, sondern das Offerieren. Und überdies ist das nicht nur ein Weihnachtsthema, denn die Unternehmen und Menschen in der Wirtschaft werden das ganze Jahr hindurch von solchen Gedanken geleitet. Es geht gar nicht anders, wenn sie im Rennen mit oder gegen die anderen, die auch am Offerieren sind, ihre Chancen nutzen wollen.

Klar, für viele bleibt nicht viel anderes, als ihre Arbeitskraft anzubieten, andere schaffen es aber, ein Produkt auf die Beine zu stellen, für dessen Produktion dann eine Firma aufgebaut wird. Dabei ist es wichtig, das Kapital so sinnvoll als möglich einzusetzen und dafür zu sorgen, dass man das Beste daraus macht. Natürlich wäre es schön, wenn möglichst viele versuchen würden, die Hürden zum Kapitalismus zu überwinden.

Danke, Mutter

Von Claudia Schumacher — Allen gutgemeinten Ratschlägen zum Trotz ist sie unverzichtbar.

Wenn es eine Zeit gibt, in der es absolut vertretbar ist, der Mutter zu sagen, dass man sie liebhat, dann ist das jetzt.

Natürlich, Mama nervt. Und es scheint auch kein Kraut dagegen gewachsen zu sein.

Dem Sohn hat sie jüngst eine Karte mit dem Schriftzug «Halb so viel arbeiten, doppelt so viel Spass haben!» geschickt. Er ist gerade damit befasst, ein Haus abzubezahlen. Die erwachsene Tochter hat sie gebeten, die «Zuletzt online»-Anzeige bei Whatsapp wieder zu aktivieren, damit sie immer «ein Lebenszeichen» von ihr hat. Gegen Mama ist die NSA ein schlecht organisierter Verein von Möchtegernspitzeln.

Weihnachten würde ausfallen

Mütter erinnern sich halt. Daran, wie sie uns die Windeln gewechselt haben. Oder daran, wie wir den Mond anjaulten, weil wir Blähungen hatten und sie uns das Bäuchlein streichelten. Seit diesen Momenten grösster Nähe, die wir selbst nicht bewusst erlebt haben, gilt: Distanzhalten ist Mamas Sache nicht.

An Weihnachten ist diese archaische Nähe aber einmal mehr als das Geräusch von Nägeln, die an einer Schiefertafel kratzen. Ohne Übertreibung lässt sich feststellen, dass Weihnachten ohne Mütter Jahr für Jahr einfach ausfallen würde.

Pünktlich Ende November stellen sie Weihachtssterne in jede Ecke. Sie legen den Nonstop-Christmas-Songs-Medley-Mix auf. Dann verschwinden sie in der Küche. Sie backen Lebkuchen, Kokosmakronen und Spitzbuben. Sie kaufen Geschenke. Sie sagen dem Vater, welcher Baum gekauft wird. Sie schmücken den Baum.

Ihr grösstes Verdienst ist aber wohl das, dass sie es immer wieder schaffen, selbst zerstrittene Familienmitglieder zusammen zu trommeln. Sie sorgen dafür, dass wenigstens einmal im Jahr alle an einem Tisch landen. Etwas, auf das man irgendwie ehrlich gesagt auch nicht so ganz verzichten wollen würde. Warum sich Mütter in der Öffentlichkeit von einem dicken Mann namens Santa vertreten lassen, der mit Weihachten vergleichsweise wenig am Hut hat, ist eins der letzten grossen Mysterien.

Also danke, Mama! Das Fest der Liebe hast du echt im Griff. Das machst du immer wieder toll. Hab dich lieb. Und nein, die «Zuletzt online»-Anzeige bei Whatsapp kommt deshalb trotzdem nicht wieder rein.



«Die Fälschung», 1981.



«Der amerikanische Freund», mit Hopper (r.), 1977.



Robinsonadischer Kunst-Öhi: «Heidi», 2015.

Legenden

Wie ein lodender Gott

Der hochgelobte Schweizer Schauspieler Bruno Ganz pflegt ein Bedeutungspathos, das nachgerade Schauer des Respekts auszulösen scheint. Jetzt auch wieder als Alpöhi in «Heidi». Doch allzu oft gleitet seine wehleidige Aura ins Manieristische ab. *Von Wolfram Knorr*

Es ist schon sehr, sehr lange her, da spielte Bruno Ganz in Volker Schlöndorffs «Die Fälschung» (1981) einen Reporter an der Front in Beirut. Der Film beruhte auf dem Roman von Nicolas Born, und der wiederum wollte mit der Figur Laschen den damals umstrittenen Reporter Kai Hermann («Christiane F. – Wir Kinder vom Bahnhof Zoo») in seiner ganzen Widersprüchlichkeit porträtieren. Nun schlug sich Borns Held – wie im tiefsinnigen deutschen Roman eben üblich – mit filigranen Seelenproblemen herum, und natürlich nicht mit solchen, die vielleicht Reporter an der Front in Tat und Wahrheit haben dürften. Trotzdem wäre es vielleicht interessant gewesen, wenigstens im Film die Figur etwas näher an Hermann zu rücken – aber Bruno Ganz verkörperte Laschen und rückte ihn noch weiter weg von Nicolas Borns Intention.

Mann mit Wehmut

Man muss versuchen, sich das vorzustellen: In den Strassen von Beirut sieht's wüst aus, und es wird geschossen; es ist gefährlich. Ganz sucht Deckung hinter einem Sandsack, bleibt aber dort ein Monument von Tiefsinn und Larmoyanz, unnahbar vor lauter Integrität bei gleichzeitig edlem Blick in die Ferne, als sei die Beiruter Strasse eine Berliner Theaterbühne. Den

ganzen Film hindurch bleibt er, ohne irgendwelche Macken, ein wahrer deutscher Held, erdenschwer, humorlos, bedeutungsvoll und zugleich sentimental. Ein Mann mit Wehmut im Herzen und anklagender Trauer im Blick.

Nun ist Bruno Ganz wieder auf der Leinwand präsent: als Alpöhi in Alain Gsponers neuer und entstaubter «Heidi»-Verfilmung. Hoch oben, wo's *ka Sünd* gibt, mit Bart im Gesicht und Hackebeil in der Faust, blickt er wie ein lodender Gott hinab ins Tal mit schrecklicher Wirkung: Dort werden die Feuerlöscher von alleine losgehen. Aber gemacht, es nähert sich nur die Tante von unten, die die kleine Heidi bei ihm abzuliefern gedenkt. Das Raubein vom Berg sieht mit feurigem Blick Verderbnis aus der Tiefebene zu sich kommen und kennt zunächst folglich keine Gnade: Die Kleine soll verschwinden. Doch dann dringt das fröhliche Mädchen wie ein Licht des Erbarmens in die gletscherkalte Bergseele, und der Alpöhi schmilzt dahin und wird bald trunken vor lauter Hingabe.

Unterschiedlicher könnten die Rollen eigentlich nicht sein, und trotzdem liegen sie ganz nahe beieinander. Ob Ganz als Laschen durch die Strassen von Beirut wandelte, in Reinhard Hauffs «Messer im Kopf» (1978) eine durch einen Kopfschuss verletzte, Dutschke-affine Figur mimte, in Wim Wenders «Der amerikani-

sche Freund» (1977), «Der Himmel über Berlin» (1987) und «In weiter Ferne, so nah!» (1993) als Zimmermann oder Engel agierte, er bleibt immer der «Weise vom Berg». Auch im «Untergang» (2004) bramarbasierte er zwar tief unten im Führerbunker, bewegte sich aber trotzdem irgendwie ganz oben. Auf der Leinwand kann einem diese Figur deshalb heftig auf den Zeiger gehen. Bruno Ganz ist der Robinson Crusoe der Schauspielkunst. Der Boden, auf dem er spielt,

Ganz' auratisch aufgeladener Tonfall kann in ganz, ganz raren Fällen sogar funktionieren.

um seinen Filmfiguren eine glaubwürdige Grundlage zu geben, ist nie ein banaler Boden – Beirut nicht, der Bunker nicht und die Alpen auch nicht –, sondern immer ein Parnass. Dort bewegt er sich allein und wandelt eigenbrötlerisch fürbass. Den Kopf häufig leicht angehoben, ist sein Blick meist in die Ferne gerichtet – auf der Suche nach der alten Schaubühnenherrlichkeit? Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gab er seinen Auftritten Tiefe und Glanz; etwa als Oberon im «Park» von Botho Strauss. Ein dunkler Dämon unter Peter Steins Regie.



Tief unten und doch irgendwie ganz oben: als Hitler in «Der Untergang», 2004.

Und da liegt das Problem von Bruno Ganz, den hierzulande kaum einer wagt, zu kritisieren, weil er mit seinem Bedeutungspathos, das für grosse Mimenkunst gehalten wird, geradezu Schauer des Respekts auszulösen scheint. Hat er keine straffen, autoritären Regisseure (wie Peter Stein es einer war), gleitet sein Spiel ins Peinlich-Manieristische, und die wehleidige Aura, die immer um ihn wabert, wird Striesemässig dominant. Aber nicht wenige lassen sich davon beeindrucken. Ganz' auratisch aufgeladener Tonfall, diese überdeutliche Sprechweise, kann in ganz, ganz raren Fällen sogar funktionieren. Eric Rohmer, einer der Wegbereiter der Nouvelle Vague, engagierte ihn 1976 für seine Kleist-Verfilmung «Die Marquise von O». Sie

war extrem artifiziell angerichtet, ein Traumgespinnst; und Rohmer, ein Profi, wusste genau, warum er Ganz in der Rolle des russischen Grafen wollte, der die Marquise schwängert: weil der Graf ein totaler Traumwandler ist, der gar nicht recht weiss, wie ihm geschieht. Es geht um den frostigen Ehrenkodex der Zeit, der die Gefühlswelt unterdrückt; deshalb auch der heimliche Beischlaf. Bruno Ganz war in dieser Rolle überzeugend, sein komplett artifiziell hochgürtetes Spiel war hier goldrichtig eingesetzt: ein robinsonadischer Kunststöhli. Insofern hat er ein klares Profil, was nur leider nicht jedermanns Sache ist.

Vielleicht war es diese Hochsensibel-Thermik aus Wim Wenders, Peter Handke, Botho Strauss

und Peter Stein, die Ganz immer höher trug, bis in den wörtlichen Himmel von Wenders. Aber bevor er über Berlin schwebte, war er natürlich auch im Drüben begehrt. Höhepunkt des unfreiwilligen Humors war Werner Herzogs Remake «Nosferatu» (1979), mit einem Ganz,

Er wirkt wie die Endmoräne einer einst eisig-elitären Mimenhaltung, seltsam emotionsarm.

von Klaus Kinski zum Vampir gebissen, der aussieht, als habe er sein Leben lang unter Neonröhren gelegen. Dazu raunt er wehleidig Weisheiten, als sei ihm widerfahren, was die alten Ägypter bei der Mumifizierung ihrer Pharaonen praktizierten: Mit einem Haken zogen sie ihnen die Gehirne durch die Nasen aus den Schädeln.

Diese Reue ist ein kleiner Moment

In über siebzig Kino- und TV-Filmen spielte er mit, mehrheitlich in Nebenrollen, die alle ein wenig seltsam anmuten: Er wirkt wie die Endmoräne einer einst eisig-elitären Mimenhaltung, seltsam emotionsarm. Den Höhepunkt dafür lieferte er vor einigen Monaten in Barbet Schroeders «Amnesia» (2015). Sein Auftritt war klein, aber eben sehr typisch. Er spielte den Opa eines jungen blonden deutschen DJ auf Ibiza, der seinen Enkel eines Tages besucht. Im Laufe des Gesprächs kommt es zum Bekenntnis, dass er in Nazideutschland immer weggesehen habe und es nun bereue. Diese Reue ist ein kleiner Moment, aber eine gewaltige Schmiere. Derartige Entgleisungen, wenn sie überhaupt als solche wahrgenommen werden, haben ihm nie geschadet. Er bleibt der einsame Hohepriester extrem sensibler Mimenkunst, unantastbar. Gespottet wird deshalb höchstens hinter vorgehaltener Hand. ○



DAVID STRIESOW

Nach dem Bestseller von Hape Kerkeling

MARTINA GEDECK

KAROLINE SCHUCH

ICH BIN DANN MAL WEG

© 2015 UFA CINEMA GMBH. ALLE RECHTE VORBEHALTEN. ICHBINDANNMALWEG-DEFILM.DE - WARNERBROS.CH

UFA CINEMA feine filme medienboard FFA

AB 24. DEZEMBER IM KINO

WARNER BROS. PICTURES PRESENTS A WARNER BROS. PICTURES PRODUCTION

Personenkontrolle

Jordan, Mörgeli, Condrau, Rytz, Gunzinger, Heimgartner, Tschäppät, Thurnherr, Balsiger, Stüdeli, Wehrli, Wyden Guelpa

Schafft er die schwarze Null? Der Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), **Thomas Jordan**, hat die Schweiz mit der Freigabe des Franken-Euro-Kurses im letzten Jahr auf Trab gehalten. In die SNB-Bilanz riss der Schritt zunächst ein gigantisches Loch von rund dreissig Milliarden Franken. Dieses ist mittlerweile fast wieder aufgefüllt – dem etwas stärkeren Euro und den freundlichen Aktienmärkten sei Dank. Eine Jahresend-Rallye an den Börsen oder ein Schwächeanfall des Frankens könnte das Jahresergebnis noch ins Positive drehen – ein unverhofftes Weihnachtsgeschenk für die kantonalen Finanzdirektoren, die sich auf eine Ausschüttung freuen dürften. (fsc)

Nach dem Urteil des Verwaltungsgerichts ist es amtlich: Die Universität Zürich hat **Christoph Mörgeli** zu Unrecht entlassen (*Weltwoche* 51/15). Mörgelis Ex-Chef **Flurin Condrau** wirft das Gericht eine schwerwiegende Verletzung der Fürsorgepflicht vor. Geschädigt durch Condraus Verhalten ist allerdings nicht nur der geschasste SVP-Politiker, sondern auch die Uni selbst. Die *Weltwoche* wollte von der Uni-Leitung wissen, ob sie deshalb ein Disziplinarverfahren gegen Condrau einleite. Eine konkrete Antwort auf diese Frage erhielten wir nicht, auch die Bitte um Präzisierung der nebulösen ersten Aussage stiess ins Leere. Wir bleiben dran. (gut)

Als «reine Stimmungsmache» bezeichnete die Parteichefin **Regula Rytz** (Grüne) die Warnungen von Swissgrid vor einem Stromengpass in diesem Winter. Die Netzbetreiber-gesellschaft sieht die Versorgungssicherheit unter anderem darum in Gefahr, weil derzeit beide Blöcke des AKW Beznau ausser Betrieb sind. Rytz dagegen argumentierte, im Sommer hätten zeitweise alle fünf Atomkraftwerke stillgestanden, und trotzdem sei die Versorgung nicht zusammengebrochen. In diesem Zusammenhang etwas Basiswissen in Sachen Stromversorgung: Im Winter produzieren Lauf- und Hochdruckkraftwerke wegen Wassermangel viel weniger Strom als im Sommer. Gleichzeitig ist der Bedarf deutlich höher, weil geheizt wird. Da man Strom nicht speichern kann, nützen Überschüsse im Sommer nicht zur Überwindung von Engpässen im Winter. (are)



Bescherung: SNB-Chef Jordan.

Wie Rytz ist auch ETH-Professor **Anton Gunzinger** überzeugt, der Atomausstieg sei problemlos. In einem Buch bezeichnete der Informationstechnologe und Elektrotechniker allen Ernstes die Dufourspitze als «geeigneten Standort für Solaranlagen». Als das Nachrichtenmagazin «10 vor 10» kürzlich über den fallenden Ölpreis berichtete, lud es nicht etwa einen Rohstoffexperten ein, sondern Gunzinger. Prompt warnte dieser, in der Schweiz drohe trotz aktueller Ölschwemme in drei bis fünf Jahren eine Ölnappheit. Weiter propagierte er einen «fairen Benzinpreis» von «zehn bis zwölf» Franken pro Liter. Merke: Bei SRF scheint Fachkompetenz unwichtig zu sein – Hauptsache, die geladenen Experten sagen das, was man am Leutschenbach hören will. (are)

SRG-Geschäftsleitungsmitglied **Ladina Heimgartner** äusserte sich in einem Streitgespräch von Tele Züri zum Thema Service public. Zur Frage, wie die SRG sparen könne, meinte Heimgartner, das Ziel der Geschäftsführung sei, dass das Kernangebot auf den Sendern möglichst so bleibe, wie es sei – und «dass die Leute möglichst wenig sparen». Sofort korrigierte sich Heimgartner: «Äh, dass die Leute möglichst wenig merken von Sparmassnahmen.» (are)

«Das Entsetzen in den politischen Kreisen in Bern und der Schweiz war gross», klagte der Bund: Ende November gab die Bundeskanzlei bekannt, sie schliesse aus Spargründen das Politforum im Berner Käfigturm. Für jene, die sich nicht entsetzten, weil sie noch nie von dieser Institution gehört hatten: Im Baudenkmal aus dem 13. Jahrhundert, das dem Kanton gehört, betreibt der Bund seit 1999 eine «Stätte für politische Bildung». Das heisst: Fünf gutbezahlte Angestellte mit 380 Stellenprozenten verwalten mit einem Budget von 930 000 Franken die Räume, in denen Organisationen wie Helvetas, Peace Brigades International oder die Stiftung für Konsumentenschutz Ver-



E-Mail-Panne: Staatskanzlerin Wyden Guelpa.



Wissenslücke: Grünen-Chefin Rytz.

anstaltungen abhalten. Die Schliessung bietet sich angesichts von Sparzwängen als Massnahme an, die ausser den Betroffenen niemanden schmerzt. Aber das darf nicht sein. Der Berner Stadtpräsident **Alexander Tschäppät** (SP) nötigte den neuen Bundeskanzler **Walter Thurnherr** bei der Anhörung in der SP-Fraktion, Einsatz für den Käfigturm zu versprechen. Und die beiden Politberater **Mark Balsiger** und **Walter Stüdeli** starteten gar eine Petition; gegen 1500 Leute machten sich bisher freiwillig lächerlich, indem sie Sätze unterschrieben wie: «Wird das Politforum weggespart, verliert die Demokratie in unserem Land eine Wurzel.» (sär)

«In Europa ist alles so gross, so gross, und in Japan ist alles so klein», dichtete Kurt Tucholsky, aber er hätte auch die Schweiz nennen können. Hier hat sich FDP-Nationalrat **Laurent Wehrli** als Fachmann für das Backen ganz kleiner Brötchen geoutet. «Viele Schweizer kennen den Grand Canyon», beklagte er die Fernreiselust seiner Landsleute. Dabei liege das Gute doch so nah: «Sie haben keine Ahnung davon, dass auch



Leutschenbach Experte: ETH-Professor Gunzinger.



Sparkurs: SRG-Journalistin Heimgartner.



Pro Käfigturm: SP-Stadtpräsident Tschäppät.

die Aareschlucht in Meiringen ein eindrückliches Erlebnis bietet.» (ky)

Die Genfer Staatskanzlerin **Anja Wyden Guelpa**, vehemente Verfechterin der Wahl per Mausclick (E-Voting), musste kürzlich die Tücken elektronischer Systeme erfahren. Am 17. Dezember bedankte sich die Staatskanzlerin per E-Mail auch bei Bundeshausredaktoren für ihr Engagement, ihre Ideen und die Unterstützung bei der «Woche der Demokratie». Eine halbe Stunde später folgte eine weitere E-Mail: Wyder Guelpa rief ihre «Besten Wünsche 2015» wieder zurück. Die Glückwünsche seien nur versehentlich an Journalisten gegangen, entschuldigte sich die Staatskanzlerin hinterher, das E-Mail hätte nur an die Mitarbeitenden der Demokratie-Woche gehen sollen. Da haben die Medienschaffenden in Bern gerade noch einmal Schwein gehabt, dass sie die Genfer Staatskanzlei nicht erst am 17. Dezember mit Glückwünschen für 2015 eindeckt. Die *Weltwoche* sendet allen Lesern (und Frau Wyden Guelpa) ihre besten Wünsche – für 2016 und klassisch auf Papier. (hmo)

Nachruf



Hochmusikalischer Hüne: Kurt Masur.

Kurt Masur (1927–2015) — Ihn umgab eine Aura von fast alttestamentarischer Strenge. Wenn Kurt Masur vor ein Orchester trat, hatte das immer Bekenntnischarakter; die Pose des selbstvergessenen Genius am Pult lag ihm nicht. Masur sah sich als soliden Praktiker. Der Sohn eines Elektromeisters liess sich im schlesischen Brieg vom Vater im eigenen Fachgeschäft ausbilden, hatte aber schon das Klavierspiel für sich entdeckt, das er im Alter von sechzehn Jahren aber wegen einer Sehnenverkürzung aufgeben musste. Das Studium der Orchesterleitung in Leipzig brach er ab und sollte sich daher zeitlebens als Amateur bezeichnen. Seine frühe Karriere war eine Ochsentour: Halle, Erfurt, Leipzig, Schwerin hiessen die Stationen des jungen Korrepetitors beziehungsweise Kapellmeisters, bevor er Anfang der sechziger Jahre von Walter Felsenstein an die Komische Oper Berlin geholt wurde. Erst da begann die grosse Zeit dieses hochmusikalischen Hünen: Ab 1970 sollte er für 27 Jahre Stil und Klang des Leipziger Gewandhausorchesters bestimmen. «Mut haben heisst Angst überwinden», so beschrieb er im *Weltwoche*-Gespräch (seinem ersten Interview nach der Wende) die Wandlung zum politischen Künstler anlässlich eines Festes in Leipzig, das 1989 von den Behörden brutal aufgelöst wurde. Masur entwickelte sich zu einer Symbolfigur dieser friedlichen Revolution, die er weltweit als Chefdirigent der New Yorker Philharmoniker, des Orchestre national de France und des London Philharmonic Orchestra verkörpern sollte. Masur verstarb am 19. Dezember an Parkinson. *Thomas Würdehoff*



Handel braucht Heimat: Unternehmer Burger.

Olivier Burger (1954–2015) — Als ihn die *Bilanz* im Jahre 2003 zum «Mann des Monats» kürte, gab Olivier Burger einen bemerkenswerten Satz von sich: «Es gibt nur wenige, die ein Studium gemacht haben und dann im Detailhandel erfolgreich sind», meinte der PKZ-Besitzer, «denn den meisten fehlt die Erfahrung an der Verkaufsfrent.» In diesen paar Worten ist alles verortet, was den Unternehmer Burger ausgemacht hat. Ein Franken ist für den an der HSG ausgebildeten Ökonomen stets ein Franken geblieben. Investiert wird nur in das eigene Unternehmen, das schnelle Geld ist keinesfalls an der Börse zu suchen, und Schulden sind, abgesehen von Hypotheken, tabu. Schweizer Tugenden sind's, welche die Familienfirma seit 1881 im harten Modebusiness haben überleben lassen, und dies auch, weil der Patron immer wusste, wo der Franken verdient wird: «Die Kunden sind meine Bosse.»

Handel braucht Heimat. Die pflegte Burger nicht nur mit seiner rauchigen «Zürischnurre», sondern auch im Rotary Club Zürich, im Reitclub Zürich, in der Zunft zur Schiffeuten. Und in einem etwas erweiterten Radius auch als Verwaltungsrat der NZZ, als Generalstabsoffizier oder Vorstandsmitglied von Economiesuisse. Einer also, der im traditionellen Schweizer Milizsystem seine Runden drehte und dabei stets der grossen weiten Welt zugewandt blieb. In den Online-Handel etwa stieg er ein, als für die meisten Händler dieser noch Teufelswerk war.

Olivier Burger verstarb am vergangenen Dienstag 61-jährig völlig unerwartet an einer akuten Hirnblutung. *René Lüchinger*

Weiche Knie nach dem Medien-Coup

Von Hubert Mooser — Medienministerin Doris Leuthard wird der SRG die Werbeallianz mit Swisscom und Ringier kaum verbieten. Dabei warnen selbst ihre eigenen Leute vor der medienpolitischen Machtballung bei diesem Deal.



Neuer Ärger: Bundesrätin Leuthard.

Karl Vogler, CSP-Nationalrat aus dem Kanton Obwalden, ist nicht gerade das, was man als eine politische Kampfmaschine bezeichnen würde. Aber kurz vor Ende der verflochtenen Wintersession hat es den Zentralschweizer Politiker nun doch noch einmal ganz nach vorne an die medienpolitische Front gespült. Vogler findet die von der Fernsehgesellschaft SRG mit Swisscom und Ringier eingefädelt Werbeallianz «demokratiepolitisch und staatspolitisch bedenklich und gefährlich». Und nun verlangt er von «seiner» Bundesrätin Doris Leuthard, dass sie in einem Bericht aufzeigt, welche Auflagen Swisscom und SRG im Wettbewerb mit privaten Marktteilnehmern im Werbebereich einhalten müssten.

Namhafte CVP-Nationalräte wie Gerhard Pfister (ZG), Elisabeth Schneider-Schneider (BL), Fabio Regazzi (TI), Alois Gmür (SZ), Marco Romano (TI) haben die Eingabe mitunterzeichnet. Und wenn der gesamte Wirtschaftsflügel der CVP im Nationalrat einen Vorstoss unterzeichnet, der zwar zuvor mit dem Generalsekretariat von Medienministerin Leuthard abgesprochen

wurde, aber die SRG-Expansion in die Schranken weisen will, dann muss irgendetwas ganz Schlimmes passiert sein. Normalerweise flötet die CVP im Gleichklang mit der SRG. Die Partei ist auch seit Jahren personalpolitisch mit der SRG verbandelt. Derzeitiger SRG-Präsident ist CVP-Mann Viktor Baumeler. Sein Vorgänger war der frühere CVP-Generalsekretär Raymond Loretan. Der ehemalige Generalsekretär von alt Bundesrat Arnold Koller, Armin Walpen, war von 1996 bis 2010 Generaldirektor der SRG.

Was hat Teile der CVP jetzt dermassen aufgebracht?

Das durch die Schweizer Bevölkerung mit 1,3 Milliarden Franken Zwangsgebühren finanzierte Schweizer Fernsehen plant mit dem staatlichen Telekomkonzern Swisscom und dem privaten Verlagshaus Ringier (*Blick*, *Schweizer Illustrierte*) eine Werbeplattform. Die Pläne dieser Werbeallianz hat der designierte Geschäftsführer des neuen Unternehmens, Martin Schneider, derzeit noch CEO von Publisuisse, folgendermassen erklärt: Die neue Unternehmung werde Targeting-Möglichkei-

ten auf Basis von Insights der von ihr vermarkteten Medienpartner nutzen – wie das heute Swisscom Advertising oder auch Ringier bereits erfolgreich am Markt machen würden.

Interessenkonflikt des Bundes

Das versteht zwar kein Mensch, es tönt aber gefährlich genug, so dass gar SRG- und staatsgläubige CVP-Politiker weiche Knie bekommen. Grob gesehen, will die Werbeallianz mit den Daten der Swisscom zielgerichtete Werbung schalten. Schaut sich jemand zum Beispiel regelmässig die Schweizer Fussballmeisterschaft auf Teleclub an, so könnte sein Briefkasten in Zukunft mit Werbung von Sportartikelherstellern geflutet werden. Oder er wird am Bildschirm mit auf ihn zugeschnittener Werbung berieselt, wie ein Verleger gegenüber der *Weltwoche* ausführt. Die Daten der Swisscom sind dabei fast pures Gold wert: Kein anderes Unternehmen verfügt über so viele Informationen und so viel Wissen über die Gewohnheiten und das Verhalten der Schweizerinnen und Schweizer. Jeder Klick im

Internet und jede abgerufene Site im Netz hinterlassen bei der Swisscom Spuren, aus denen sich ein Nutzerprofil erstellen lässt. Ausgestattet mit diesen Informationen, lassen sich potenzielle Kunden zielgenauer definieren und bewerben. Vogler stört es aber vor allem, dass ein einziges privates Unternehmen, in diesem Falle Ringier, von einem privilegierten Zugang zu Technologie und Daten der Swisscom profitieren kann. Das darf nicht sein.

Das andere Problem sei die Rolle des Bundes, wie die Zürcher Nationalrätin Natalie Rickli (SVP) meint. Will heissen: Der Bund sei Eigner der Swisscom und gleichzeitig Regulator im Telekom- und Medienmarkt. Swisscom TV bestimmt, welcher Sender ausgestrahlt wird und auf welchem Platz. Der Swisscom gehört die Billag AG, welche für die SRG die Gebühren eintreibt. Der Bundesrat schickt je zwei Vertreter in die Verwaltungsräte von Swisscom und SRG und bestimmt so direkt mit – also letztlich auch beim Aufbau einer neuen Werbeallianz. Eigentlich wäre dies ein lupenreiner Interessenkonflikt. Das stört jedoch nur wenige.

Leuthard will Auflagen

Es geht nebenbei aber auch um viel Geld und um die Verteilung des Werbekuchens (4,2 Milliarden Franken ohne den Bereich Online). Davon leitet allein die SRG zirka 700 Millionen Franken auf die eigenen Mühlen. Von der künftigen Verteilung der Werbemillionen hängt das Überleben der privaten Medienverlage in der Schweiz ab. Im Hintergrund geht es auch um die Medienmacht im Lande: Von aussen betrachtet, sieht es ganz danach aus, als versuche die politische Mitte-links-Allianz eine Vormachtstellung im Medienmarkt aufzubauen. FDP-Nationalrat Thierry Burkart (AG) spricht von einer beeindruckenden Medienmacht, die da im Aufbau sei. «Die Beteiligten haben sich aber hinter einer Wagenburg verschanzt», sagt Burkart. Beim leisesten Anflug von Kritik an der SRG werde die Diskussion nämlich sofort zu einem Plebiszit für oder gegen die kulturelle Vielfalt der Schweiz umgelenkt. Damit habe die Werbeallianz nichts zu tun. Auch Vogler warnt: Die starke Position der Allianz könne dazu führen, dass Werbeauftraggeber Kampagnen auf dieser Plattform buchen müssten.

Fürs Erste hat das Bundesamt für Kommunikation (Bakom) im Departement von Leuthard die Handbremse gezogen: Es hat der SRG mittels einer vorsorglichen Massnahme Marktauftritte und neue Werbeaktivitäten innerhalb des Joint Ventures untersagt. Man wolle den Deal zuerst etwas genauer unter die Lupe nehmen. Ein Entscheid wird frühestens im Februar oder März vorliegen. Wunder sollte man aber von der Medienministerin beser keine erwarten.

Nachdem die Wettbewerbskommission den Entscheid ohne Wenn und Aber durchgewun-

ken hat, wird auch Leuthard der SRG keine sehr grossen Steine in den Weg legen. So viel vernimmt man derzeit aus ihrem Umfeld. Einzig bei der Nutzung der Swisscom-Daten will Leuthard der SRG Auflagen machen. Wie diese ausschauen, weiss man aber noch nicht. Leuthard hat auch die Verleger aufgefordert, Vorschläge dazu einzubringen – bisher hat niemand auf diesen Aufruf reagiert. Am Ende wird Leuthard wohl das tun müssen, was sie eigentlich lieber vermeiden würde: selber den Entscheid treffen, wie vor einigen Jahren bei der Internetwerbung.

Die SRG schafft Fakten

Im Sommer 2010 hatten die Verleger vorzeitig erfahren, dass der Bundesrat der SRG Werbung im Internet erlauben will. Im Infrastrukturdepartement Uvek, wo die Medienpolitik des Landes gemacht wird, hatte zu diesem Zeitpunkt der Zürcher SP-Bundesrat Moritz Leuenberger das Sagen. Die Verleger machten Druck bei Leuenberger. Sie wehrten sich gegen eine Ausdehnung des Online-Angebots. Schliesslich kam man überein, dass SRG und Verleger gemeinsam einen Weg für die Internetwerbung finden müssten. Mitten im Streit übernahm dann CVP-Bundesrätin Leuthard das Uvek, die Zeitungsbranche atmete zuerst auf: Leuthard sei die Wunschkandidatin der Schweizer Verleger, jubelte der Präsident des Verbands Schweizer Medien, Hanspeter Lebrument. Leuthard erteilte der SRG im September 2012 prompt eine vorläufige Absage für Internetwerbung. Dieses Verbot blieb anlässlich des definitiven Entscheids 2013 bestehen, aber das Uvek und der Bundesrat erweiterten die Freiheiten der SRG im Netz. Man könnte diese Übung, auf den Punkt gebracht, so zusammenfassen: Zuerst schuf die SRG beim Ausbau des Online-Angebots Fakten. Hinterher segnete der Bundesrat die Geschichte mit Auflagen ab.

Nach einem ähnlichen Muster läuft es jetzt auch bei der Werbeallianz ab. Kein Wunder, wächst das Unbehagen über die SRG. Hauchdünn brachte Leuthard ihr neues Radio- und Fernsehgesetz an der Urne durch. Und schon wartet der nächste Ärger auf die Medienministerin: Die Initiative «Ja zur Abschaffung der Radio- und Fernsehgebühren» kommt voraussichtlich vors Volk. Das Volksbegehren wurde am 11. Dezember mit 104 053 beglaubigten Unterschriften bei der Bundeskanzlei eingereicht. Was sie künftig politisch erwartet, bekam Leuthard in der von der SVP geforderten Sondersession zum Service public zu spüren. Die parlamentarische Rechte deckte die Bundesrätin mit Vorstössen ein, die fast allesamt darauf abzielen, der SRG die Flügel zu stutzen.

Das will Karl Vogler nicht, er hält an der heutigen SRG fest, in bester CVP-Tradition. Er will nur einen Bericht. Das fordern Politiker immer, wenn sie eigentlich nichts tun wollen. ○

Zuwanderung

Sommarugas Perpetuum mobile

Von Hubert Mooser — Zur Bewältigung des Asylchaos verlangt die SP-Bundesrätin 75 Stellen.

In schönen Abständen lässt Bundespräsidentin und Justizministerin Simonetta Sommaruga von ihrem Staatssekretariat für Migration (SEM) die Welt schönreden, wie am letzten Freitag. Im Jahr 2015 seien so viele Menschen auf der Flucht gewesen wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Im Vergleich zu Gesamt-europa sei der Anstieg der Asylgesuchszahlen in der Schweiz moderat verlaufen. Davon kann allerdings nicht die Rede sein.

Statt der vom SEM prognostizierten 29 000 Asylsuchenden werden es 39 000 sein – aber nicht bloss wegen den «Krisen der Welt». Die schweizerischen «Verfahrensregeln» sind ebenfalls ausschlaggebend für die steigende Zahl der Gesuche. Zur Bewältigung der Mehrarbeit verlangte Sommaruga am Freitag weitere 75 Stellen. Nach den Berechnungen der Bundespräsidentin koste das «bloss» elf Millionen Franken mehr, wie es in einem internen Papier verharmlosend heisst.

Der Antrag Sommarugas warf keine hohen Wellen, weil der Fokus der Medien auf Ueli Maurer lag, der für die Terrorbekämpfung selber Dutzende zusätzlicher Stellen beantragt hatte. Dabei hatte die Bundespräsidentin bei ihrem Geschäft den Kolleginnen und Kollegen regelrecht die Pistole auf die Brust gesetzt: Wenn ihr Antrag abgelehnt werde, würden die Sozialhilfekosten um 72 Millionen Franken steigen – weil dann ein Teil der unbegründeten Asylgesuche unbearbeitet bliebe.

Ihre Behörde sorgt allerdings mit einer laschen Bewilligungspraxis selber für steigende Ausgaben bei der Sozialhilfe. Die Zahl der vorläufig aufgenommenen Asylbewerber ist innerhalb eines Jahres von 28 641 auf 32 746 geklettert. Die hohe Bleibequote führt nun zu vermehrten Gesuchen von vorläufig aufgenommenen für eine dauerhafte Aufenthaltsbewilligung. Und zur Bewältigung dieser Gesuche braucht es nun auch mehr Personal. Dem SEM geht so die Arbeit nie aus.

Fazit: Der Personalbestand beim SEM steigt und steigt, der Berg an Pendenzen wird aber nicht kleiner. Bis Ende 2015 wollte Sommaruga einen Grossteil der hängigen Gesuche, die älter als ein Jahr sind, abgebaut haben. Dem Bundesrat erklärte sie nun, das liege nicht drin, wegen der steigenden Asylgesuche eben – und obschon der Bundesrat Sommaruga dafür vor einigen Monaten zusätzliche befristete Stellen bewilligt hatte.

Herr Huber und der «Erzengel»

Von Philipp Gut — Ein Schweizer Verein hat über eine Million Franken für ein Kinderdorf in Marokko gesammelt. Jetzt wird dem gefeierten «Philanthropen» Hansjörg Huber Misswirtschaft vorgeworfen.



«Komplott»: Hansjörg Huber in Marokko.

Der jüngste Medienbericht stammt von letzter Woche. Die NZZ lobt den Schweizer Hansjörg Huber, der in Marokko mehrere Kinderdörfer bauen will, als «Philanthropen mit tiefem Gerechtigkeitsempfinden». Zwei Dutzend Schützlinge seien bereits ins Kinderdorf Dar Boudidar eingezogen. Im nächsten Frühjahr, so die NZZ weiter, sollten es hundert sein. «In der Wohnanlage am Fusse des Atlas gibt es eine Moschee, ein kleines Freilufttheater in der Dorfmitte, einen Kindergarten und eine moderne Krankenstation, die auch die Bewohner der umliegenden Dörfer nutzen können.»

Ähnlich berichtete am 14. Dezember der Tessiner RSI-Journalist Renato Pugina in einem auf 3sat ausgestrahlten Dokumentarfilm: «Nach einer erfolgreichen Karriere beschloss Hansjörg Huber, der Gesellschaft etwas zurückzugeben.» Das Projekt umfasse «dreizehn Familienhäuser, ein Schulhaus, eine Krankenstation, eine Moschee, einen Gemeinschaftsplatz, Gästehäuser und einen Bauernhof». Noch viele weitere solcher Dörfer würden entstehen.

Der Film heisst «Ein Kinderdorf für Marokko – Der Traum des Hansjörg Huber». Für viele Spender ist daraus ein Albtraum geworden. Davon erfährt man allerdings weder in der NZZ noch beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Tatsache ist: Das Hilfsprojekt des ehemaligen Versicherungsbrokers und Immobilienhändlers Huber ist in akuter Schieflage. Spender fürchten um die korrekte Verwendung ihrer Gelder. Die Probleme sind aktenkundig: An einer ausserordentlichen Mitgliederversammlung des in Zü-

rich domizilierten Unterstützungsvereins «Les enfants Dar Boudidar» ist der gesamte Vorstand unter Protest zurückgetreten. Unter den Vorstandsmitgliedern waren angesehene Personen wie die Frauenärztin und ehemalige Chefin der Frauenklinik im Stadtspital Triemli, Brida von Castelberg, oder der Jurist und Rechtsanwalt Marc Schaezle, der als Präsident amtierte.

Spendengelder sind blockiert

Das Protokoll der ausserordentlichen Mitgliederversammlung vom 19. Oktober 2015 liegt der *Weltwoche* vor. Es zeichnet einen «desolaten Zustand» des Kinderdorfs. So gebe es «keine Abrechnungen für die spezifizierten Bauten», die Lage sei «destabilisiert», marokkanische Betreuerinnen seien «wegen einer Lappalie ohne Lohn freigestellt» worden, und die einheimische Direktorin, die «hingebungsvoll» für das Projekt gearbeitet habe, sei davongejagt worden, weil sie auf die Missstände hingewiesen habe. Vielen Arbeitern schulde Huber die Löhne. Weiter liege immer noch keine offizielle Betriebsbewilligung vor, weshalb das mit Schweizer Spendengeldern finanzierte Ärzteprojekt noch gar nicht gestartet sei. Schliesslich sei erst ein Bruchteil der versprochenen Bauten instand gesetzt, und bei den fertigen Bauwerken gebe es Mängel – so sei etwa das Abwasser nicht an die Sickergrube angeschlossen.

Mit den von Huber angeblich persönlich aufgeworfenen Mitteln müssten bisher über zwei Millionen Franken investiert worden sein. Von den angekündigten, grossangelegten Projek-

ten sei bislang nur wenig zu sehen, sagen Augenzeugen. «Unter diesem Aspekt ist es erstaunlich, dass von den Spendengeldern nichts mehr übrig ist», so eine Schweizer Spenderin.

Der Vorstand des Schweizer Vereins zog deshalb die Notbremse. Angesichts der «fortwährenden Intransparenz» stoppte er die Überweisung von Spenden. Man hätte sonst die «treuhänderische Sorgfaltspflicht» verletzt.

Betroffen sind über tausend Schweizer Vereinsmitglieder und Spender, die insgesamt mehr als eine Million Franken freigemacht haben. Allein im Jahr 2015 erhielt Hubers gemeinnützige marokkanische «Association» 280 000 Franken für Bauten und Einrichtungen. Ein deutscher Stiftungsverein spendete 110 828 Euro. Von diesen insgesamt über 400 000 Franken sei bis am 10. September «nichts mehr übrig geblieben», heisst es im zitierten Protokoll. Wohin das Geld geflossen sei, wisse man nicht. Im Moment sind 265 000 Franken an Spendengeldern und Mitgliederbeiträgen auf einem Treuhandkonto eines Anwalts blockiert. Auch der Vorstand des deutschen Stiftungsvereins ist – wie sein schweizerisches Pendant – zurückgetreten.

Jean Ziegler im illustren Beirat

Weitere schwere Vorwürfe erhebt eine in Marokko ansässige Schweizerin. Sie und ihr Mann hätten Huber ein privates Darlehen von rund 100 000 Euro gegeben, welches dieser trotz wiederholter Versprechen nicht zurückgezahlt habe. Schliesslich habe er zwei Checks ausgestellt, lautend auf die Association. Doch diese beiden Checks seien nicht gedeckt



Jeanette Stuker, 1968.

gewesen. Derzeit kämpft der Anwalt des Ehepaars immer noch um die Rückzahlung. Die mutmasslich Geprellten sprechen von «Betrug».

Hansjörg Huber leitet die Projekte mit seiner Lebenspartnerin Jeanette Stuker, einer ehemaligen Miss Schweiz. Er nennt sie vertraulich «Engel», Vereinsmitglieder sprechen ironisch auch von seinem «Erzengel». Im Beirat sitzen illustre Personen: die Zürcher Juraprofessorin Andrea Büchler, der Genfer Soziologe und Uno-Funktionär Jean Ziegler sowie Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hartmut Vogtmann, Vizepräsident des Deutschen Naturschutzrings.

Von der *Weltwoche* mit den Vorwürfen konfrontiert, spricht Huber von einem «Komplott» seitens des Zürcher Unterstützungsvereins. Bei den Kritikern handle es sich um «profilierungsneurotische Elemente». Die fehlenden Abrechnungen werde er «in dieser Woche noch» im Internet publizieren. Die «strafrechtlichen Belange» würden in Marokko verfolgt. ○

WASSERFÜHRENDE LEITUNGEN IM GEBÄUDE HALTEN NICHT EWIG

Seit 30 Jahren erhalten wir mit Pioniergeist, Innovation und höchstem Qualitätsniveau den Wert von Liegenschaften. Wir analysieren den Zustand problematischer Installationen und sanieren bei Bedarf Bodenheizungen und Trinkwasserleitungen ohne Baustelle.



HAT-System

Fussbodenheizungen sanieren statt ersetzen.

Ist Ihre Bodenheizung älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass Ihre Rohre schon spröde und verschlammte sind. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser HAT-System macht Ihre Bodenheizung wieder wie neu. Günstig und ohne Baustelle.



ANROSAN

Trinkwasserleitungen ohne Epoxidharz sanieren.

Sind Ihre Wasserleitungen älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass Ihre Rohre rostig sind oder der Wasserdruck nachlässt. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser ANROSAN macht Ihre Trinkwasserleitungen von innen wieder wie neu. Anorganisch und ohne den Einsatz von Epoxidharz.



JK-System

Jeden Boden zur Heizung machen.

Wir bieten mit dem JK-System eine revolutionäre Methode zur nachhaltigen Installation von effizienten Fussbodenheizungen an. Dank der innovativen Frästechnik wird staubfrei ein Rillenmuster in den rohen Unterlagsboden eingefräst. In diese Vertiefungen passen unsere Spezialisten die Heizungsrohre ein.

Naef GROUP

HAT-Tech AG / Näf Tech AG
Wolleraustrasse 41
CH-8807 Freienbach
Tel. +41 44 786 79 00

Niederlassung Bern
Tempelstrasse 12
CH-3608 Thun BE
Tel. +41 33 224 04 14

Niederlassung Aargau
Industriestrasse 23
CH-5036 Oberentfelden AG
Tel. +41 62 738 38 48

Gratis-Infoline:
0800 48 00 48
www.naef-group.com
info@naef-group.com





Soll eine Vierzehnjährige eine Ehe führen? Bild aus dem Projekt «Too young to wed» der US-Fotografin Stephanie Sinclair.

Migration

Mahdi und Sarah erzwingen Asyl

Von Markus Schär — Da staunten selbst die Richter in Strassburg: Ein junges afghanisches Paar zeigte mit einem Aktivistens-Anwalt und drei Bundesverwaltungsrichtern, wie sich die Schweiz mit allen Tricks des Rechtsstaats austricksen lässt.

«Da stellen sich für mich verwirrende Fragen in einem Fall, den ich als verstörend bezeichnen würde.» *George Nicolaou, EGMR-Richter*

8. Dezember 2015. Dürfen ein Achtzehnjähriger und eine Vierzehnjährige eine Ehe führen? Können sie also das Menschenrecht auf ein Familienleben fordern? Über diese Fragen denken sieben Rechtsgelehrte am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg nach: Durften die Schweizer Behörden den jungen Afghanen Mahdi, auf dessen Asylgesuch sie nicht eintreten mussten, nach Italien zurückschicken, während seine noch jüngere Ehefrau Sarah in der Schweiz verblieb? Ja, meinen die Richter: Auch in Afghanistan ist die Ehe mit Mädchen unter fünfzehn Jahren verboten, in der Schweiz der Sex mit Kindern unter sechzehn Jahren strafbar; Eheleute, die keine sind, kön-

nen kein Recht auf ein Familienleben beanspruchen. Aber auf diesen Entscheid komme es gar nicht an, schreibt der Gerichtshof am Schluss seines Entscheids: «Der Kläger kehrte nur drei Tage nachdem er nach Italien ausgeschafft worden war, in die Schweiz zurück und blieb illegal dort. Er konnte in der Schweiz leben und eine Wiedererwägung seines Asylgesuchs fordern, was ihm letztlich Erfolg brachte.»

Wie kann das sein? Die Geschichte von Mahdi und Sarah lässt sich im Detail nachzeichnen: dank dem Entscheid des Gerichtshofs, den Urteilen des Bundesverwaltungsgerichts und auch einem Jahresbericht der Genfer Organisation, die den Fall nach Strassburg zog. An jeder Station stellen sich grundsätzliche Fragen zum Asylwesen in unserem Land. Als wichtigste jene, ob weiterhin die Regel gilt: Die grössten Chancen, in der Schweiz

zu bleiben, hat – unabhängig von den Fluchtgründen –, wer der Schweiz die grössten Probleme macht.

18. September 2011. Mahdi, 18, und Sarah, 14, stellen in der Schweiz ein Asylgesuch. Sie wuchsen als Cousins in einer afghanischen Familie im Iran auf und schlossen angeblich 2010 in einer religiösen Zeremonie die Ehe; Belege dafür gibt es keine. Im Sommer 2011 gingen sie gemeinsam aus dem Land weg und kamen nach Italien. Dasie dort schon Asylgesuche stellten, könnten die Schweizer sie gemäss dem Dublin-Verfahren umgehend zurückschicken. Die Befrager weisen Mahdi und Sarah denn auch darauf hin, dass sie in Italien um Asyl nachsuchen müssten: «Sie bestritten die Zuständigkeit dieses Staates nicht, wandten aber ein, dass sie nicht nach Italien zurückzukehren wünschten.»

12. Oktober 2011. Die Schweizer stellen ein Begehren gemäss dem Dublin-Abkommen, dass die Italiener das junge Paar zurücknehmen. Aus Rom kommt keine Antwort. «Das Stellen und Beantworten der Dublin-Ersuchen ist an Fristen gebunden, wobei die Missachtung dieser Fristen eine Übernahme der Zuständigkeit nach sich zieht», erklärt das inzwischen zum Staatssekretariat aufgewertete Bundesamt für Migration auf Anfrage der *Weltwoche*. «Durch die Nichtbeantwortung des Übernahmeersuchens haben die italienischen Behörden stillschweigend zugestimmt.» Das angeblich verheiratete Paar schläft in seiner Unterkunft in Genf im selben Bett; das Bundesamt trennt aber die beiden Verfahren. Es tritt mit Entscheidung vom 17. November und vom 8. Dezember nicht auf das Gesuch von Mahdi ein. Jenes von Sarah dagegen läuft weiter – Gründe dafür nennt das Staatssekretariat mit Verweis auf den Datenschutz keine.

16. Dezember 2011. Mahdi ficht seine Rückschaffung nach Italien mit einem Rekurs an: Er fordert, dass die Schweiz die Zuständigkeit für seinen Fall anerkennt, obwohl das Völkerrecht diese Zuständigkeit Italien zuweist. Das Bundesverwaltungsgericht weist den Rekurs drei Monate später mit einem vierzehnteiligen Urteil ab: «Die Beziehung, die der Rekurrent mit seiner jungen Gefährtin pflegt, kann von den Schweizer Behörden auf keinen Fall anerkannt werden.» Die Feststellung sei auch nicht unnütz, schreibt Einzelrichter Yanick Felley (SVP) in St. Gallen, dass bei Sex mit Minderjährigen eine Freiheitsstrafe von bis zu fünf Jahren drohe. Sechs Monate, nachdem der junge Afghane in die Schweiz gekommen ist, tritt der Entscheid in Kraft, der innert Tagen hätte gefällt werden können: Der illegal Eingewanderte muss gemäss den Dublin-Regeln nach Italien zurückkehren.

3. Mai 2012. Nur fünf Wochen, nachdem das Bundesamt am 26. März entschieden hat, auch auf das Asylgesuch von Sarah nicht einzutreten, stösst es diesen Entscheid um: Es eröffnet für das Mädchen ein Asylverfahren. Beim Behandeln seines Gesuchs, stellt später der Strassburger Gerichtshof fest, kam es zu «prozeduralen Irrtümern» und «praktischen Schwierigkeiten» – auch dazu verweigert das dafür verantwortliche Staatssekretariat jede Auskunft. Es weist nur darauf hin, nach dem Ablauf der Überstellungsfrist habe es ein nationales Verfahren einleiten müssen. Zehn Tage später stellt deshalb ihr Begleiter ein Wiedererwägungsgesuch. Das Bundesamt fordert für das aussichtslose Verfahren einen Vorschuss von 600 Franken. Mahdi zahlt ihn nicht, das Bundesamt tritt deshalb nicht auf das Gesuch ein. Mahdi legt dagegen Rekurs beim Bundesverwaltungsgericht ein, Einzelrichter Yanick Felley lehnt das Begehren am

19. Juli mit einem siebenseitigen Urteil ab: Zwar ist Sarah inzwischen fünfzehn geworden, dennoch könne die Schweiz ihre Ehe auf keinen Fall anerkennen – «jedenfalls findet sich im Dossier kein seriöses und konkretes Anzeichen einer bevorstehenden Verheiratung». Und da Mahdi und Sarah nicht zur selben Familie gehörten, müsse das Bundesamt ihre Gesuche getrennt behandeln. Am 31. August fordert der Mann, der seit einem Jahr ohne Rechtsstatus in der Schweiz lebt, eine Revision dieses Entscheids – aber jetzt handeln die Behörden endlich.

4. September 2012. Mahdi muss nach Italien zurückkehren. In Rom sagen ihm die Behörden, er müsse sich im 500 Kilometer entfernten Bari melden – «ohne ihm Geld für die Reise oder auch nur ein Dokument und eine Adresse zu geben», wie seine Betreuer in Genf klagten. Mahdi lebt zwei Tage in Rom auf der Strasse, dann kehrt er in die Schweiz zurück und stellt erneut ein Asylgesuch. Die Schweizer Behörden weigern sich, darauf einzutreten; sie geben ihm keine Unterkunft und schicken ihn auf eigene Kosten nach Italien zurück. «Er sah sich deshalb gezwungen, sich unter extrem prekären Umständen bei Bekannten zu verstecken», stellen die Betreuer fest. «So konnte er den regelmässigen Kontakt mit seiner Ehefrau und seinem Anwalt

Mahdi hält sich, nachdem er alle Rechtsmittel ausschöpfen durfte, illegal in der Schweiz auf.

aufrechterhalten.» Mahdi hält sich, nachdem er sämtliche Rechtsmittel ausschöpfen durfte, illegal in der Schweiz auf – völlig unbehelligt, wie später die Richter in Strassburg staunen.

18. September 2012. Der Anwalt von Mahdi und Sarah zieht den Fall weiter an den Gerichtshof für Menschenrechte. Boris Wijkström ist in Indien und in Afrika aufgewachsen und hat in den USA studiert. Ab 2004 arbeitete er in Genf für die World Organisation Against Torture, jetzt setzt er sich für das Centre social protestant (CSP) ein. Er bringt die Hilfsorganisation dazu, das Centre Suisse pour la Défense des Droits des Migrants (CSDM) zu gründen. Vom CSP sowie von den Städten Genf, Carouge und Onex unterstützt, kämpft es für die Rechte von Migranten, indem es Fälle nach Strassburg bringt. Seinen ersten Erfolg feiert Boris Wijkström im Juli 2014: Der EGMR verbietet der Schweiz, einen straffälligen Ecuadorianer zum vierten Mal auszuschaffen, weil er bei der dritten illegalen Einreise seine Frau und seine Tochter mitgenommen hat und diese das Menschenrecht auf Familienleben geniessen.

28. November 2013. Einmal mehr urteilt das Bundesverwaltungsgericht über den Fall – diesmal in Dreierbesetzung mit Claudia Cotting-Schalch (FDP), Contessina Theis (GP) und Sylvie Cossy («Sympathisantin» GP, mit Dissertation über unbegleitete Minderjährige im Asylverfahren). Auf das Revisionsbegehren, das Mahdi vor seiner Ausschaffung nach Italien gestellt hatte, ging es am 18. September 2012 nicht ein. Darauf reichte der junge Afghane beim Bundesamt ein Wiedererwägungsgesuch ein; den Vorschuss von 600 Franken zahlte er nicht, deshalb trat das Bundesamt nicht darauf ein. Mahdi wandte sich wieder an das Bundesverwaltungsgericht – und dieses gibt ihm neun Monate später recht: Das Bundesamt hätte keinen Vorschuss verlangen dürfen, sondern es müsse das Asylgesuch des jungen Mannes annehmen. Weil so viel Zeit verstrichen sei, müsse es prüfen, «ob Mahdi und Sarah immer noch nicht als Familienmitglieder im Sinn der Regeln von Dublin II gelten können», zumal das Mädchen unter posttraumatischem Stress leide.

2. Juni 2014. Das Genfer Zivilgericht anerkennt die Ehe von Mahdi und Sarah. «Ich habe keine Ahnung, wie es dazu kommen konnte», schreibt der zypriotische Richter George Nicolaou in seiner Minderheitsmeinung zum Entscheid des EGMR: «Welche Regeln des internationalen Privatrechts wandte das Schweizer Gericht in diesem Fall an?»

17. Oktober 2014. Mahdi und Sarah bekommen Asyl in der Schweiz – Auskunft zu den Gründen gibt es keine. «Weil eine internationale Verurteilung drohte, machten die Schweizer Behörden eine abrupte Kehrtwende», jubelt das CSDM in seinem ersten Jahresbericht.

8. Dezember 2015. Der Strassburger Gerichtshof verurteilt die Schweiz nicht, sondern entscheidet für sie: Die Beziehung von Mahdi und Sarah liess sich nicht als Ehe anerkennen. Doch darauf kommt es nicht mehr an: Weil das junge Paar zusammen mit seinem Anwalt vier Jahre lang mit allen Mitteln das nationale und das internationale Recht ausgereizt hat, darf es in der Schweiz bleiben – auch ohne recht zu bekommen.

Quellen:

Entscheid des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte vom 8. 12. 2015: Z. H. and R. H. v. Switzerland (60 119/12)

Urteile des Bundesverwaltungsgerichts vom 20.3.2012 (D-6788/2011), 19. 7. 2012 (D-3687/2012) und 28. 11. 2013 (D-866/2013)

Jahresbericht 2014 des Centre suisse pour la défense des droits des migrants

Der bessere Müller

Von Alex Reichmuth — Christian Wasserfallen ist der Kronfavorit für das FDP-Präsidium. Der Berner Nationalrat wäre als Nachfolger von Philipp Müller ein Glücksfall für die Freisinnigen. Er verkörpert in vielem das Gegenteil des Aargauers.



Wesentliche Unterschiede: FDP-Politiker Wasserfallen (l.), Müller.

Vom «Müller-Effekt» ist in diesen Tagen wieder überall zu hören. Der abtretende Präsident Philipp Müller sei der Grund dafür, dass die FDP nach jahrzehntelangem Abwärtskurs die Trendwende geschafft habe. Denn der Gipsermeister und Unternehmer aus dem Aargau politisiere volksnah und habe seiner Partei ein bodenständiges Image verpasst.

Plus 1,3 Prozent hiess es bei den Parlamentswahlen für die Freisinnigen. Im Nationalrat gewann die Partei drei Mandate, im Ständerat zwei. Erdbebensiege sehen anders aus. Ob der Mini-Erfolg für die FDP tatsächlich mehr als ein Zwischenhoch ist, muss sich erst weisen. Und dass wirklich Müller mit seinem hemdsärmeligen Stil der Partei den nötigen Auftrieb verschafft hat, ist nicht so klar wie oft behauptet.

Ebenso gut könnten andere, auch externe Ursachen dahinterstehen: Die neuen Mitteparteien Grünliberale und BDP haben in den letzten vier Jahren enttäuscht. Etliche ihrer Wähler sind deshalb abgesprungen – manche von ihnen zur bewährten FDP.

Wie auch immer: Ein sehr oft ins Gespräch gebrachter Nachfolger von Philipp Müller ist Christian Wasserfallen, 34 Jahre alt, seit acht Jahren im nationalen Parlament. Noch hält sich der Berner zu seinen Absichten bedeckt. Erst über die Festtage will er entscheiden, ob er antritt.

Mit «jung, engagiert, volksnah» hat der *Tages-Anzeiger* die Anforderungen an das Profil des neuen FDP-Präsidenten umrissen – Hürden, die Wasserfallen locker nimmt: Über «jung»

und «engagiert» muss man keine Worte verlieren, und was «volksnah» angeht, nur so viel: Wasserfallen wurde vor den Wahlen von den Lesern des *Blicks* zum «erfolgreichsten Politiker der letzten Legislatur» erkoren. Die Medien sehen ihn bereits in der Pole-Position und als fast logischen Nachfolger im FDP-Parteipräsidium.

Die grassierende Müller-Euphorie hat aber die Sinne vieler Journalistenkollegen so vernebelt, dass sie übersehen, wie sehr sich der Kronfavorit Wasserfallen von Philipp Müller unterscheidet. In vielem ist der Berner nämlich so etwas wie die Antithese zum Aargauer. Damit sind nicht die politischen Standpunkte gemeint. Hier sind sich Wasserfallen und Müller weitgehend ähnlich: Beide stehen innerhalb der FDP-Fraktion ziemlich rechts. In einer Par-

lamentarierbewertung der NZZ vom September erzielte Wasserfallen einen Wert von 3,5 auf der Skala, die von minus 10 (ganz links) bis plus 10 (ganz rechts) reicht. Nur fünf FDP-Nationalräte waren weiter rechts positioniert. Müller lag bei 2,9. Die Differenz zu Wasserfallen ist damit gering.

Wesentlich sind auch nicht die ganz offensichtlichen Unterschiede: Wasserfallen ist fast dreissig Jahre jünger als Müller. Und er ist ein Städter, während der abtretende Präsident vom Land kommt. Entscheidend sind hingegen tieferliegende Differenzen. Sie haben mit Stil zu tun und mit Charakter. Es geht weniger darum, welche Positionen die beiden vertreten, als darum, wie sie sie vertreten.

Bei Themen wie Migration, Asyl, Sicherheit und Landwirtschaft tickt er anders als die SVP.

Bei Philipp Müller wird man den Eindruck nie los, es mit einem Opportunisten zu tun zu haben. Dazu nur ein Beispiel: Im Januar 2012 fragte *Der Sonntag* Nationalrat Müller, damals noch nicht Präsident, ob die Asylsituation ausser Kontrolle geraten sei. «Wir haben nichts mehr im Griff», klagte dieser. Die Situation sei «blamabel». Mittlerweile, Ende 2015, liegt die Zahl der Asylbewerber um mindestens die Hälfte höher. Im letzten August aber verneinte Parteipräsident Müller die Frage der Sonntagspresse, ob es ein Asylchaos gebe: «Natürlich nicht, das ist Blödsinn.» Und weiter: «Unser Staat funktioniert, es läuft.»

Sicher, es ist ein Unterschied, Präsident zu sein oder einfacher Parlamentarier. Als Präsident muss Müller den Standpunkt der Partei vertreten, nicht nur sich selber. Dennoch: Wenn einer 2012 faktisch sagt, es gebe ein Asylchaos, und heute beschwichtigt, alles laufe und funktioniere im Asylbereich, stimmt etwas nicht.

Typisch in obigem Beispiel ist auch Müllers Wortwahl. Er sagte «Blödsinn», wo er auch nur «Das stimmt nicht» hätte sagen können. Ein anderes Lieblingswort Müllers ist «Chabis». Sich einer markigen Sprache zu bedienen, scheint dem «König des Brusttrommelns» (*Blick*) das Gefühl zu geben, besonders profiliert zu sein.

Sein möglicher Nachfolger Christian Wasserfallen wirkt ganz anders. Der Berner ist zwar ebenfalls nicht um klare Worte verlegen, verliert dabei aber nicht den Anstand. Dass er die Bezeichnung «Arschloch» verwendet, wie es Müller 2012 im Zusammenhang mit UBS-Chef Sergio Ermotti tat, ist undenkbar. Wasserfallen bringt seine Positionen ebenfalls präzise zur Geltung. Er bleibt dabei aber ruhig und sachlich. Und vor allem ist er nicht selbstverliebt. Oder pointierter gesagt: Es ist zwar möglich, dass sich auch Wasserfallen manchmal wie

Mick Jagger fühlt. Aber im Gegensatz zu Müller würde er es nie sagen.

Und vor allem hat Christian Wasserfallen eine Linie. Aus seinem Herzen macht er auch dann keine Mördergrube, wenn seine Meinung nicht der dominierenden Stimmung entspricht. Das zeigte sich 2011, nach dem AKW-Unfall in Fukushima. Die politische Schweiz faselte damals von einer energiepolitischen Zeitenwende. Schwärmereien über den Segen der Wind- und Solarenergie machten sich breit. Die Mitteparteien stellten ihre Fahnen in den Wind.

In der FDP wusste man zwar, dass die vielbeschworene Energiewende eine Utopie ist, aber es getrauten sich nicht mehr viele, wie vorher klar die Position «Pro Atomenergie» zu vertreten. Also lavierte die Partei, damals noch unter Müllers Vorgänger Fulvio Pelli, herum. Sie war ein bisschen für den Atomausstieg, ein bisschen dagegen. Nur wenige Freisinnige bewahrten Haltung – unter Führung von Wasserfallen. Er wies unbeirrt auf die Widersprüche der neuen Energiestrategie hin. Er betonte, wie wichtig eine sichere Stromversorgung sei. Und er nahm in Kauf, sich damit unbeliebt zu machen, auch innerhalb seiner Partei. Man darf annehmen, dass sich Wasserfallen damals, nach Fukushima, auch unter den Freisinnigen etwas einsam gefühlt hat.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* wird deutlich, dass sich Christian Wasserfallen auch künftig kaum verbiegen wird. Er ist weit mehr als «der Nette», den die *NZZ am Sonntag* in ihm sieht. Seine Positionen umreisst der ehemalige Physikstudent und heutige Maschineningenieur mit geradezu naturwissenschaftlicher Präzision. Dabei wird klar, dass Wasserfallen nicht etwa ein verkappter SVPLer ist: Bei Themen wie Migration, Sicherheit, Asyl oder Landwirtschaft vertritt er ganz andere Standpunkte als die Volkspartei.

Der Mann hat also Format. Und Format kann jeder Partei nur guttun. Und falls wirklich der «Müller-Effekt» für den jüngsten Aufwärtstrend der FDP verantwortlich sein sollte, müssten die Freisinnigen dem Aargauer für seine vorzeitige Rücktrittsankündigung geradezu dankbar sein. Denn die Wirkung seines Cowboy-Stils hätte sich beim Wahlvolk wohl rasch erschöpft. Wasserfallen hingegen hat mit seiner geradlinigen Art ohne Starallüren das Potenzial, die Partei zu weiteren Erfolgen zu führen. Er wäre für die FDP ein Glücksfall.

Ob er wirklich kandidieren will, wird er sich allerdings genau überlegen. Einerseits war es für Wasserfallen eine Enttäuschung, dass er jüngst im Kampf um das Fraktionspräsidium gegen Ignazio Cassis klar verlor und nur 16 von 54 Stimmen bekam. Andererseits wird er auch bei guten Wahlchancen das Parteipräsidium gegen Alternativen abwägen. 2018 sind im Kanton Bern Wahlen. Dann könnte er für seinen Parteikollegen Hans-Jürg Käser in die Regierung nachrücken. ○



«Interessenkonflikt».

Verbände

Im Zweifel gegen Blatter

Von Roger Köppel — Das brutale, fragwürdige Verdikt der Fifa-Ethiker gegen Sepp Blatter.

Die Fifa-Ethikkommission hat nun also doch eine achtjährige Sperre gegen Fifa-Präsident Sepp Blatter ausgesprochen. Der Suspendierte legt gegen das Urteil Berufung ein. Die Presse und seine Kritiker giessen kübelweise Häme aus.

Was genau das Delikt sein soll, das die drakonische Massnahme gegen den bald achtzigjährigen, ohnehin abtretenden Präsidenten rechtfertigt, bleibt nebulös. Blatter habe nicht einleuchtend begründet, schreiben die Ankläger, warum und wofür er seinem früheren Mitstreiter Michel Platini im Jahr 2011 rund zwei Millionen Franken Lohn nachzahlte.

Blatter sagt, es habe sich um die Einlösung einer mündlich abgemachten Schuld für geleistete Arbeit gehandelt. Die Fifa-Ethiker glauben das nicht. Es steht Aussage gegen Aussage. Die Ethikammer behauptet indirekt, Blatter würde lügen. Für diesen schweren Vorwurf allerdings kann sie keine Beweise vorlegen. Der rechtsstaatliche Grundsatz «Im Zweifel für den Angeklagten» ist ausser Kraft.

Blatter habe, sagt die Fifa, nicht «nachweisen» können, dass es mit Platini eine mündliche Abmachung gegeben habe. Seit wann muss ein Beschuldigter vor Gericht seine Unschuld «nachweisen»? Im Fifa-Urteil heisst es, für die Platini-Zahlung gebe es keine «rechtliche Grundlage». Wieder falsch. Nach Schweizer Recht sind mündliche Verträge gültig.

Blatter hat den Trümmerhaufen Fifa in einen blühenden Betrieb verwandelt. Wenn man ihn am Ende seiner Laufbahn mit einer Sperre demütigen will, sollte man bessere Argumente haben als «seine Behauptung wurde als nicht überzeugend erachtet.» Die Fifa schreibt selber, für Korruption hätten die Beweise «nicht gereicht». Durch die Zahlung aber habe sich der Schweizer in einen «Interessenkonflikt» gebracht. Den Nachweis freilich bleibt die Fifa schuldig, warum sie gegen Blatter innert so kurzer Frist auf so dünner Grundlage so brutal zuschlägt. ○

Auftrag erfüllt

Von Alex Baur — Sie waren bereit, ihr Leben für die Schweiz zu opfern. 1990 wurde ihre Truppe enttarnt und mit Schimpf und Schande aufgelöst. Kürzlich wurden die letzten Veteranen der geheimen Einheit P-26 diskret, aber in allen Ehren aus dem Dienst entlassen. Hans-Rudolf Strasser war einer von ihnen.

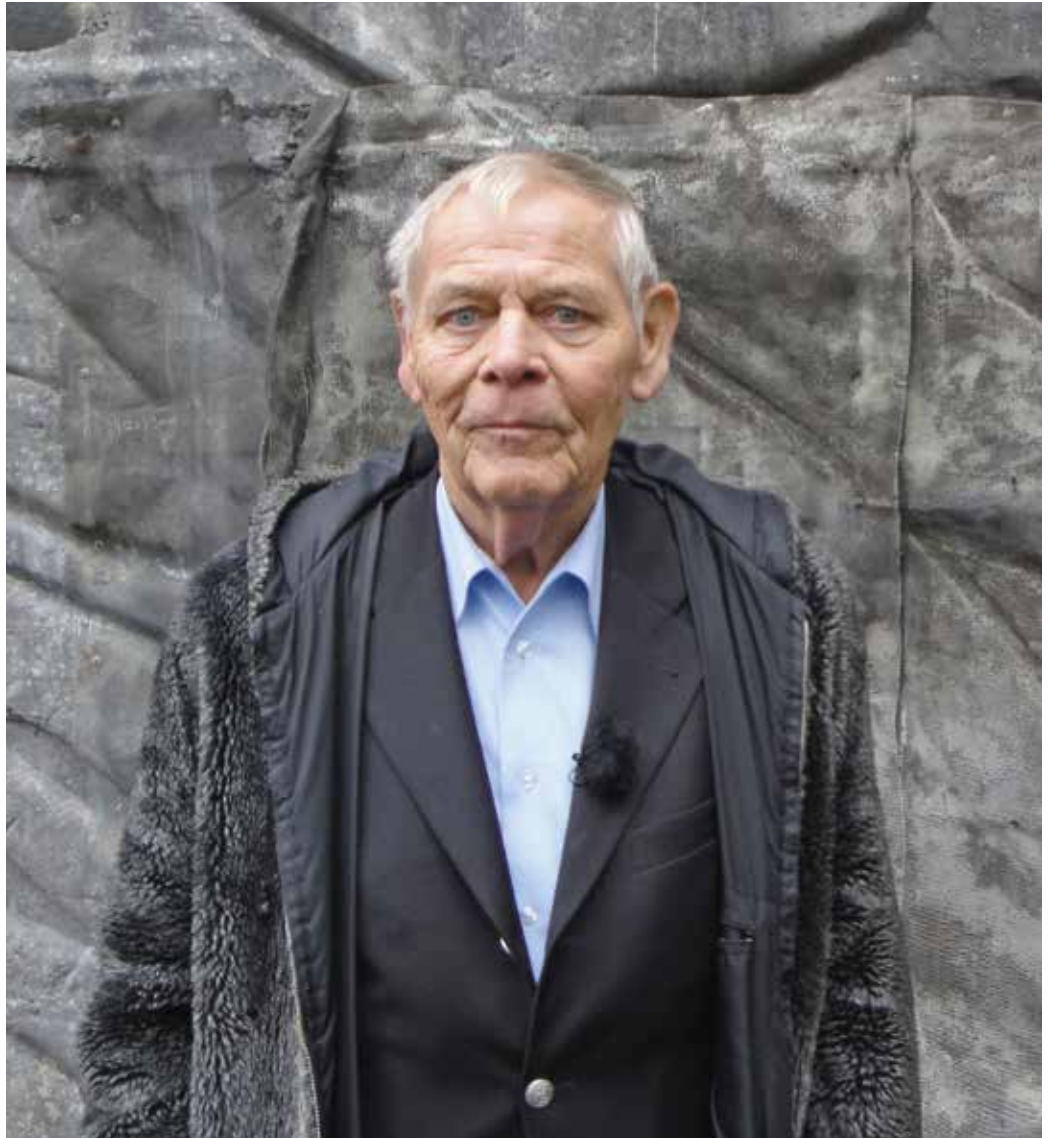
Die Stimmung war feierlich am 17. November in der altherwürdigen «Salle des Rois de l'Arquebuse», das Protokoll eher militärisch. Die meisten Gäste, die der Genfer Sicherheitsdirektor Pierre Maudet begrüßte, waren älteren Semesters, der eine oder andere humpelte am Stock. Doch alle sangen sie aus voller Kehle mit, als die Militärkapelle Landwehr den Schweizerpsalm und bei der Totenehrung «Ich hatt' einen Kameraden» anstimmte. Der *brisé de la marmite*, ein alter Brauch, mit dem man in Genf gerne Staatsgäste beehrt, verlieh dem Anlass eine besondere Weihe.

Auf dem Höhepunkt der Feier wurden 24 Urkunden und 24 Sackmesser mit einer Widmung des Bundesrates ausgehändigt. Das ist der Lohn für 24 Veteranen, Männer und Frauen, die sich bereit erklärt hatten, anonym und ohne Aussicht auf Ruhm ihr Leben für die Schweiz zu opfern. Vor exakt 25 Jahren schickte sie der Bund mit Schimpf und Schande in die Wüste. Einige von ihnen – etwa die bekannte Genfer Philosophin Jeanne Hersch – haben die Ehrung nicht mehr erlebt, der Dank wurde von alten Freunden empfangen. Damals, vor 25 Jahren, als Hersch aus der Sozialdemokratischen Partei austrat, durfte sie den Grund ihrer Enttäuschung nicht nennen. Die strikte Geheimhaltung galt für sie wie für alle andern, sie nahm ihr Wissen mit ins Grab.

Geheim bis zum letzten Atemzug

Die späte Anerkennung in Genf wurde nur vom *Walliser Boten* vermerkt. Der Autor des Beitrags, Georges Tscherrig, hatte an der Ehrung teilgenommen an der Stelle seines verstorbenen Vaters, eines bekannten Verlegers in Brig. Dabei bildete die Feier den Abschluss von einem Dutzend offizieller Verdankungen. Ob auf der Kyburg, in der Schlosskirche zu Spiez, auf dem Militärflugplatz von Locarno oder auf dem Schloss Ebenrain in Sissach ehrten Regierungsvertreter in den letzten sechs Jahren rund 2000 Frauen und Männer, die zwischen 1940 und 1990 dem geheimen Widerstand gedient hatten. Die Feierlichkeiten gingen weitgehend unter dem medialen Radar durch. Und das war gewollt so. Sie hatten die Aufmerksamkeit nie gesucht, die alten Kämpfer, es war eine Frage der Ehre.

Bei den Feiern war stets ein etwas untersetzter, hagerer Mann zugegen, der selten et-



«Die Vergesslichkeit vieler Politiker war schon peinlich»: «Club 717»-Präsident Strasser.

was sagte und höchstens durch seinen scharfen Blick auffiel. Als Präsident des «Club 717» hatte Hans-Rudolf Strasser, zusammen mit dem Militärhistoriker Felix Nöthiger, die Rehabilitation der Veteranen im Stillen eingefädelt, organisiert und abgeschlossen. Strasser weiss, wovon er redet, wenn er denn nur redet. Doch das ist nicht so einfach. Denn er gehörte selber der geheimen Truppe an, und das schon lange bevor sie nach den Ideen des schillernen Obersts Albert Bachmann 1976 zum «Projekt 26» (P-26) umgemodelt wurde. Wir treffen den 79-Jährigen in seiner bescheidenen Wohnung in Bern.

Herr Strasser, wie kamen Sie zum geheimen Widerstand?

Von Haus aus bin ich eigentlich Journalist. Schon vor meinem in Basel abgeschlossenen Rechtsstudium schrieb ich für diverse Blätter, später arbeitete ich für die *Basler Nachrichten* und den damaligen Kurzwellendienst des Schweizer Radios. 1973 wechselte ich in den Informationsdienst des Eidgenössischen Militärdepartements. In der Armee brachte ich es bis zum Oberst im Armeestab. Bereits 1969 wurde ich in den Spezialdienst der UNA einberufen, wie das damals hiess. Das war die geheime Einheit, die den Widerstand im Falle einer Besetzung der Schweiz vorbereitete. Das Ganze war damals noch recht dilettantisch angelegt. Unsere Übungen fanden im Berner Strassenverkehrsamt in aller Öffentlichkeit statt. Das änderte sich

mit der Übernahme des Dienstes durch Generalstabsobers Oberst Bachmann und mit der Gründung der P-26.

Inwiefern änderte sich das Konzept?

Der geheime Widerstand geht auf 1940 und General Guisan zurück, als man mit einer Besetzung durch Nazideutschland rechnen musste. Nach dem Weltkrieg kam die Bedrohung von der Sowjetunion. Seit 1949 kaufte man einen Teil der Ausbildung beim britischen Nachrichtendienst MI6 ein. Mit Oberst Bachmann und der Reorganisation zur P-26 wurde einfach alles professioneller, aber das Prinzip war dasselbe. Die Geheimhaltung bekam allerhöchste Priorität, die Mitglieder des Widerstandes, die im sogenannten «Schweizerhof», einer Festungsanlage in Gstaad, ausgebildet wurden, kannten sich untereinander nicht. Was einer nicht weiss, so die Devise, kann er unter der schlimmsten Folter nicht verraten. Unsere Aufgabe war die Verunsicherung des Feindes durch Sabotage und Propaganda. Terroranschläge auf feindliche Truppen waren nicht geplant, weil solche auf die Zivilbevölkerung hätten zurückfallen können. Unsere Truppen, Männer wie Frauen aus allen Bevölkerungsgruppen und politischen Strömungen, wurden zwar im Umgang mit Pistolen ausgebildet. Doch diese wurden nach den Übungen immer eingezogen. Sie hätten vor allem der Selbstverteidigung zu dienen gehabt – und zum Suizid in einer ausweglosen Situation.

Als die P-26 nach dem plötzlichen Ende des Kalten Krieges 1990 von einer Parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) geoutet wurde, ergossen sich kübelweise Hohn, Verachtung und auch mal offener Hass über die Veteranen. Die Geheimtruppe gab Anlass zu den wildesten Spekulationen. Vieles wirkte im Rückblick skurril, doch viele Medienberichte waren gemäss Strasser verzerrt und übertrieben, einiges wurde schlicht erfunden. Längst war eine neue Generation herangewachsen, welcher die brutale Logik des Krieges und der Besetzung völlig fremd war. Doch selbst wenn man sich für ihre Sicht der Dinge interessiert hätte, durften die Widerständler nicht widersprechen. Die strikte Geheimhaltung, die sie verinnerlicht hatten, galt auch nach der Zerschlagung der Organisation weiter.

Gemäss der PUK war die P-26, die der Bundesrat noch vor Erscheinen des Kommissionsberichtes auflöste, eine Art Privatarmee innerhalb der Armee, ohne rechtliche Verankerung und staatliche Kontrolle. Kaum war der Bericht publiziert, outete die *Weltwoche* im November 1990 Generalstabsobers Efreim Cattelan als Kopf der P-26. Wenige Wochen später machte das Schweizer Radio

die geheime Funktion von EMD-Sprecher Hans-Rudolf Strasser im Kader des Widerstandes publik. Der damalige Verteidigungsminister Kaspar Villiger (FDP) stellte ihn sofort frei.

Wie erlebten Sie Ihren Abgang, Herr Strasser?

Das war eine kurze Sache. Das Gespräch mit Bundesrat Villiger dauerte höchstens eine Minute. Villiger warf mir vor, ihn hinter das Licht geführt zu haben. Ich empfinde diesen Vorwurf bis heute als ungerecht. Ich hatte mich unter rigorosen militärischen Strafrechtsandrohungen zu absolutem Stillschweigen verpflichtet, und dieses galt natürlich auch gegenüber meinem Arbeitgeber.

Sind Sie verbittert?

(Lacht) Nein. Etwas enttäuscht wohl, aber wer in einer geheimen Organisation arbeitet, muss immer mit der Enttarnung rechnen. Es war natürlich unangenehm. In der ersten Zeit bin ich untergetaucht, zusammen mit meiner Frau, die aber bereits nach drei Tagen wieder zur Arbeit im auswärtigen Departement ging. Ich arbeitete in den folgenden zwei Jahren für das EMD von zu Hause aus, danach wurde ich frühzeitig pensioniert. Sie mögen staunen: Der ganze Rummel hatte für mich auch etwas Erleichterndes. Mit dem Ende der sowjetischen

«Die Behauptung, die P-26 sei eine private, illegale Parallelarmee gewesen, ist einfach falsch.»

Bedrohung hatte sich die Lage verändert. Nur soll man sich keine Illusionen machen – die Bedrohung ist einfach anders geworden, aber nicht harmloser. Die Migration aus dem arabischen Raum zum Beispiel birgt ein Gefahrenpotenzial in sich, von dem sich viele keine Vorstellung machen.

Sie waren also mit dem PUK-Bericht einverstanden?

Nein, er war sehr einseitig. Vor allem die Behauptung, die P-26 sei gleichsam eine private, illegale Parallelarmee gewesen, ist einfach falsch. Abgesehen davon, dass man mit 300 Mann sicher keinen Putsch zuwege bringen könnte, wie die linksgesteuerte PUK behaupten wollte, stand der Widerstand immer unter der festen Kontrolle des EMD. Die ganze Infrastruktur gehörte der Armee, sämtliche Waffen und Sprengmittel wurden von der Armee gelagert und verwaltet. Dass die P-26 auf den Zweiten Weltkrieg zurückging, wurde einfach ausgeklammert. Natürlich macht eine Geheimorganisation nur Sinn, wenn ihre Strukturen geheim bleiben. Doch das Parlament und der Bundesrat wussten immer, dass es den Widerstand gibt, er wurde in ihrem Auftrag aufgebaut.

1981 hat das Parlament sogar offiziell beschlossen, auf ein Aufsichtsgremium über die geheimen Dienste zu verzichten. Die Vergesslichkeit vieler Politiker war schon peinlich. Und dass Nationalrat Helmut Hubacher gegen den Generalstabschef eine Strafanzeige einreichte, die natürlich abgewiesen wurde, war Politikabarett pur. Hubacher war schon bei den Parlamentsdebatten von 1973 und 1981 dabei gewesen, als das Thema beraten wurde, und er hatte für den Widerstand im feindbesetzten Gebiet sogar anerkennende Worte geäussert.

Hat die PUK auch etwas Positives gebracht?

(Lacht) Ja, ich musste die Ära Ogi im EMD nicht mehr erleben. Aber eines will ich doch noch festhalten: Wir haben unsere Mitglieder offensichtlich nicht schlecht ausgewählt. Alle haben die Geheimhaltung strikte gewahrt, ohne eine einzige Ausnahme. Darauf bin ich stolz.

Obwohl es im geheimen Widerstand eine Reihe prominenter Persönlichkeiten und Vertreter sämtlicher politischen Parteien gab, waren Strasser und Cattelan tatsächlich die Einzigen, die gegen ihren Willen geoutet wurden. Als der Bundesrat die P-26 auflöste, stellte er den Mitgliedern ein Merkblatt zu, auf dem er sie zur weiteren Geheimhaltung verpflichtete. Danach wurden die Akten versiegelt und im Bundesarchiv eingelagert, wo sie frühestens ab 2041 der Forschung zur Verfügung stehen. Wie die Geschichte über die militärische Strategie der Schweiz im 20. Jahrhundert urteilt wird, wird sich erst dann zeigen.

Doch so lange mochten Strasser und Nöthiger nicht warten. 2005 gründeten sie mit Ehemaligen den Club 717. Die Zahl 717 bezieht sich auf die entsprechende Ziffer im Gesamtverteidigungskonzept von 1973, unter der die Doktrin des geheimen «Widerstands im feindbesetzten Gebiet» ganz offiziell und auch für vergessliche Politiker jederzeit einsehbar festgehalten wurde. In langwieriger Detektivarbeit machte der Klub einen Grossteil der übers ganze Land verstreuten Veteranen ausfindig. Es war ein stilles Heer von Patrioten – Lehrer, Handwerker, Unternehmer, Pfarrer, Krankenschwestern –, die diskret und einzig getragen von der inneren Überzeugung, das Richtige zu tun, zahllose Stunden ihres Lebens ihrem Heimatland geopfert hatten.

Unter der Leitung von Verteidigungsminister Ueli Maurer hob der Bundesrat 2009 die Geheimhaltungspflicht auf. Erst jetzt konnte die Entlassung der Veteranen aus dem Dienst mit allen Ehren beginnen. Sie wurde vor wenigen Wochen in Genf abgeschlossen. Hans-Rudolf Strasser ist gesundheitlich angeschlagen. Seinen Lebenslauf für die Abdankung hat der gewissenhafte Basler schon mal niedergeschrieben. Nun kann er in Ruhe abtreten. Auftrag erfüllt. ○

Fauler Apfel

Von Wolfgang Koydl — Das Kopftuchurteil des Bundesgerichts vergiftet das soziale Klima in St. Gallen. Derweil schmiedet der Urheber schon neue Pläne.



Als nächstes Ziel hat er sich die Schulweihnachtsfeier vorgenommen: Dauerkläger Tahirovic.

Über ihren derzeit wohl prominentesten Mandanten reden sie nicht so gerne in der St. Galler Kanzlei «Anwälte 44». «Dazu kann ich Ihnen gar nichts sagen», beteuert die Sekretärin, nachdem sie Rücksprache gehalten hat. Die Zurückhaltung ist überraschend, schliesslich hat die Advokatin Evelyne Angehrn diesen Mandanten erfolgreich vor dem Bundesgericht vertreten: Die Lausanner Richter sprachen dem vierzigjährigen Bosnier Emir Tahirovic das Recht zu, seine vierzehnjährige Tochter mit einem muslimischen Kopftuch in die Schule zu schicken. Doch die Kanzlei will noch nicht einmal bestätigen, dass Angehrn den Mann aus St. Margrethen überhaupt juristisch betreute. Für Auskünfte möge man sich bitte an den Islamischen Zentralrat Schweiz (IZRS) wenden.

Dort versteht man die Verschwiegenheit der Kanzlei. Ja, Frau Angehrn habe Tahirovic vertreten, und zwar auf Ersuchen des IZRS, bestätigt Generalsekretärin Ferah Ulucay. «Die <Anwälte 44> sind uns ausdrücklich empfohlen worden, und wir sind sehr zufrieden mit ihrer Arbeit», lobt sie die juristischen Bemühungen. Warum aber stellt die Kanzlei dann ihr Licht unter den Scheffel? «Wahrscheinlich will man die Publizität nicht, die den Fall umgibt», vermutet Ulucay. Da könnte sie recht haben. Wer will schon in den Ruch geraten, ein Salafisten-Anwalt zu sein, vor allem, wenn er Paul

Rechsteiner heisst und SP-Ständerat und Gewerkschaftsboss ist. Ihm gehört die Sozietät.

Wer neuerdings ebenfalls schweigt, ist jener Mann, um den sich alles dreht und der mehr als alle anderen dazu beiträgt, das Klima in der Gemeinde zu vergiften. Tahirovic macht seit Jahren Probleme: Seit Eintritt seiner Ältesten in den Kindergarten setzte er alle Hebel in Bewegung, um sie vor dem angeblich verderblichen christlichen Einfluss zu bewahren. Seitdem hat er immer wieder Ausnahmen und Sonderregelungen für das Mädchen auf Grundlage seines

«Ein Fall wie er macht alles kaputt, was wir in Sachen Integration aufgebaut haben.»

islamischen Glaubens gefordert: Alles, was nach Brauchtum aussah, war ihr verboten, dito der Schwimmunterricht und Fahrten ins Klassenlager. Die Schule wirft ihm zudem vor, nicht mit weiblichem Lehrpersonal zu kooperieren und nicht zu Elternabenden zu erscheinen – Vorwürfe, die Tahirovic zurückweist: Das Gespräch mit Lehrerinnen habe er nicht «grundsätzlich» verweigert, und er sei «vielleicht einmal» nicht zum Elternabend gekommen.

Zu landesweiter Berühmtheit brachte es Tahirovic, als er seiner Tochter vor zwei Jahren

eigenmächtig den Schulbesuch verbot, weil sie nach Überzeugung der Schule nicht mit Kopftuch am Unterricht teilnehmen durfte. Er klagte gegen den Entscheid der Schule, so wie er überhaupt gerne klagt. Zeit dafür hat er, denn Tahirovic ist meist arbeitslos und lebt von der Sozialhilfe. Er verstehe selber nicht, weshalb ihn alle mieden, lamentierte er einmal in einem Interview, er sei ein ganz umgänglicher Typ. «Ich bin ein Salafist, kein Terrorist», stellte er dann noch mit augenscheinlichem Talent für knackige Aussagen klar.

3500 Unterschriften ohne Erfolg

Tahirovic war vor 25 Jahren als Fünfzehnjähriger aus Bosnien in die Schweiz gekommen. Zum fundamentalistischen Islam fand er beim Wehrdienst in der bosnischen Armee. Seitdem verurteilt er den Islamischen Staat, aber er verehrt Saudi-Arabien für die reine islamische Lehre. Dabei übergeht er, dass das Königreich und das Kalifat zwei Triebe am selben Stamm sind.

Die Lausanner Richter hielten fest, dass «Disziplin und Ordnung im Unterricht» nicht durch ein Kopftuch gestört werden, ebenso wenig wie der religiöse Frieden. Und mit erhobenem Zeigefinger ermahnten sie die Schulleitung: «Aufgabe einer Schule ist es, Toleranz zu predigen und den friedlichen Umgang mit anderen zu fördern, statt Öl ins Feuer zu giessen.» Ein Richter war abweichender Meinung und wies auf die «selbstgewollte Ausgrenzung» der Familie und auf ihr «ostentatives, radikales Anderssein» hin.

Das deckt sich mit der Meinung vieler Einwohner von St. Margrethen, Muslime eingeschlossen. Von denen gibt es eine ganze Menge: 1600 von 5750 St. Margrethern gehören dem muslimischen Glauben an. Die meisten sind, wie von den Bewohnern bestätigt wird, gut integriert. Doch die Aktionen des «bockigen Querulanten» Tahirovic träufeln Gift in die Gemeinde: Muslimische Bürger werden unter Generalverdacht gestellt, und mittlerweile sympathisieren einige Muslime mit Tahirovic, der nach dem Urteilsspruch Oberwasser bekommen hat. Als nächstes Ziel hat er sich die Schulweihnachtsfeier vorgenommen.

«Ein Fall wie er macht alles kaputt, was wir in Sachen Integration aufgebaut haben», sagt ein Bürger, der seinen Namen nicht gedruckt sehen will. «Ein fauler Apfel ruiniert den ganzen Korb. Langsam wird der soziale Frieden in unserer Gemeinde davon tangiert.»

Das sah auch ein Komitee so, das mit einer Petition den Gemeinderat aufforderte, die Niederlassungsbewilligung der Familie zu widerrufen. Obschon 3500 Unterschriften zusammenkamen, brachte der Vorstoss nichts. Denn nach dem eidgenössischen Ausländergesetz muss ein Fremder zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt worden sein, damit ihm die Bewilligung entzogen werden kann. Tahirovic erfüllt diese Voraussetzung nicht. ○

Traumhaftes Schottland

mit MV Lord of the Glens ☀️☀️☀️☀️+

Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 400.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs



Jetzt Katalog 2016 bestellen!



Edinburgh–Inverness–Kyle of Lochalsh–Glasgow

11 Tage ab Fr. 3890.- (Rabatt Fr. 400.- abgezogen, 2-Bettkabine James Watt)

- Loch Ness, Loch Oich, Loch Lochy
- Luxuriöses Schiff mit einmaligem Ambiente
- Schlösser, Burgen, historische Landhäuser
- Caledonian Canal mit «Neptune's Staircase»

Tag	Destination	Programm/Ausflüge
1	Zürich–Edinburgh	Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug via Amsterdam nach Edinburgh. Stadtrundfahrt und Transfer zum Hotel. Übernachtung.
2	Edinburgh	Frühstück im Hotel. Der Tag steht Ihnen zur freien Verfügung. Hotelübernachtung.
3	Edinburgh–Inverness	Morgens Fahrt nach Inverness zum Hotelschiff. Einschiffung. Willkommensdrink, Nachtessen.
4	Inverness–Fort Augustus	Ausflug nach Cawdor Castle. Fahrt durch den Caledonian Canal, der Loch Ness mit drei weiteren Seen verbindet. Passage der romantischen Ruine des Urquhart Castle.
5	Fort Augustus–Banavie	Fahrt über sechs Schleusentreppen durchs Zentrum von Fort Augustus, weiter entlang der Laggan Avenue. Passage der Schleuse von Laggan und Fahrt über Loch Lochy bis Banavie.
6	Banavie–Craignure	Fahrt durch die acht Schleusen der «Neptune's Staircase» bis nach Craignure auf der Insel Mull. Nachmittags Besuch von Duart Castle, bekannt durch den Film «Entrapment».
7	Craignure–Tobermory	Am Morgen Ausflug auf die Isle of Iona, wo 62 schottische Könige, u.a. Duncan, begraben sind. Schifffahrt bis zum bunten Fischerhafen Tobermory auf der Insel Mull.
8	Tobermory–Eigg–Inverie	Fahrt zur Insel Eigg. Weiterfahrt nach Inverie am Fusse des Ben Nevis. Das «Old Forge» ist das abgeschiedenste Pub Grossbritanniens, da nur auf dem Wasserweg erreichbar.
9	Inverie–Kyle of Lochalsh	Fahrt über den Sound of Sleat von Armadale zur Insel Skye, der grössten Insel der Inneren Hebriden. Besuch des Clan Donald Centre. Weiterfahrt nach Kyle of Lochalsh. Ausblick zur Cuillins-Gebirgskette und Besichtigung von Portree. Captains-Dinner.
10	Kyle of Lochalsh–Glasgow	Ausschiffung nach dem Frühstück und Fahrt nach Glasgow. Stadtrundfahrt mit vielen Sehenswürdigkeiten und Übernachtung im Hotel.
11	Glasgow–Zürich	Frühstück im Hotel und Transfer zum Flughafen. Rückflug via Amsterdam nach Zürich. Individuelle Heimreise.

Alle Ausflüge im Preis inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Magna Carta Steamship Ltd.

Reisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

Edinburgh–Glasgow	Glasgow–Edinburgh
28.05.–07.06. 300	17.07.–27.07. 300
11.06.–21.06. 300	
09.07.–19.07. 300	
03.09.–13.09. 400	

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine James Watt	4290
2-Bettkabine David Roberts	5290
2-Bettkabine Superior David Roberts	5690
2-Bettkabine Alexander Graham Bell	5890
Zuschlag zur Alleinbenutzung James Watt	1190

Unsere Leistungen: Kreuzfahrt mit Vollpension, alle Ausflüge, Hotelübernachtungen inkl. Frühstück und Stadtrundfahrten Glasgow und Edinburgh, Flug via Amsterdam mit KLM sowie alle Gebühren und Transfers.

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Allianz Global Assistance), Getränke, Trinkgelder (Empfehlung ca. £ 7.- p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung unter www.thurgautravel.ch)

2-Bettkabine



MV Lord of the Glens*****



MV Lord of the Glens*****

Ehemaliges Hochseeschiff mit Decks aus Teakholz und Innenausstattung aus edlen Harthölzern, was zum Ambiente eines Luxus Schiffes beiträgt. Das Gros der 27 Kabinen (ca. 10 m²) ist mit grossen, nicht zu öffnenden Fenstern ausgestattet, vier haben grosse Bullaugen. Bordausstattung: Dusche/WC, Föhn, Klimaanlage, Telefon, TV/Radio, Safe, Bademänteln und Toilettenartikeln. Vorzügliches Essen im eleganten Restaurant mit grossen Panoramafenstern. Komfortable Lounge, Bar und Bibliothek. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Karin Strübi
Gratis-Nr. 0800 626 550



Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Satz des Jahres

Von Henryk M. Broder — Eine Frage, die uns auch im neuen Jahr beschäftigt wird.



Jedes Jahr kürt die Gesellschaft für deutsche Sprache das «Wort des Jahres». Im Jahre 2013 war es «GroKo», eine Kurzformel für grosse Koalition, die Einheitsfront aus CDU und SPD. 2014 dann «Lichtgrenze» – eine Installation zum 25. Jahrestag des Mauerfalls, die mit über 8000 weissen leuchtenden Ballons den Verlauf der Berliner Mauer markierte. Und heuer das Wort «Flüchtlinge», wobei für die Wahl «nicht die Häufigkeit eines Ausdrucks, sondern seine Signifikanz bzw. Popularität» entscheidend war. «Flüchtling», so die Jury in ihrer Begründung, klinge «für sprachensible Ohren tendenziell abschätzig». So wie Eindringling, Emporkömmling oder Schreiberling, Begriffe, die ebenfalls «negativ konnotiert» seien. Ob das Wort «Flüchtling» seinen negativen Beiklang behalten wird, hängt vermutlich von der Zahl der Flüchtlinge ab, die im kommenden Jahr nach Deutschland kommen werden. Allein im Interesse der Sprachkultur wäre die Einführung einer «Obergrenze» wünschenswert. Aber die wird derzeit von allen politischen Akteuren abgelehnt. Der Zuzug soll nur «reduziert» und «verlangsamt» werden.

Was die Gesellschaft für deutsche Sprache demnächst auf den Weg bringen sollte, wäre der «Satz des Jahres», denn ein Wort reicht nicht, um die Komplexität gesellschaftlicher Vorgänge zu erfassen. Wie wäre es für den Anfang mit der Behauptung: «Das hat nichts mit dem Islam zu tun!», die immer dann erklingt, wenn «Allahu akbar!» schreiende Terroristen ein Blutbad anrichten. Zuletzt konnte man in der NZZ dies lesen: «der Terrorismus [habe] nichts mit dem Islam als Religion zu tun, sondern sei persönlichen Problemen labiler Jugendlicher ohne Perspektive anzulasten».

Freilich: Wenn der islamistische Terrorismus mit dem Islam als Religion nichts zu tun hat, dann müsste es doch auch christliche, jüdische, buddhistische und atheistische Islamisten geben, denn auch in diesen Communities gibt es labile Jugendliche mit persönlichen Problemen und ohne Perspektive. Warum die sich nicht in Luft sprengen, sondern diese Abkürzung ins Paradies den islamischen Islamisten überlassen, ist eine Frage, die uns auch im neuen Jahr beschäftigt wird. In diesem Sinne: Kommen Sie gut rüber!

Niebuhrs Ratschlag

Von Kurt Schiltknecht — Wir sollten der Ungleichheit mit mehr Gelassenheit begegnen und uns auf eine bessere Wirtschaftsentwicklung freuen.

Die Zeit der guten Vorsätze kommt. Den Politikern würde ich das vom amerikanischen Theologen, Philosophen und Politikwissenschaftler Reinhold Niebuhr formulierte Gebet ans Herz legen: «Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.»

Statt soziale Floskeln von sich zu geben, sollten – vor allem die von idealistischen Vorstellungen geleiteten – Politiker zu erkennen versuchen, was man ändern kann und was nicht. Dies ist in der Wirtschaftspolitik nicht immer einfach. Ob und wie stark man das Verhalten der Menschen mit Ratschlägen, mit Regulierungen oder Strafen ändern kann, ist umstritten. Es besteht auch keine Einigkeit darüber, mit welchen Massnahmen das in vielen Köpfen steckende Ziel von Gleichheit und Gerechtigkeit erreicht werden kann. Die Geschichte der letzten hundert Jahre ist voll von Versuchen, mit staatlichen Massnahmen die Einkommens- und Vermögensverteilung zu verbessern. Die Bestrebungen der linken Parteien ziehen sich wie ein roter Faden durch die Wirtschaftsgeschichte. Im Vordergrund standen hohe und progressive Steuern, die Abschaffung des Eigentums und ein stärkeres Eingreifen des Staates in die Wirtschaft. Doch alle Versuche sind über kurz oder lang gescheitert. Das jüngste Beispiel dafür liefert Venezuela. Aber auch die seit Jahren miserable Wirtschaftslage in Frankreich trägt die Handschrift der Sozialisten. Nach hundert Jahren Erfahrung wäre es an der Zeit, dass die linken Parteien, aber auch die im gleichen Fahrwasser schwimmende katholische Kirche und ihr Papst erkennen würden, dass die traditionellen sozialistischen Rezepte weder zu Wohlstand noch zu Gleichheit führen.

Nach Thomas Jefferson, dem dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten und Verfasser der Unabhängigkeitserklärung, ist Demokratie, «wenn sich zwei Wölfe und ein Schaf am Tag darüber unterhalten, was es am Abend zum Essen gibt». Analog dazu könnte man sagen, Demokratie ist, wenn diejenigen mit einem niedrigen Einkommen sich mit den wenigen Reichen darüber unterhalten, wie die hohen Einkommen und die grossen Vermögen verteilt werden sollen. Im Gegensatz zum suggestiven Beispiel von Jefferson lässt sich das Ergebnis im zweiten Bei-

spiel nicht eindeutig voraussagen. Denn trotz einer grossen Mehrheit mit einem niedrigen Einkommen sind auch in einer Demokratie die Einkommen und Vermögen nicht gleichmässig verteilt. Es lassen sich zwar immer wieder auf politischer Ebene erfolgreiche Anläufe zu einer Umverteilung der Vermögen und Einkommen mit progressiven Steuern und einer Ausweitung der Staatsaktivitäten erkennen. Solche Bemühungen finden vor allem dann Unterstützung, wenn sich die Wirtschaft erfolgreich entwickelt.

Wachstum der öffentlichen Hand

Wenn aber das Wirtschaftswachstum wegen des Ausufers der Staatsaktivitäten und der Steuerprogression ins Stottern kommt, einer Rezession oder sogar einer Krise Platz macht, setzt ein Umdenken ein. Diejenigen mit einem niedrigeren Einkommen überlegen sich, ob sich eine Umverteilungspolitik angesichts der daraus resultierenden wirtschaftlichen Probleme lohnt. Spätestens wenn die Lohneinbussen die Vorteile der Umverteilung überwiegen, finden bei den Wahlen und Abstimmungen wirtschaftsfreundliche Ansinnen wie mässige Progression, weniger Regulierungen oder ein geringeres Eingreifen des Staates vermehrt Anklang. Dieses Abstimmungs- und Wahlverhalten erklärt,



weshalb es vor allem in Ländern mit einem Zweiparteiensystem immer wieder zu Regierungswechseln zwischen rechts und links kommt. Diese Wechsel sind einer erfolgreichen Wirtschaftsentwicklung abträglich, zumal es die wirtschaftsfreundlichen Parteien selten schaffen, die schädlichen Folgen von übermässigem Wachstum der öffentlichen Hand und Umverteilungspolitik vollständig rückgängig zu machen. Der Trend zu mehr Regulierungen und das Ausufers der staatlichen Aktivitäten manifestieren sich weltweit in einem langsamen Verflachen des Wachstumstrends. Vor diesem Hintergrund wäre es für alle an der Zeit, zu erkennen, dass mit einer sozialistischen Wirtschaftspolitik weder der Wohlstand vermehrt noch die Einkommens- und Vermögensverteilung ausgeglichener gestaltet werden können. Gleichzeitig sollte man dem Ratschlag von Niebuhr folgen und im Hinblick auf das Potenzial einer freiheitlich organisierten Gesellschaft und Wirtschaft die Ungleichheit mit Gelassenheit hinnehmen und sich auf eine bessere Wirtschaftsentwicklung freuen.

Das amerikanische Malaise

Von Hansrudolf Kamer — Die amerikanischen Perspektiven zum Jahreswechsel sind ungemütlich. Trotz Zinswende stottert die Wirtschaft vor sich hin, und die Politik zeigt keinen Ausweg.



Zwar hat der Kongress zum ersten Mal seit langem einen vernünftigen Budgetdeal zustande gebracht. Der neue Speaker des Repräsentantenhauses, Paul Ryan, versteht sein Geschäft, und das Resultat lässt sich sehen. Doch die Aussichten in Bezug auf die Präsidentschaftswahlen sind suboptimal.

Der ruppige Immobilienmogul Donald Trump dominiert das republikanische Auswahlverfahren kurz vor Beginn der Vorwahlen (Primaries). Die Rede ist inzwischen von einem Parteitag im Sommer, der wie vor Urzeiten den Kandidaten anhand eines Pokerspiels in den *smoke-filled rooms* bestimmt. Geraucht wird nicht mehr, aber die Hinterzimmer gibt es noch.

Schwingt «The Donald» auch hier obenauf, spaltet sich die Republikanische Partei, und die Präsidentschaft wird Hillary Clinton auf dem Silbertablett serviert – ohne einen Kampf, ohne eine scharfe Diskussion über deren wachstumsfeindliche und fantasielose politische Agenda. Es wäre nicht zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte.

Trump ist der grosse Aussenseiter, der grosse Aufwiegler, der grosse Verführer. Er hält sich beharrlich an der Spitze der Umfragen, und Voraussagen hinsichtlich seines baldigen Ablebens waren verfrüht. Wenn sich das politische und sonstige Establishment darüber aufregt, dass Trump sich nicht an die Regeln des guten Geschmacks hält, gewinnt er nur noch mehr. Er dominiert die Schlagzeilen, die Debatten und den virtuellen Raum in allen Medien.

Er ist ein Symptom tiefer Unzufriedenheit und ein lauter Herold des Wandels. Auch in Amerika geht es darum, ob die Wahlen eine Regierungsmannschaft hervorbringen, die endlich wieder die Bedingungen für Prosperität schafft und den Bürgern Sicherheit garantieren kann. Wie vielenorts in Europa ist das gegenwärtige Personal weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Der Hintergrund ist eine Wirtschaft, die lahmt. Für die grosse Mehrheit von Arbeitern und Angestellten, die nicht über eine hochklassige Ausbildung und entsprechende Fähigkeiten verfügen, werden keine Jobs und Einkommen mehr generiert.

Während sich dieser Mangel in Europa in hoher Arbeitslosigkeit äussert, krankt Amerika an einer tiefen Beschäftigungsquote, die auf dem Niveau der frühen achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts verharrt. Zu viele suchen keine Arbeit mehr und fallen aus der Arbeitslosenstatistik, die besser aussieht, als sie es verdient. Neue Arbeitsplätze werden zwar geschaffen, aber im unteren Niedriglohnsektor, wo es kaum Aufstiegschancen gibt.

Wirtschaftliche Unsicherheit, demografische Ressentiments und Angst vor Terroranschlägen sind der Nährboden, auf dem Politiker gedeihen, die diese missliche Lage ansprechen und nichts beschönigen. Trump ist einer, der mit klaren Aussagen ohne Scheuklappen die Anliegen vieler enttäuschter Amerikaner vertritt.

Das tönt manchmal rau, ist nicht für die gute Stube bestimmt. Die Medien zeigen ihn regelmässig mit verzerrtem Gesichtsausdruck, wild gestikulierend, als sei hier ein Spastiker dem Irrenhaus entronnen.

Nach der Schiesserei in San Bernardino, die sich als islamistischer Terroranschlag entpuppte, erklärte Trump, er wolle alle Muslime so lange an der Einreise in die USA hindern, bis man herausgefunden habe, was hier los sei. Dann brach ein Tsunami der Empörung über ihn herein – und Trump legte an Popularität

zu. Statt sich mit ihm und seinen Äusserungen argumentativ auseinanderzusetzen, greifen die Machthaber zum Bannstrahl der Exkommunikation.

Bei der letzten Debatte in Las Vegas bekräftigte er, dass er bei einer Niederlage in den Primaries nicht als Unabhängiger kandidieren werde. Der letzte potente Alleinkämpfer war Ross Perot 1992 gewesen, der in einem Dreierrennen 19 Prozent der Stimmen machte und George Bush Vater die Wiederwahl kostete. Doch die Gefahr für die Republikaner besteht diesmal eher darin, dass Trump die Nomination der Partei schliesslich gewinnt.

Kandidaten das Fürchten gelehrt

Was noch im Frühling als schlechter Witz galt, ist inzwischen einer Mischung aus Hysterie, Schadenfreude und Resignation gewichen. Doch zunächst steht der Realitätscheck bevor – die Primärwahlen. Wahlen und Umfragen sind nicht dasselbe. In den Debatten zeigte Trump oft bemerkenswerte Wissenslücken, die er mit der gewohnten Bravado des Fernsehprofis überspielte. Die berechtigte Frage des Neurochirurgen Ben Carson, des anderen Aussenseiters, wie viel ein Präsidentschaftskandidat von den realen politischen Verhältnissen eigentlich wissen müsse, blieb unbeantwortet.

Trumps Unterhaltungswert im Vorwahlkampf war grossartig, und er hat etwas bewirkt. Er hat die «richtigen» Kandidaten das Fürchten gelehrt und ihnen ins Pflichtenheft geschrieben, dass Volkes Stimme gehört werden will. Politik ist nicht ein Schattenboxen oder ein abgehobenes Techtelmechtel unter Gleichgesinnten. Nun beginnt der Ernst des Lebens – mit oder ohne Donald Trump. Man wird ihn bald vermissen.



Man wird ihn bald vermissen: Donald Trump.

Stöcklis vierzig Verfassungsrichter

Von Christoph Mörgeli

Wer das Schweizer Staatsrecht kennt, traut seinen Ohren kaum. Der Berner SP-Ständerat Hans Stöckli sagte zur *NZZ am Sonntag*: «Als Ständeräte sehen wir uns auch als Hüter der Verfassung, weil es in der Schweiz keine Verfassungsgerichtsbarkeit gibt.» Wie bitte? Richtig ist der zweite Teil des Stöckli-Satzes: Die Schweiz kennt tatsächlich keine Verfassungsgerichtsbarkeit. Falsch ist der erste Teil des Stöckli-Satzes: Den Ständeräten obliegt keineswegs exklusiv die Hütung der Verfassung. Dies ist in erster Linie Aufgabe unseres Souveräns – des Schweizer Volks.

Auch wenn sich manche Ständeräte gerne als Regierende oder Richter ausgeben; sie sind nichts weiter als gewöhnliche Parlamentarier, die genau dieselben Geschäfte beraten wie die Nationalräte. Die dritte, die judikative Gewalt neben Bundesrat und Parlament ist seit 1848 das Bundesgericht. Dieses kann sich nicht über die andern beiden Gewalten aufschwingen; die Schweizerinnen und Schweizer wollen ausdrücklich, dass die demokratischen Entscheide Vorrang vor der rechtlichen Auslegung haben.

Schon 1939 forderte ein Komitee mit einigen Staatsrechtsprofessoren mittels Volksinitiative ein Verfassungsgericht. Die Gegner aber sagten: Wir wollen keinen Richterstaat. Im nazistischen Deutschland zeigte sich drastisch, wie schnell sich Richter der Macht des Zeitgeistes beugten. 71 Prozent der Stimmenden und alle Kantone fanden, das Volk sei der beste Hüter der Verfassung und der Grundrechte. Immer wieder verlangten seither entsprechende Vorstösse eine Verfassungsgerichtsbarkeit. Zuletzt hat ausgerechnet der Ständerat 2012 diese Verfassungsgerichtsbarkeit verworfen.

Woher kommt Hans Stöcklis plötzliche Machtanmassung? Er und 39 weitere Ständeräte bekämpfen die Umsetzungsinitiative zur SVP-Ausschaffungsinitiative. Sie wollen gegen den ausdrücklichen Willen des Souveräns den damals verworfenen Gegenvorschlag doch noch durchdrücken. Denn die Durchsetzungsinitiative «verletze rechtsstaatliche und demokratische Prinzipien». Dabei verletzt einzig Bundesbern rechtsstaatliche und demokratische Prinzipien, indem es die vor fünf Jahren vom Volk angenommene Initiative zur Ausschaffung schwerkrimineller Ausländer nicht umsetzen will. Stöcklis vierzig Ständeräte spielen jetzt mehr als Verfassungsrichter. Sie spielen Diktatoren.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Frieren statt duschen mit Doris

Von Peter Bodenmann — Fallen zu Neujahr die Elektroheizungen in den Chalets aus? Swissgrid, Elcom und das Astra versagen kläglich.



Die Zukunft kommt schneller, als wir alle denken.

Seit Jahr und Tag vertrete ich – auch in dieser Kolumne – den arg isolierten Standpunkt: Das Elektroauto kommt schneller, als wir alle denken. Genau wie das autonome Fahren. Post und SBB werden deshalb brutal unter Druck geraten. Neue Strassen sind nächstens so überflüssig wie sieben bis acht Millionen bestehende Parkplätze. Schlicht und einfach, weil Autos nicht mehr 23 Stunden pro Tag ungenutzt in der Gegend herumstehen werden.

Für die *Wirtschaftswoche* von letzter Woche werden die Kosten für Batterien pro Kilowattstunde bis 2025 auf 120 Franken sinken. Den traditionellen Zulieferern der Autobranche werden die Umsätze wegbrechen. Und im *Handelsblatt* schwärmt der ehemalige Tesla-Manager Sampson: «Stellen Sie sich vor, Sie besitzen kein Auto mehr, sondern kaufen nur ein bestimmtes Mobilitätsguthaben pro Monat. Wenn Sie in das Auto einsteigen, ist der Sitz bereits passend für Sie eingestellt, das Radio spielt Ihre Lieblingsmusik, und die Luft ist genauso warm oder kalt, wie Sie es gerne hätten.»

Die zuständige Bundesrätin Doris Leuthard hat noch nicht im Ansatz begriffen, was auf den Bund zukommt. Anstatt die digitale Zukunft der Mobilität zu antizipieren, tingelt sie für eine zweite Gotthardröhre durch die Schweiz. So wie unsere Wiederholungstäterin einst für die viel zu teuren und immer noch brandgefährlichen Atomkraftwerke unterwegs war.

Die Österreicher haben den – verglichen mit dem Gotthard – fast gleich langen und fast gleich alten Arlbergtunnel schnell und kostengünstig für die kommende Generation saniert. Sanierung nach Ösi-Vorbild plus elektrische Roboter-Autos bedeutet, verglichen mit heute: erstens Milliarden sparen. Zweitens keine Staus mehr dank digitaler Verdoppelung der Kapazität. Und drittens zehn Mal weniger Unfälle dank Fahren ohne Schweizer Autofahrer.

Uns geht es wie dem Stromnetz. Europa schwimmt im Strom. Vielleicht muss die Schweiz in diesem Winter etwas mehr Kilowattstunden importieren. Man kann diese zu einem Spottpreis einkaufen. Nur haben unsere Chefplaner offenbar vergessen, dass man den Strom vom 380-kV-Netz auf das 220-kV-Netz heruntertransformieren können muss.

Swissgrid hat ein teures Management und nicht eben billige Verwaltungsräte. Und zusätzlich Elcom als Regulierungsbehörde. Der Himmel hängt voller Bürokraten, die nicht in der Lage sind, fristgerecht notwendige Investitionen für ein paar Transformatoren-Stationen auszulösen. Deshalb droht den Ferienhausbesitzern im Alpenbogen Graubünden zu Neujahr der Ausfall ihrer Elektroheizungen. Frieren statt duschen mit Doris.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Eddie de Weck

Von Kurt W. Zimmermann — Selten war die Wahl so einfach. Die «Person of the Year» in den Medien ist Roger de Weck.

Die Wortwahl war martialisch. Zwischen der SRG und den privaten Verlegern, so sagte deren Präsident Hanspeter Lebrument, «herrscht ein eigentlicher Krieg».

Das ist keine drei Jahre her. Nun ist der Krieg vorbei. Die SRG und ihr Chef Roger de Weck haben den Krieg gewonnen.

Letzte Woche bewilligte die Wettbewerbskommission diskussionslos ein Joint Venture von SRG, Swisscom und Ringier. Das Bundesamt für Kommunikation wird dem Deal, mit ein paar Wenn und Aber, ebenfalls zustimmen. Die drei Partner werden ihre Werbeangebote in TV, Presse, Internet und Adresshandel künftig in einer gemeinsamen 600-Millionen-Firma vermarkten.

Roger de Weck ist mit seinem Joint Venture an einem Meisterstück beteiligt. Ich glaube, man wird erst in einigen Jahren erkennen, wie damit unsere Medienlandschaft irreparabel umgepflegt wurde.

Noch Mitte Juni schien alles anders. De Weck und seine SRG gewannen die Abstimmung über ihr Radio- und TV-Gesetz mit einer minimalen Mehrheit von 50,08 Prozent. Es war eine Vertrauensabstimmung, die fast verlorenging. «Eine Ohrfeige», kommentierte der *Blick* aus dem Hause Ringier.

Zu diesem Zeitpunkt aber hatte de Weck bereits seit Monaten mit Ringier-CEO Marc Walder und Swisscom-Chef Urs Schaeppi über die gemeinsame Werbeallianz verhandelt. Wäre der Plan des Joint Venture bekanntgeworden, die SRG wäre an der Urne untergegangen.

Noch mehr als de Weck trieb Ringiers Walder die Idee voran. Er hat längst erkannt, dass die alten Zeiten vorbei sind, als es noch typologische Fernsehzuschauer, Zeitungsleser und Internetsurfer gab, die man mit unspezifischen TV-Spots, Inseraten und ebensolcher Online-Werbung bediente. Heute zählen individualisierte Nutzerprofile, über die man die gewählten Zielgruppen über alle Kanäle mit trennscharfen Informations- und Kommerzangeboten attackiert.

Im Gegensatz zu Walder, de Weck und Schaeppi hatte diese Erkenntnis manchen traditionellen Verlegern noch nicht gedämmert. Sie gingen darum mit einem beispiellosen Sperrfeuer gegen das Werbetrío vor und forderten ein Verbot.

Als Reaktion trat Ringier aus dem Verlegerverband aus, es folgte auch Axel Springer Schweiz, an deren Zeitschriften wie *Bilanz* und *Beobachter* Ringier zu fünfzig Prozent beteiligt ist.



«*Divide et impera*»: SRG-Chef de Weck.

Spaltpilz de Weck hatte damit nicht nur den Krieg gewonnen. Er hatte zudem die gegnerische Flotte in die Selbstversenkung getrieben. Schöner wurde das Prinzip des «*divide et impera*» in der hiesigen Mediengeschichte nie demonstriert. Das Jahr 2015 war auch aus einem zweiten Grund das Jahr de Wecks. Endlich einmal durfte seine SRG Entlassungen von eigenen Mitarbeitern verkünden.

Weil auf den Radio- und TV-Gebühren die Mehrwertsteuer aufgehoben wurde, fehlten der SRG auf einmal rund vierzig Millionen. Geradezu begierig stürzte sich das Topmanagement des Staatsfunks auf diesen unverhofften Glücksfall. 250 Stellen will man nun abbauen. Nie konnte die SRG besser demonstrieren, was für ein grossartig-unternehmerisches Denken doch in ihren Reihen weht.

Nach der ersten Jahreshälfte 2015 hing der SRG-Generaldirektor schwer in den Seilen. Ende Jahr hatte RdW eine wundersame Wiederauferstehung als Dealmaker und Kostensenker geschafft. Es gibt einen amüsanten Hollywood-Kriegsfilm mit Eddie Murphy. Eine Rüstungsfirma steht vor dem Aus, weil ihr Verteidigungssystem nicht funktioniert. Eddie Murphy schafft es mit ein paar gewagten Aktionen, das System wieder flottzumachen.

«Angriff ist die beste Verteidigung» heisst der Film. Ich weiss auch nicht, warum der mir gerade eingefallen ist.

Ruh-hu

Von Beatrice Schlag — Muss Schlaf sein? Vielleicht nicht.

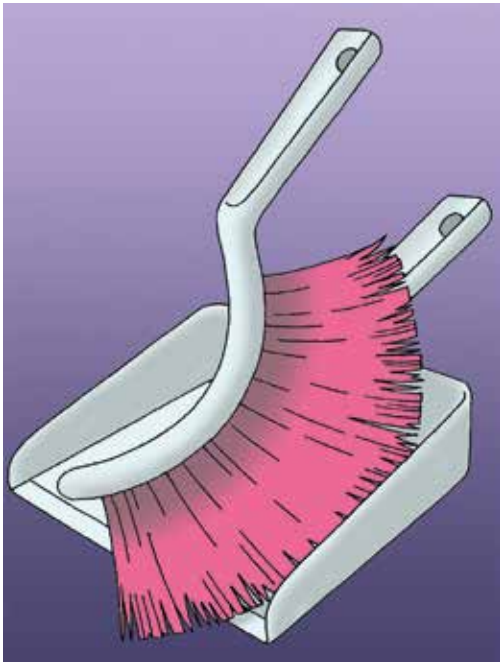
Warum braucht der Mensch eigentlich Schlaf? Sie wissen es, weil Sie abends hundemüde sind und nur noch flachliegen wollen. Und sich dann gelegentlich wälzen, weil es nicht klappt mit dem Wegdämmern. Erstaunlicherweise wissen auch die Wissenschaftler bis heute nicht, was der Schlaf eigentlich soll. «Schlafe, mein Prinzen, schlaf ein», sangen die Eltern meiner Generation, wenn das Baby keine Ruhe geben wollte. Heute wird das Kleinkind digital mit Wiegenliedern bespielt, wenn es nachts kräht. Es ist genauso nutzlos wie das gesungene Flehen unserer Eltern nach «himmlischer Ruh-hu». Wenn der Säugling um Mitternacht so wach ist wie die Nachtule, fordert er keine musikalischen Klänge, sondern rüttelnde Unterhaltung. Kaum ist das Kleinkind schulpflichtig, schläft es wie ein Stein. Die Pein mit der Schlaflosigkeit kommt erst wieder, wenn es erwachsen und erwerbstätig ist und keiner mehr da ist, dem seine Schlafprobleme nahegehen. Der Erwachsene hat, hellwach um drei Uhr morgens, keine Ahnung, wie er ohne Schlaf über den anstehenden Zwölf-Stunden-Arbeitstag kommen soll. Erstaunlicherweise geht es. Und am Tag danach auch, obwohl er schon wieder höchstens vier Stunden geschlafen hat. Aber wie soll das auf die Dauer gehen?



Wissenschaftler haben andere Fragen. Wann schlafen Zugvögel und Killerwale auf ihren Wegen in andere Gefilde? Warum schläft der Löwe fünfzehn Stunden und die Giraffe nur fünf? Ist Schlaf weniger ein Bedürfnis als eine Anpassung an die Umgebung? Sind Menschen deswegen an Schlaf gewöhnt, weil sie, anders als andere Primaten, früher Schutz suchten in Höhlen mit flachen Liegemöglichkeiten als jene, die sich auf Ästen breit machten, so gut es ging, und bei jedem Geräusch aufschreckten? Manche Forscher bezeichnen den Schlaf als grössten Fehler der Natur. Andere sagen, der noch grössere Fehler sei die unnötig lange Zeit, während der Lebewesen glaubten, wach sein zu müssen. Beides ist einen Gedanken wert. Falls Sie demnächst im Bett eines Hotels oder eines fremden Ferienhauses keine Ruhe finden, seien Sie unverzagt: Schlaflosigkeit ist nicht zwingend eine Störung. Sondern möglicherweise ein Wink, dass Sie etwas tun sollten. Fernsehen ist damit nicht gemeint, sagen die Forscher.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich in einem Restaurant, in dem ich alleine an einem Tisch sitze und die *Weltwoche* lese, laut lachen, wenn ich die Kolumne von Andreas Thiel lese? *Peter Fischer, Rothenburg*

Da kann Ihnen gar nichts passieren, solange Sie sich in einem vegetarischen Restaurant befinden, denn Andreas Thiel ist Vegetarier. Und da Fleischesser nicht verstehen, wie man ohne Fleisch fröhlich sein kann, würde man Sie in einem Steakhouse fraglos als fragwürdiges Subjekt betrachten. Das Fleisch am Knochen bieten in der *Weltwoche* die gut recherchierten Hintergrundreportagen. Natürlich handelt es sich bei Thiels Kolumne um eine gutgewürzte Stärkebeilage mit viel Butter, was der Vegetarier dem Fleisch allemal vorzieht – dem Knochen sowieso, er ist ja kein Hund. *Andreas Thiel*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Bekommt euch Alpenbewohnern die Bergluft nicht mehr gut?»

Peter Töppe

Heiligsprechung

Nr. 51 – «Schweizer des Jahres»;
Roger Köppel über Joseph Blatter

Bekommt euch Alpenbewohnern die Bergluft nicht mehr gut? Ist das Ozonloch über eurem Verlagshaus schon so gross, dass es sich auf euren Verstand auswirkt? Kennt ihr nicht das achte Gebot der katholischen Kirche? «Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.» Vater im Himmel, vergib diesen Fehlgeleiteten in der Redaktion der *Weltwoche*. Denn sie wissen nicht, was sie tun.

Peter Töppe, per E-Mail

Warum schlagen Sie Sepp Blatter nicht zur Heiligsprechung vor?

Richard Dähler, Zürich

Die *Weltwoche* kürt Sepp Blatter zum Schweizer des Jahres, was ich für eine prima Idee halte. Damit schafft auch gleich Herr Köppel ganz locker den Sprung zuoberst aufs Treppchen: als Spassvogel des Jahres!

Ueli Meyer, Muri

Super. Joseph Blatter hat – von vielen unbenutzt! – für den Sport, für die Jugend, für die Schweiz Positives vollbracht. Das kann nur von ganz wenigen Schweizern der letzten 25 Jahre gesagt werden.

Wil Vonier, Oberrieden

Herzlichen Glückwunsch, dass Sie sich mit der Wahl des korrupten Blatter, der das Ansehen der Schweiz im Ausland ruiniert und uns lächerlich macht, endlich, und für jedermann sichtbar, vom Journalismus verabschiedet haben. Peinlichste Propaganda, die nichts als Spott verdient.

Thomas Grützner, Visp

Selbst wenn Blatter als Fifa-Präsident keinen Dreck am Stecken hat, so hat er doch jahrelang entweder geschlafen und die Augen zugehabt, oder er hat die ganze Korruption geduldet oder gefördert.

Michael Meier-Bachl, München

Problemlos wiedergewählt

Nr. 51 – «Uni am Pranger»;
Philipp Gut über die Universität Zürich

Offensichtlich wurden von der Uni-Leitung bei der Kündigung ihres politischen Gegners massive Fehler begangen, ansonsten wäre das Urteil nicht auf diese Art und Weise zustande gekommen. Leider wurde das Urteil – wahrscheinlich bewusst – erst jetzt und nicht vor



«Denn sie wissen nicht, was sie tun»: Blatter.

den Nationalratswahlen am 18. Oktober 2015 bekanntgegeben. Ich denke, der Gerichtsentcheid liegt schon lange vor, da die Kündigung bereits vor drei Jahren ausgesprochen wurde und Mörgeli diese kurz danach angefochten hat. Wäre das Urteil vor den Wahlen verkündet worden, hätte der profilierte SVP-Politiker die Wiederwahl in den Nationalrat problemlos geschafft! Dieser Wermutstropfen bleibt. Für die Kosten der Entschädigung und Abfindung müssen nicht etwa die Fehlbaren – der damalige Rektor Andreas Fischer und die ehemalige SP-Bildungsdirektorin Regine Aeppli – aufkommen, nein, sondern die Steuerzahler des Kantons Zürich! Aus diesem Grund würde es mich auch nicht erstaunen, wenn die Universitätsleitung das Urteil an die nächsthöhere Instanz, das Bundesgericht, weiterziehen würde. Bei einer erneuten Niederlage hätten ja wiederum die Steuerzahler den finanziellen Schaden.

Rolf Sturzenegger, Hagenbuch

Macht der Zerstörung?

Nr. 51 – «Europas Spaltpilz»;
Reinhard Olt über die EU

Wird Kanzlerin Merkel in den Geschichtsbüchern einst die Totengräberin Europas und des heutigen Deutschland genannt werden? Angesichts des Risses, der aufgrund ihrer Flüchtlingspolitik durch Europa und durch Deutschland geht, scheint das nicht undenkbar. Sie wird mitunter als mächtigste Frau der Welt angesehen. Wird sich diese Macht als eine

Macht der Zerstörung entpuppen?
Werner Arning, Mörfelden-Walldorf (D)

Deutung à la Schiller/Kant

Nr. 50 – «Unsere Bücher des Jahres»;
Roger Köppel über «Wilhelm Tell»

Natürlich bin auch ich als ehemaliger Deutschlehrer, der konsequent seinen Sekundanern Schiller aufgebrummt hat, von Ihrem Lesetipp begeistert. Nur in einem wesentlichen Punkt muss ich Sie leider korrigieren. Schiller ging es in allen Dramen seiner sogenannten klassischen Phase nicht um die einzelnen Nationen,

sondern nur darum, die Lehre Kants verständlich zu machen. Denn nach seinem gründlichen Studium der Geschichte – Schiller war eingewissenhaftrecherchierender Geschichtswissenschaftler in Jena, und ich hätte ihn dort gern schwäbeln gehört! – verschrieb er sich Kants philosophischem Idealismus (Transzendentalphilosophie). Geschichte bot ihm nur den Stoff dazu. Die Schweiz kannte er nur über seinen Freund Goethe.

Schillers Tell handelt nicht politisch im heutigen Sinn zugunsten seiner Mitschweizer, sondern im damaligen Sinn (altgr. «polites» ist im Unterschied zum «idiotes», Eigenbrötler, einer, der sich um die Staatsgeschäfte kümmert) zugunsten seiner Mitmenschen. Beim Rütlichschwur ist Tell nicht dabei. Weil er und seine Familie aber immer wieder in ihrer individuellen Freiheit bedroht werden, entschliesst er sich nach vielen Skrupeln (Monolog in der hohlen Gasse) zur Ermordung dessen, der ihm alles nehmen will. Und dies kommt wieder allen anderen zugute (kategorischer Imperativ). Abgesehen davon, verstand Schiller, wie auch später die Romantiker, unter «natio» einfach eine Volksgruppe wie zum Beispiel die Schwaben, die Franken, die Franzosen oder auch die Engländer. Um zu zeigen, wie allgemeingültig der kantsche kategorische Imperativ ist, hat Schiller fast für alle dieser Volksgruppen ein Heldendrama geschrieben. Und nur insofern

ist Schillers Tell für uns Schweizer eine Nationalfigur.

Meine ehemaligen Studenten werden es Ihnen bestätigen: Diese Deutung im Sinne von Schiller/Kant hat sie mehr fasziniert als die Selbstdarstellungssorgen der meisten Regisseure.

Walter F. Steinböck, Gondiswil

Korrigenda

Im Artikel «Hemd des Anstosses» (Nr. 51/15) wurde der Schulleiter Patrick Perenzin fälschlicherweise als Patrick Terenzini bezeichnet.

Im Text «Unmoralisches Angebot» (Nr. 49/15) wurde behauptet, die BVK habe zu den beschriebenen Vorgängen nicht Stellung nehmen wollen. Dies ist falsch. Richtig ist, dass die BVK zum konkreten Fall im Zusammenhang mit der Klinik Balgrist wegen des Datenschutzes keine Stellung genommen hat. Sie wies jedoch den Vorwurf zurück, man könne die BVK schädigen, sofern der Schaden nicht eine bestimmte Höhe überschreite. Entscheidend für rechtliche Schritte seitens der BVK sei nur, ob ihr ein Schaden entstehe, nicht wie hoch dieser Schaden sei.

Wir bitten in beiden Fällen um Entschuldigung. Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



axpo
Voller Energie

**Voller Energie
bauen wir an der Energiezukunft.**

Innovation findet auch 100 Kilometer vor der Nordseeküste statt: Damit die Zukunft den erneuerbaren Energien gehört, ernten wir klimafreundliche Energie dort, wo der Wind immer weht. Mit 80 Windkraftanlagen in einer Wassertiefe von 40 Metern und Rotoren mit einer Fläche so gross wie 1,5 Fussballfelder. Erfahren Sie mehr auf www.axpo.com



Moralische Mission: Angela Merkel beim Gruppenfoto am G-7-Gipfel auf Schloss Elmau.



Wir sind 2015

Was hat dieses Jahr gebracht?
Ein Rückblick in Gesprächen.

- 40 Walter Laqueur:
«Nichts ist hoffnungslos»

- 46 Brüder im Geiste: Wladimir
Putin und Recep Erdogan

- 50 Christoph Mörgeli:
Die klügsten Köpfe des Jahres

- 52 Günter Verheugen:
Der Niedergang Europas

- 56 Rüdiger Safranski über die
Politik von Angela Merkel

- 60 Kommentare: Von Schellen-
Ursli bis Caitlyn Jenner

- 66 Bild des Jahres: Spurensuche
im Fall Aylan Kurdi

- 68 Thilo Sarrazin:
Islam, Terror und Europa

- 72 Robert Harris:
«Liebe zur Macht»

- 76 Gerhard Pfister:
«Es gibt mehr im Himmel ...»

- 80 Frauen 2015: Von Paris Hilton
bis Simonetta Sommaruga

- 82 Martina Bircher, Galionsfigur

- 84 Toni Brunner über Bundesrat
Guy Parmelin und das Lachen

- 86 Monika Rühl:
«Das ist gelebte Schweiz»

- 90 Michael Pieper

- 92 Kathrin Altwegg:
«Höheres Leben ist denkbar»

- 94 Nikos Dimou über griechische
Minderwertigkeitskomplexe

- 98 Bar Refaeli: «Mehr als
ein hübsches Gesicht»

- 102 Eberhard W. Kornfeld:
Giacometti, Chagall, Picasso

- 106 Elina Duni:
«Die Schweiz ist mein Glück»

- 108 Breel Embolo:
«Gewinnen ist nie normal»

- 112 Fabian Cancellara:
«Die Zukunft muss mehr sein»

- 114 Chris von Rohr:
Nirwana für alle

- 116 MvH trifft: Werner Mang

«Nichts ist hoffnungslos»

Was hat in diesem Jahr Mensch und Welt bewegt? Walter Laqueur, Leuchtturm unter westlichen Historikern, erklärt, wie der Flüchtlingsstrom Europa verändert, wie dem Terrorismus zu begegnen ist und warum der Schlüssel zu Putins Sendungsbewusstsein in der Schweiz zu finden ist. *Von Urs Gehrig*

Wenn ein Mensch 94-jährig wird, spricht man von einem «biblischen Alter». Wenn er sich dazu robuster Gesundheit erfreut, ist das Gnade des Schicksals. Wenn dieser Mensch überdies in den Trümmern des Ersten Weltkrieges geboren wurde, Hitlers Aufstieg miterlebte, bei der Gründung Israels dabei war, die Anfänge des Nahostkonflikts beobachtete, über Jahrzehnte hinweg die Sowjetunion erkundete, in Paris, Berlin und London als Landarbeiter, Journalist und Historiker arbeitete und schliesslich in die USA übersetzte, wo er an führenden Universitäten zu geistiger Hochform aufblühte, dann darf man mit Fug und Recht von einem «Jahrhundertzeugen» sprechen.

Walter Laqueur, 1921 in Breslau geboren, ist ein besonders fruchtbarer Vertreter dieser raren Spezies. Nach seinen prägenden Kindheitserinnerungen gefragt, erzählt er vom Luftschiff Zeppelin, das leise über seine Stadt schwebte. Und vom Radio in der Stube, welches 1930 den Triumph der Nationalsozialisten bei den Reichstagswahlen verkündete. Laqueur, deutsch-jüdischer Herkunft, entkam Hitlers Häschern buchstäblich in letzter Minute. Seine Eltern und Verwandten wurden im Holocaust ermordet.

«Zu viel Politik» habe sein Jahrhundert geprägt, sagt unser Zeuge. Lieber hätte er in der Belle Époque gelebt, während der Hochblüte der *joie de vivre*. Lebensfreude bedeutet für Laqueur vorab geistiges Exerzieren. Plattitüden des Alltags sind ihm zuwider. Erkundigt man sich nach seinem Wohlbefinden, antwortet er knapp: «Es scheint die Sonne – und so weiter», um mit höflicher Ungeduld «zur Sache» zu kommen. Wir wollten, so hatten wir vereinbart, vor dem geistigen Auge den Globus drehen und über wichtige Ereignisse des ausklingenden Jahres reflektieren.

Herr Laqueur, welches Ereignis hat Sie 2015 am meisten bewegt?

Beginnen wir mit dem Strom der Flüchtlinge nach Europa. Als ich über das Phänomen nachgedacht habe, ist mir klargeworden, dass ich in meinem ziemlich langen Leben mindestens dreimal selber ein Flüchtling war. Das erste Mal musste ich den Kontinent wechseln. Nach der Machtergreifung der Nazis in Deutschland wanderte ich in den Nahen Osten aus, nach Palästina, das damals ein britisches Mandat war. Ich wohnte in einem arabischen Dorf in der

Nähe von Jerusalem. Eines Tages kam der Muchtar, der arabische Bürgermeister, zu mir und sagte: «Wissen Sie, ich hab Sie ja sehr gern, aber es wäre vielleicht besser, wenn Sie von hier wegziehen würden, denn für Ihre Sicherheit kann ich nicht garantieren.» Das war im Sommer 1946. Im Jahr danach musste ich, mussten meine Frau und unser neugeborenes Baby erneut aus Jerusalem an einen sichereren Ort fliehen. Ich war also dreimal in meinem Leben ein Flüchtling. Ich habe somit eine gewisse Empathie für die Menschen, die nun in Europa Schutz suchen. Nur dass die heutige Lage nicht zu vergleichen ist mit der Situation vor siebzig Jahren.

Hat Europa eine moralische Pflicht, diese Menschen aufzunehmen?

Im Prinzip, ja. In der Praxis, nein. Es hängt natürlich davon ab, ob ein Land oder eine Gemeinschaft überhaupt fähig ist, diese

«Der grosse Bevölkerungsstrom, nämlich der aus Afrika, hat noch kaum begonnen.»

Leute aufzunehmen. Ob es genug Wohnraum gibt. Ob es Arbeit gibt. Wer diese Leute sind. Ob sie einen positiven Beitrag zum Wohlergehen der Gemeinschaft und zur Wirtschaft leisten können. Wenn sie das nicht können, ist die Gemeinschaft einfach nicht imstande, sie aufzunehmen.

Ist Europa dazu imstande?

Die Lage Europas ist weder wirtschaftlich noch in anderer Beziehung so brillant. Vor ein paar Jahren gab es eine grosse Wirtschaftskrise, von der sich Europa keineswegs ganz erholt hat. Wenn man nun diese Menschen aufnimmt, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen, kann das im Grunde nur zu Unheil führen. Diese Menschen, die kommen, erwarten, Arbeit zu finden, erwarten, genauso zu leben wie die Einheimischen. Wenn dies nicht der Fall ist, werden sie in ziemlich kurzer Zeit erbittert sein, sie werden sich beschweren und sich über Rassismus beklagen.

Ihre alte Heimat Deutschland hat in diesem Jahr mehr als eine Million Menschen aufgenommen. Trotz heftiger Kritik bleibt Kanzlerin Merkel auf Kurs und sagt: «Wir schaffen das.» Kann Deutschland, der Wirtschaftsmotor Europas, das schaffen?

Guter Wille allein genügt nicht. Die Frage lautet: Ist man fähig, den Menschen das zu

geben, was sie erwarten? Wenn nicht, kann es im Grunde nur schlecht herauskommen.

In Ihrem Buch «Die letzten Tage von Europa» sagten Sie 2006 detailreich voraus, die verstärkte Zuwanderung, zumal aus dem islamischen Raum, werde das Gesicht des Kontinents grundlegend verändern. Sinkt der europäische Kontinent in die politische Bedeutungslosigkeit, wie Sie damals gewarnt haben?

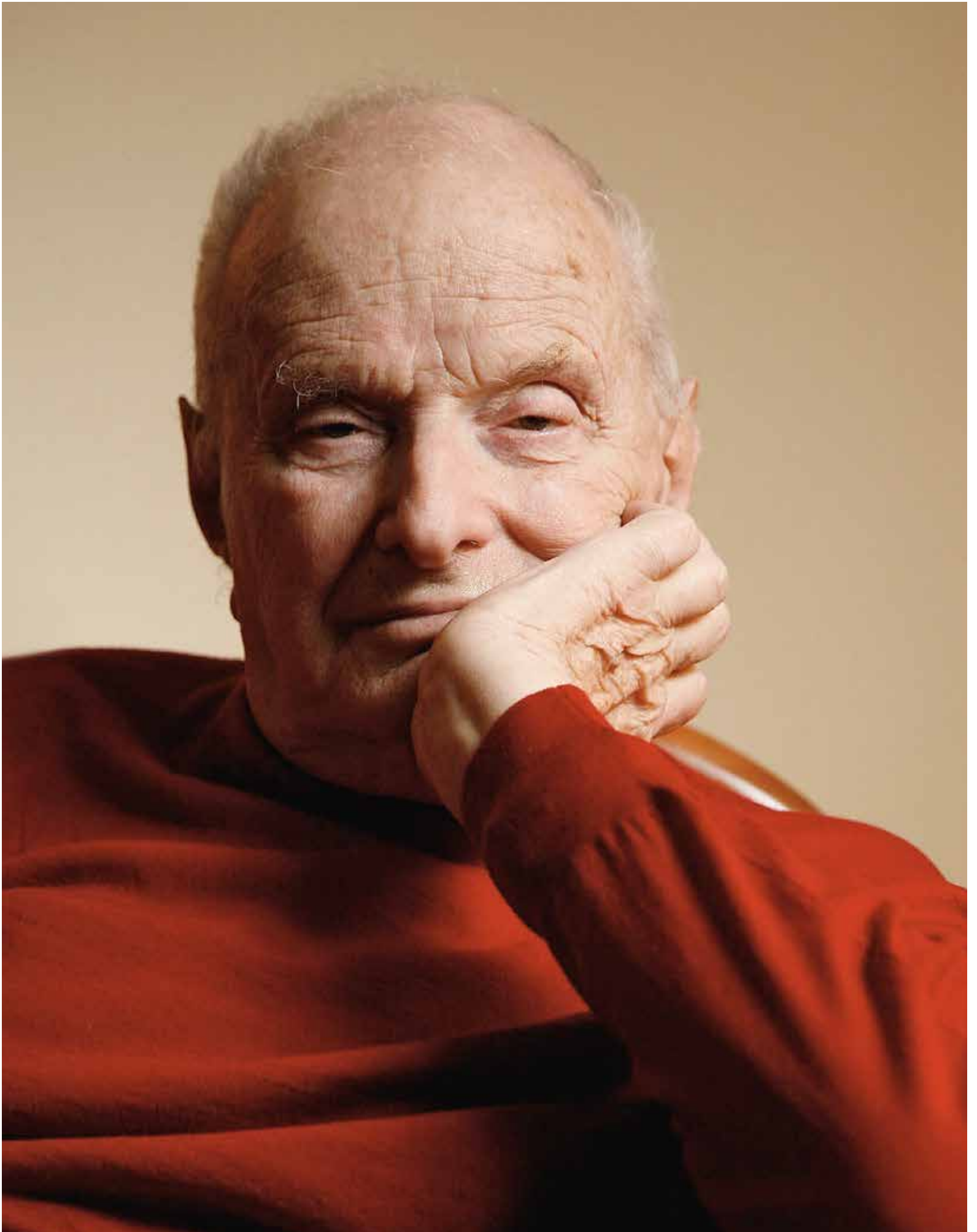
Natürlich wollte ich damit nicht sagen, dass Europa von der Erde verschwinden werde wie Pompeji unter der Lava des Vesuvs. Bis zum Zweiten Weltkrieg war Europa das wirtschaftliche und politische Zentrum der Welt. Das ist seither zu Ende gegangen. Die Leute, die das nicht sehen wollten, schreiben heute: «Wir stehen am Abgrund.» So schlimm steht es nicht. Manchmal übertreiben sie.

Es gibt sechzig Millionen Flüchtlinge weltweit, sagt Amnesty International. Und es gibt keine Anzeichen dafür, dass der Strom nach Europa stoppt. Die Politik der offenen Tür hat vielmehr eine Sogwirkung. Wie muss Europa reagieren?

Die Annahme von Frau Merkel, das Problem sei gelöst, wenn man eine Million aufnehme, ist natürlich Unsinn. Die Zahl der Leute, die nach Europa wollen, ist viel, viel grösser. Es zeichnet sich ab, dass dieser Strom überhaupt erst beginnt. Bisher kommt ja nicht einmal die Hälfte der Flüchtlinge aus Syrien. Die anderen sind Menschen, die nicht unbedingt politisch verfolgt werden, die aber ein besseres Leben haben wollen, was ja durchaus verständlich ist. Aber ob dieses bessere Leben wirklich kommen wird und kommen kann, ist natürlich eine ganz andere Frage. Was ich sagen will: Der grosse Bevölkerungsstrom, nämlich der aus Afrika, hat noch kaum begonnen. Darüber ist sich Europa nicht im Klaren.

Die Ungarn haben einen Zaun gebaut, um den Flüchtlingsstrom zu stoppen. Müsste Europa ein Gleiches tun und sich physisch schützen durch eine Mauer um den Kontinent herum?

Na ja, das ist die Idee von der Festung Europa. Das müsste schon eine ziemlich hohe Mauer sein, denn der Druck wird sehr gross werden. Viele Leute glauben, wenn erstmal der Bürgerkrieg in Syrien zu Ende ist, wird sich die Situation wieder normalisieren. Aber das ist keineswegs der Fall, denn es handelt sich ja nicht bloss um Syrien. Heute gibt es Bürger-



«Merkels Annahme, das Problem sei gelöst, wenn man eine Million aufnehme, ist natürlich Unsinn»: Historiker Laqueur, 94.

Kriege und Konflikte in den meisten Ländern des Nahen Ostens, vom Jemen bis zum Irak und von Libyen bis Pakistan.

Sie sind in einer Zeit geboren worden, als Europa selbst Hort der Gewalt war. Ihre Eltern wurden im Konzentrationslager ermordet. Sie konnten im November 1938 als Siebzehnjähriger aus Deutschland flüchten, genau einen Tag vor der «Kristallnacht», dem Beginn der systematischen Verfolgung der deutschen Juden. War das Datum Ihrer Ausreise Zufall?

Das war natürlich Zufall. Ich fuhr in einem Schnellzug von Ostdeutschland über München nach Triest, von wo ich mich nach Palästina einschiffte. Damals erschien die Zeitung ein- oder zweimal am Tag, aber wenn irgendwas Wichtiges passierte, gab es Extrablätter. Ich erinnere mich, als ich am Münchner Bahnhof eintraf, gab es ein Extrablatt über die Kristallnacht und über die Ereignisse in Paris, wo ein deutscher Diplomat umgebracht worden war, was dann als Vorwand für die Kristallnacht instrumentalisiert wurde.

Wieso fällten Sie den Entscheid, nach Palästina zu gehen?

Wenn man damals auswandern wollte, war die Auswahl sehr beschränkt. Die einzige Möglichkeit war Schanghai, eine Art Niemandsland damals; Schanghai gehörte zu China, aber faktisch war es in den Händen der Japaner. Oder man konnte versuchen, in ein südamerikanisches Land zu gelangen, wo die Konsuln manchmal bereit waren, unter der Hand ein Visum gegen ein Bestechungsgeld von zweihundert Dollar auszustellen, was damals eine ganze Menge Geld war. Nach Amerika, Frankreich oder England zu flüchten, war Mitte und Ende der dreissiger Jahre beinahe unmöglich. Es sei denn, man hatte eine Menge Geld oder man hatte nahe Verwandte, die bereit waren, für einen zu bürgen. Doch selbst nach Palästina auszuwandern, war nicht einfach. Die Briten hatten 1936 ein Weissbuch veröffentlicht, das die Einwanderung sehr einschränkte.

In Palästina wurden Sie Zeuge des beginnenden Nahostkonflikts, der bis heute anhält und täglich Opfer fordert, neuerdings durch Messerattacken in Israel. Gibt es Aussichten, dass dieser Jahrhundertkonflikt je enden wird, oder ist es ein hoffnungsloser Fall?

Nichts ist hoffnungslos, jeder Konflikt ist einmal zu Ende. Ich fürchte, er ist es erst dann, wenn eine erhebliche Anzahl von Menschen umgekommen ist und wenn sehr grosser materieller Schaden angerichtet worden ist. Wenn man vor zehn oder zwanzig Jahren über den Nahostkonflikt gesprochen hat, meinte man immer den zwischen Israel und den Arabern. Heute



Wachsende Bedeutung der politischen Religion: saudischer König Abdullah in Jerusalem, 1948.

befindet sich der ganze Mittlere Osten im Zustand eines Konflikts. Selbst die Türkei ist keineswegs davon ausgenommen, wie sich in letzter Zeit herausgestellt hat.

Gibt es etwas, was Sie als nüchterner Beobachter des Zeitgeschehens komplett überrascht hat?

In einer Sache habe ich mich getäuscht. Das liegt dreissig Jahre zurück. Ich bin selber kein sehr frommer Mensch, und ich habe daher die Bedeutung der politischen Religion im Nahen Osten unterschätzt. Ich habe das nicht kommen sehen. Nach Kriegsende 1945 gab es einen nationalistischen Aufschwung, aber die Bedeutung der Religion als politischer Faktor haben die meisten unterschätzt.

«In keinem europäischen Land kann man heute sagen, dass die Integration sehr erfolgreich war.»

Wie wird sich der islamische Fanatismus entwickeln? Wagen Sie eine Prognose?

Die Welle des Fanatismus wird, fürchte ich, noch einige Zeit weitergehen. Vorläufig lautet der Slogan der Muslimbrüder und der anderen Fanatiker: «Der Islam ist die Antwort auf alle politischen Fragen.» Erst wenn sich herausgestellt hat, dass dies nicht der Fall ist, dass die islamistischen Fanatiker zum Beispiel die ökonomischen und sozialen Probleme nicht lösen können, erst dann wird es zu einem Rückgang dieser Welle kommen, der heute allerdings noch nicht abzusehen ist.

Derzeit kommt der islamistische Terror näher zu uns. Die Anschläge verdichten sich, werden brutaler, treffen ein breiteres

Spektrum an Menschen. Im November kam es in Paris erstmals in Europa zu Selbstmordanschlägen. Erleben wir eine Zeitenwende des Terrors?

Das ist eine sehr wichtige und entscheidende Frage. Man darf nicht naiv sein. Um eine Terrorkampagne zu starten, braucht man nicht Millionen von Menschen, da genügen ein paar hundert. Ein paar hundert kann man immer in ein Land schleusen, ohne grosses Aufsehen zu erregen. Das ist etwa der Fall in Amerika, von Mexiko aus vor allem. Das ist der Fall in Europa über das Mittelmeer. Der Terror wird sich in keiner Weise ganz verhindern lassen. Andererseits lebt der Terror nicht bloss von Aktivisten, sondern auch von Sympathisanten. Terror kann im Grunde nur existieren und erfolgreich sein, wenn es eine ziemlich breite Masse von Menschen gibt, die zwar nicht bereit sind, selber Selbstmord zu begehen, die aber auch keineswegs bereit sind, den Regierungen zu helfen, dem Terror ein Ende zu bereiten. Als indirekte Terrorhelfer gelten auch Leute, die zwar nicht mit Terroristen sympathisieren, aber sagen: «Das sind im Grunde unsere Leute, man darf sie nicht verraten.» Durch Masseneinwanderung entsteht sukzessive ein solches Umfeld.

Denken Sie an Orte wie die Banlieues in Paris, an Molenbeek in Brüssel oder Malmö in Schweden – Orte, wo sehr viele Muslime dicht aufeinander in einer Art Parallelgesellschaft leben?

Ja. Wir wissen alle, dass Europa aufgrund der tiefen Geburtenrate Menschen braucht. Aber was für Menschen? Man braucht qualifizierte Arbeiter und Spezialisten, man braucht Menschen, die bereit sind, sich in



«Halbmassnahmen»: französischer Flugzeugträger «Charles de Gaulle» in der Marinebasis Toulon.

Europa in die Gesellschaft einzufügen, die bereit sind, europäische Werte zu ihren Werten zu machen. Das ist manchmal der Fall, aber häufig geschieht genau das Gegenteil. Es kommen Geistliche, die Menschen aufhetzen, die sagen: «Europäer sind Ungläubige, Europa ist im Grunde euer Land, sie haben gar kein Recht, hier zu sein.» Die Regierungen Europas haben kaum aufgepasst, wer eigentlich kommt.

Was bedeutet das für den sozialen Frieden in Europa?

In keinem europäischen Land kann man heute sagen, dass die Integration sehr erfolgreich war. Den europäischen Regierungen war im Grunde gar nicht klar, was sie eigentlich von diesen Menschen, die kommen, erwarten. Als die Bürgerkriege im Nahen Osten ausbrachen, waren sie sehr überrascht, dass Tausende von jungen Menschen, von denen man dachte, sie seien in Europa integriert, auf einmal zu Soldaten wurden, zu Dschihadisten in den Bürgerkriegen in Syrien und im Irak. Die Zahlen sind erstaunlich hoch. Wie etwa in dem kleinen Belgien, wo man überrascht war, dass sich Hunderte junge Staatsbürger auf allen möglichen Schleichwegen dorthin begaben und an diesem Bürgerkrieg teilnahmen. Was jetzt passiert: Diese Menschen kommen von den nahöstlichen Schlachtfeldern zurück nach Europa.

Frankreichs Präsident Hollande sagte nach den Pariser Anschlägen im November: «Wir sind im Krieg.» Ist es richtig, beim Kampf gegen den Islamischen Staat (IS) von Krieg zu sprechen?

Es ist sicher kein Krieg im Sinne des Ersten oder des Zweiten Weltkrieges, aber es ist

ein bewaffneter Konflikt. Und es ist ein Konflikt, den die Mehrzahl der Bürger Europas nicht wollen und über den sie sehr unglücklich sind. Denn sie wollen nicht, dass in Europa mittelöstliche Zustände herrschen.

Der IS wird nun täglich forciert aus der Luft angegriffen. Wird man diesem Feind so Herr, oder müsste man nicht zwingend Bodentruppen schicken?

Dazu zwei Punkte. Erstens besteht die Gefahr, dass man die Macht des Islamischen Staates überschätzt, denn wahrscheinlich ist er längst nicht so stark, wie man glaubt. Zweitens hat man sich lange viel zu wenig bemüht, den IS

zu bekämpfen – lange nur sehr, sehr gering. Die Annahme, dass es genügt, wenn man aus der Luft Stellungen bombardiert, ist natürlich Unsinn. Man will so wenig eigene Opfer wie möglich riskieren und schreckt deshalb davor zurück, Bodentruppen einzusetzen. Das führt dazu, dass der Konflikt endlos weitergeht. Die richtige Strategie wäre gewesen, früh erheblich grössere Mittel einzusetzen und dadurch den IS in relativ kurzer Zeit zu erledigen. Diesen Unterlassungsfehler haben die Amerikaner zuerst begangen. Heute begehen ihn auch die Europäer. Wenn man nicht von diesen Halbmassnahmen abkommt, wird es nicht gut ausgehen, fürchte ich.

Warum ist eigentlich wieder der Westen federführend in diesem Konflikt? Sollten nicht vielmehr die muslimischen Nachbarn militärisch intervenieren, in deren Mitte dieses brachial-brutale Regime ja entstanden ist?

Das ist eine gute und berechtigte Frage. Doch diese Länder haben Angst. Die kleinen Staaten am Persischen Golf zum Beispiel denken, wenn sie sich nicht einmischen, würden sie verschont, was natürlich eine sehr unkluge Einstellung ist. Auch Saudi-Arabien ziert sich unter dem Vorwand, dieser Kampf richte sich vorrangig gegen den Westen, was gar nicht stimmt. Doch ich fürchte, die arabischen Nachbarstaaten werden von ihrem Irrtum nicht so schnell abkommen. Es sei denn, dass sie selbst von den Menschen, die diesen Kalifenstaat errichten wollen, direkt angegriffen werden, was ja früher oder später der Fall sein wird.

Neuerdings kämpfen auch die Russen an vorderster Front in Syrien. Russland ist ein Land, das Sie seit mehr als siebzig Jahren



«Wenn es keinen starken Mann gibt, dann gibt es Chaos»: Putin-Anhänger, 2007.

beschäftigt. In Palästina haben Sie begonnen, Russisch zu lernen. Was hat Sie so früh an dieser Kultur fasziniert?

Das begann sehr prosaisch. Ich war Mitglied einer kollektiven Siedlung, eines Kibbuz, und hatte das Unglück, mir ein Bein zu brechen. Wie der Zufall es wollte, war meine Nachbarin eine ältere Lehrerin, die aus Südrussland stammte. Sie unterrichtete mich, und ich paukte acht Stunden täglich Russisch. Als mein Bein nach sechs Wochen zusammengewachsen war, konnte ich die *Prawda* lesen. Das war nicht sehr schwierig, denn bei der offiziellen Zeitung der Sowjetunion mussten die Redaktoren mit weniger als tausend Wörtern auskommen, in der wohl richtigen Annahme, dass das Vokabularium von normalen Russen sehr beschränkt sei. Da die *Prawda* allein zu lesen etwas langweilig war, begann ich Puschkin zu lesen.

Der hatte aber etwas mehr als tausend Wörter.

Ja, ja, der hatte etwas mehr. Und ich will auch nicht behaupten, dass ich alles verstanden habe. Ich musste mich damals entscheiden: Wollte ich ein Arabist werden oder ein Russlandspezialist? Mein Arabisch war nicht schlecht, aber was gab es auf Arabisch zu lesen ausser dem Koran? Grosse Romane gab es ja nicht. Dagegen ist Russisch eine Hochkultur, die wichtigsten Romane des 19. Jahrhunderts stammen von Russen: Tolstoi, Dostojewski, Gogol und so weiter. Die russischen Romane waren das Tor zu einer neuen und grossen Welt. Einer Welt, die in Form der Sowjetunion Mitte der 1940er Jahre politisch eine wichtige Rolle spielte.

Sie haben während Jahrzehnten Russland bereist. Ihre unzähligen Bücher sind Zeugnis Ihrer seltenen Einblicke in das Riesenreich. Ihr neuestes Werk untersucht Wladimir Putin, den man in Europa als eine Art Schreckgespenst betrachtet. Medien nennen ihn einen «Brandstifter», «Halbstarke», «gefährlichen Nachbarn». Wer ist Putin wirklich?

Die Meinungen gehen auseinander. Putin hat nicht nur Feinde, er hat auch gewisse Freunde. Der Aufstieg Putins an die Macht war kein Zufall. Es war mir früh nach dem Fall der Sowjetunion klar, dass in Russland in absehbarer Zeit keine Demokratie im europäischen oder amerikanischen Stil entstehen würde. Im Laufe der russischen Geschichte gab es nur sechs Monate – das war im Revolutionsjahr 1917 – in welchem halbwegs demokratische Zustände herrschten.

In Europa und Amerika herrschte nach dem Fall der Sowjetunion Zuversicht, Russland würde sich im Stile des Westens entwickeln.



Putins geistiger Vater: russischer Philosoph Iwan Iljin (1883–1954).

Der übertriebene Optimismus im Westen war damals in Europa sehr verbreitet. Mir war unklar, warum man das glaubte. Da ich das russische Volk kenne, wusste ich, dass der Wunsch nach einem starken Mann ungebrochen war. Die Russen sagten sich: «Wenn es keinen starken Mann gibt, dann gibt es Chaos. Und Chaos wollen wir nicht. Vor Chaos haben wir Angst.» So war im Prinzip

«Mein Arabisch war nicht schlecht, aber was gab es auf Arabisch zu lesen ausser dem Koran?»

klar, dass nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion eine starke Hand die Macht in Moskau lenken würde. Und das ist mit Putin in der Tat der Fall. Eine Demokratie ist es nicht gerade, aber es ist auch keine willkürliche Diktatur wie unter seinen Vorgängern. **Putin genießt grossen Sukkurs im Land. Seine Unterstützungswerte liegen regelmässig bei siebzig Prozent.**

Momentan liegen sie bei 86 Prozent. Davon können westliche Politiker nur träumen.

Wie erklären Sie sich diese Popularität?

Es gibt verschiedene Gründe. Die Führer vor Putin waren alte Menschen, die nicht dyna-

misch waren. Als er an die Spitze kam, war Putin Mitte vierzig. Heute ist er nicht mehr so jung, aber er macht einen jugendlichen Eindruck. Er treibt Sport, man sieht ihn auf der Bärenjagd in Sibirien und so weiter. Das macht einen gewissen Eindruck. Dazu kommt, dass sich die wirtschaftliche Lage stark gebessert hat. Das ist nicht unbedingt dank der Weisheit Putins geschehen, sondern dank den steigenden Preisen von Öl und Gas. Der Erdölpreis stieg von 10 auf über 100 Dollar pro Fass. Allerdings muss man sagen, dass sich die Lage im letzten Jahr wieder verschlechtert hat. Heute liegt der Ölpreis wieder bei 40 Dollar das Fass.

Trotzdem stehen fast alle Russen hinter ihm. Liegt das an seiner forschen Aussenpolitik?

Es war ein gewaltiger Schock für viele Russen, als das Riesenreich plötzlich auf die Hälfte reduziert war. Bei Putin sieht man die Bemühung, das Imperium zu einem substanziellen Teil wiederherzustellen. Er tut dies mit sehr grossem Selbstbewusstsein, was sehr wichtig ist. Die Russen haben es nicht gern, von einer Hamlet-Figur geführt zu werden, die sagt: «Einerseits ..., andererseits ...», und: «Man kann nie wissen ...»

Journalisten, Soziologen und Kremlologen schreiben sich über die Psyche Putins die

Finger wund. Ohne greifbares Resultat. In Ihrem Buch verfolgen Sie die Spur zu Putins geistigen Vätern. Ein Name sticht heraus: Iwan Iljin.

Iljin, war Professor der Philosophie, geboren 1880, und spielte in der Emigration eine bedeutende Rolle. Iljin war ein religiöser Mensch, noch wichtiger war jedoch sein Nationalismus. Bei der Einschätzung der Weltlage und der politischen Situation war er nicht gerade ein Genie. Er machte sich Illusionen über den Faschismus.

Er war wie viele Emigranten aufgewühlt über den Untergang des «Heiligen Russland» und sah im Faschismus eine Möglichkeit, den gottlosen Bolschewismus zu überwinden.

Er war dann auch enttäuscht, dass weder aus Hitler noch aus Mussolini viel wurde. Er arbeitete zuerst in Deutschland, stiess aber auf Ablehnung. Seine Feinde sagten: «Dem Iljin kann man nicht trauen.» Schliesslich wanderte er in die Schweiz aus.

Und hier begegneten ihm die Behörden auch mit Misstrauen, einige witterten in ihm gar einen Gestapo-Agenten.

Ein Gestapo-Agent war er bestimmt nicht, die Gestapo hatte ihn ja aus Deutschland rausgeekelt. Aber er war auch kein Demokrat. Er war auch gegenüber den Minderheiten in Russland nicht sehr tolerant. Er glaubte an ein grosses Russland. Die Kirche beklagte sich, er beschäftige sich zu viel mit Hegel und Kant, er solle sich lieber mit Christus beschäftigen. Seine Ideologie passt ausgezeichnet in die gegenwärtige Lage. 2005 veranlasste Putin, dass man sein Grab von Zollikon nach Russland überführt. Und zwar ins Donskoi-Kloster bei Moskau, wo zahlreiche Prominente begraben sind.

Was ist es, das Putin besonders an Iljin schätzt: seinen Nationalismus?

Ja, Iljin glaubte, dass Russland eine Sendung hat. Die meisten Grossmächte haben irgendwann geglaubt, sie hätten eine Sendung. Auch die Amerikaner, bloss ist es bei ihnen 150 Jahre her. In Russland ist dieser Glaube heute noch ziemlich tief verwurzelt. Einer der Väter dieses Glaubens ist Iwan Iljin.

Sendungsbewusstsein ist ein Teil des «Putinismus». So lautet auch der Titel Ihres neusten Buches. Was verstehen Sie unter Putinismus genau?

Es ist eine Ideologie, die sich noch entwickelt und daher nicht einfach zu beschreiben ist. Es ist eine Bemühung, an das alte Russland von vor der Revolution anzuknüpfen. Gleichzeitig ist man sich bewusst, dass das im Grunde nicht geht. Die Welt von heute ist nicht wie die Welt vor 1917. Putinismus ist eine Autokratie in Grenzen, keine

absolute Herrschaft, eine Bemühung, Russlands Sendung weiterzuführen. Wobei nicht ganz klar ist, was im Grunde Russlands Sendung heute ist – abgesehen vom weitverbreiteten Glauben, dass der Westen dekadent sei, seine Werte aufgegeben habe und dass Russland deshalb eine moralische und kulturelle Führungsrolle spielen müsse. Man ist sogar der Überzeugung, dass wenn Russland diese Führungsrolle nicht spiele, es keine Daseinsberechtigung habe.

Und diese Rolle spielt Putin – was immer man von ihm hält – ziemlich clever. Er führt den Westen vor nach Mass, zuerst auf der Krim in der Ukraine, nun hat er den Sprung nach Syrien vollzogen. Wird Putin der neue starke Mann der Globalpolitik?

Der Putinismus hat möglicherweise seine besten Tage bereits hinter sich. Den grössten Erfolg hatte er zwischen 2000 und 2008. Seither gibt es Schwierigkeiten, nicht nur in der



Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Aussenpolitik, sondern vor allem in der Wirtschaft, die einseitig von Rohstoffen abhängt. Das kann nicht gutgehen. Die Bemühungen, Russland irgendwie unabhängiger zu machen, haben bisher nicht gefruchtet. Die Gefahr ist natürlich, dass die wirtschaftlichen Missstände zu einer politischen Reaktion führen werden, was bisher noch kaum der Fall gewesen ist. Das heisst, die Menschen haben sich bis dato damit abgefunden, dass es nicht mehr so sprunghaft vorwärtsgeht wie vor zehn Jahren. Ich will nicht den Propheten spielen, aber so viel kann man sagen: Die Zeit, die Putin und seinen Kollegen bevorsteht, wird keine einfache sein.

Von einer Person haben wir noch nicht gesprochen: Barack Obama. Was halten Sie von der Präsidentschaft des Mannes, der kraft seines Amtes eigentlich der Weltfüh-

rer sein sollte, jedoch oft im Schatten insbesondere Putins steht?

Diese Aussage würde Obama nicht unterschreiben, aber es kann schon sein. Zwischen Obama und Putin gibt es einen grossen Unterschied: Obama ist an Aussenpolitik kaum interessiert. Bei allen US-Präsidenten hatte die Innenpolitik Vorrang. So jedenfalls stellte sich die Lage im Wahlkampf dar. Sobald sie im Amt waren, stellten sie zu ihrem Bedauern fest, dass sie einen erheblichen Teil ihrer Zeit aussenpolitischen Problemen widmen mussten. Darauf waren viele nicht vorbereitet. Obama ist im Grunde ein friedlicher Mensch, er will eine friedliche Welt. Aber leider ist die Welt heute nicht so friedlich.

Dieses Jahr feierte Obama immerhin zwei Grosserfolge: zum einen das Abkommen, das den Atomstreit mit dem Iran beilegt. Andererseits die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen mit Kuba. Würden Sie von einem Durchbruch sprechen?

Bei Kuba, ja, beim Iran ist die Zeit noch nicht reif, um eine Bilanz zu ziehen, denn man ist noch nicht sicher, ob wirklich eine Einigung erreicht werden wird. Ich glaube eher, ja, aber ob diese dann auch andauern wird, ob sie Krisen und Konflikte überstehen wird, ist eine andere Sache. Ja, Obama hat sich bemüht. Und wie der Engel in Goethes Faust sagt: «Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.»

Wir stehen vor einem Wahljahr. Die Republikaner wollen zurück ins Weisse Haus. Seit Monaten balgt sich ein Rudel von Kandidaten, doch es dominiert nur einer. Donald Trump, der als provokativer Entertainer und Feuerprediger die Medien auf Trab hält. In welcher Verfassung ist diese Republikanische Partei?

Ich muss zugeben, ich bin politisch sehr interessiert, aber in amerikanischer Innenpolitik bin ich nicht Experte. Trump spricht aus, was viele Amerikaner denken. Nicht gerade die Amerikaner der politischen Klasse. Nicht gerade die am besten Informierten. Nicht die Professoren für Politik in Harvard. Aber er drückt aus, was einfache Menschen umtreibt. Er wirkt befreiend. Er ist eine Art Schauspieler. Er ist effektiv. Er bringt Bewegung und, wie soll ich sagen, etwas Humor in einen Wahlkampf, der sonst sehr langweilig wäre. Aber ich würde nicht sagen, dass man ihn sehr ernst nimmt. Ich glaube nicht, dass Donald Trump der nächste Präsident sein wird.

Walter Laqueur lehrte als Professor an der Brandeis und der Georgetown University. Von 1965 bis 1994 war er Direktor des Institute of Contemporary History in London. Er ist Autor von 37 Büchern, unzählige weitere hat er herausgegeben. Sein neuestes Werk trägt den Titel «Putinismus. Wohin treibt Russland?» (Propyläen. 332 S., Fr. 31.90)



«Pack schlägt sich, Pack verträgt sich»: Erdogan (l.) und Putin beim Frühstück in Sotschi, 18. Juli 2005.

Blick in den Spiegel

Ihr Aufstieg an die Spitze ist bemerkenswert – und weist viele Parallelen auf: Aller kriegerischen Rhetorik zum Trotz sind Wladimir Putin und Recep Tayyip Erdogan Brüder im Geiste.

Von Wolfgang Koydl

Eigentlich könnten die beiden Männer unterschiedlicher nicht sein, der Türke und der Russe: grossgewachsen und ausgesucht höflich im persönlichen Umgang der eine; eher klein und im Gespräch direkt, derb und oft vulgär der andere. Der eine zeigt gern seine nackten Muskeln, der andere fühlt sich schon ohne Sakko unwohl. Einer opponierte stets gegen die Staatsmacht, der andere diente ihr zeit seines Lebens als treuer Beamter. Heute führen beide ihre Staaten – und stehen sich unversöhnlich in einem gefährlichen Konflikt gegenüber: Sultan und Zar, Recep Tayyip Erdogan und Wladimir Putin.

Doch all die Unterschiede verblassen angesichts der Gemeinsamkeiten, welche die Präsidenten der Türkei und Russlands miteinander verbinden und die sie von den meisten anderen Staatenlenkern unterscheiden. Untersucht man Herkunft, Jugenderfahrungen,

Lebensweg und Charakter, so finden sich zahlreiche erstaunliche Parallelen. Sogar ihr politisches Schicksal in den vergangenen zwölf Monaten glich sich auf frappante Weise: Zu Beginn des Jahres von der westlichen Staatengemeinschaft noch wie Aussätzige gemieden, wurden die Parias begehrte Partner. Alle buhlen um ihre Gunst, denn ohne Putin gibt es keine Lösung in Syrien, ohne Erdogan kein Abebben der Flüchtlingsflut.

Stets genügend Zündstoff

Dass sie es einmal so weit bringen würden, hätte ihnen niemand vorhergesagt. Beide Männer stammen aus kleinen Verhältnissen und wurden von harten Erfahrungen geprägt, die sie auf den Strassen von Leningrad und Istanbul gesammelt haben. Ehrgeizig und zielstrebig muss jeder Politiker sein, aber ein gutes Mass an Verschlagenheit und Brutalität hat noch nie

geschadet. Putin und Erdogan haben davon frühzeitig einiges mitbekommen, sonst hätten sie sich nicht durchsetzen können. Sie lernten, wie man Risiken eingeht und Rückschläge wegsteckt. Abwarten, gegnerische Schwächen erkennen und Chancen skrupellos und blitzschnell nutzen – bis jetzt hat es immer prächtig funktioniert.

Dass der Konflikt zwischen Ankara und Moskau gefährlich zu eskalieren scheint, hat mehr mit der Geografie und der Geschichte beider Länder zu tun, nicht so sehr mit den Persönlichkeiten ihrer Führer. Historisch gesehen, haben nur wenige Länder öfter gegeneinander Krieg geführt als Russland und die Türkei: Die Nachbarschaft vom Balkan bis zum Kaukasus und die Meerengen des Bosphorus und des Hellespont boten stets genügend Zündstoff. Doch heisst das, dass Erdogan und Putin auf einen direkten Schlagabtausch zusteuern?



Wahrscheinlich nicht. Gerade weil sie einander so ähnlich sind, kennen sie die Stärken und die Schwächen des anderen. Sie wissen, wie der andere tickt, sie kennen seine Schmerzgrenze, sie können seine Reaktion einschätzen. So wie damals in den Hinterhöfen und Gassen von Leningrad und Istanbul, wenn eine rivalisierende Bande das eigene Territorium bedrohte: Pack schlägt sich, aber Pack verträgt sich auch wieder.

Die Baskow-Gasse in St. Petersburg kannte schon bessere Tage. Vor der Revolution wohnten Hofbeamte in den hochherrschaftlichen Wohnungen, sogar eine Prinzessin hatte in der Gegend ihr Palais. Doch als Wladimir Putin da aufwuchs, trug das ehemals noble Innenstadtquartier schon alle Zeichen sozialistischer Verwahrlosung und der Schäden, die der erst wenige Jahre zuvor beendete Krieg angerichtet hatte. Viel hat sich nicht verändert. Noch heute blättert der Putz von den Fassaden, das Pflaster ist mit Schlaglöchern übersät, und in den Hinterhöfen quillt stinkender Müll aus verbeulten Containern. Nur das Haus Nummer fünf, in dem der Kremlchef seine Kindheit verlebte, wurde durch einen schicken Neubau ersetzt.

Die dreiköpfige Familie Putin musste mit 20 Quadratmetern in einer sogenannten Ko-

munalka auskommen. In solchen sowjetischen Gemeinschaftswohnungen teilte man Küche, Bad und Toilette mit anderen Mietern. Heute würde man Putins Eltern vermutlich als arm bezeichnen, aber im Sowjetstaat erging es ihnen nicht besser und nicht schlechter als den meisten anderen: Es gab nicht viel, aber es gab auch keinen Neid, denn man kannte kein

«Wenn es eine Schlägerei gibt, dann sieh zu, dass du als Erster zuschlägst.»

anderes Leben. Und die Nomenklatura der Parteibonzen verstand es, ihre Privilegien vor dem Proletariat zu verstecken.

Einen grossen Teil seiner Freizeit verbrachte der kleine Wolodja mit anderen Kindern auf der Strasse. Er war kein wohlzogener, braver Junge, und häufig teilte er Prügel aus. So schlecht war sein Ruf, dass ihn die Jungen Pioniere, die Jugendorganisation der Kommunistischen Partei, zunächst nicht aufnehmen wollten. Weil er kleingewachsen war, musste er sich mit Fäusten Respekt verschaffen. Anfangs trainierte Putin als Boxer, doch nachdem ihm jemand die Nase gebrochen hatte, stieg er auf Sambo um, eine russische Kampfsportart,

die er noch heute betreibt. «Wenn mich die Strassen Leningrads etwas gelehrt haben, dann dieses», erinnerte er sich viele Jahre später: «Wenn es eine Schlägerei gibt, dann sieh zu, dass du als Erster zuschlägst.»

Auch als Staatschef ist er diesem Prinzip meist treu geblieben, sei es beim Kleinkrieg gegen Georgien, beim Anschluss der Krim oder zuletzt beim Kampfeinsatz auf Seiten des syrischen Diktators Baschar al-Assad. Doch mit dem Abschuss eines russischen Kampfbombers durch die türkische Luftabwehr ist ihm ein anderer zugekommen. Der Schlag sass, und er schmerzte, wie Putins heftige persönliche Replik an die Adresse Erdogans zeigte. Er weiss: Verliert man erst einmal die Initiative, läuft man Gefahr, den ganzen Kampf zu verlieren.

Stoff für Spott

Auch Erdogan kennt sich mit dem rauen Leben auf den Strassen eines Arme-Leute-Viertels aus. Der Istanbuler Stadtteil Kasimpasa liegt am Oberlauf des Goldenen Horns, schräg gegenüber vom prächtigen Topkapi-Palast der osmanischen Sultane. Aber er ist Welten entfernt vom Reichtum und Luxus der Millionenmetropole. Hier lebten Fischer und Tagelöhner, kleine Händler und Seeleute wie Erdogans

Vater, der für die Küstenwache aufs Meer hinausfuhr. Noch bis vor wenigen Jahren hatte Kasimpasa einen üblen Ruf. Fremden wurde empfohlen, tagsüber auf ihre Taschen zu achten und sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr in den verwinkelten Gassen aufzuhalten. Polizisten, wenn sie sich in das Quartier wagten, standen oft auf der Lohnliste von Verbrecherbanden.

In dieses Viertel kam Erdogan als Dreizehnjähriger. Die Familie war aus Rize an der Schwarzmeerküste zugewandert, was den Einheimischen reichlich Stoff für Spott bot. Denn die Schwarzmeertürken gelten im Rest des Landes als dumm und schwerfällig. Zoff und Zwist gab es also genug, wenn auch oft der blosser Anblick des 1,90 Meter grossen Erdogan bei den Gegnern die Lust auf eine Prügelei rasch erlöschen liess.

Wie die meisten ihrer Nachbarn im Viertel waren auch die Erdogans finanziell nicht auf Rosen gebettet. Um Geld für Schulbücher zu verdienen, musste ihr Sohn Recep auf der Strasse Sesamkringel und Mineralwasser verkaufen. Anerkennung bezog er auf dem Fussballplatz. Als Stürmer für den Lokalklub Kasimpasa Spor Kulübü spielte er so gut, dass ihm sogar der Erstligaverein Fenerbahçe ein Angebot machte. Doch sein Vater sprach ein Machtwort und verhinderte so eine Fussballerkarriere.

Makelloser Arbeiterstammbaum

Sowohl Putin als auch Erdogan hatten das Glück, gute Schulen zu besuchen, und sie zeichneten sich als gute Schüler aus. Erdogans religiöse Eltern schickten ihn auf ein Imam-Hatip-Gymnasium, das normalerweise Vorbereiter für die Moschee ausbildet. In Putins sowjetischer Familie spielte die Religion keine Rolle: Väterlicherseits konnte er schliesslich auf einen makellos proletarischen Arbeiterstammbaum verweisen. Putins Grossvater war

In den letzten Jahren der UdSSR erwiesen sich die Geheimdienstler als treibende Reformkraft.

sogar Koch für Lenin und Stalin gewesen. Dennoch wurde der fünfjährige Wladimir auf Betreiben seiner Grossmutter heimlich getauft. Heute zelebriert der Kremelherrscher seinen orthodoxen Glauben nicht minder inbrünstig wie Erdogan sein muslimisches Bekenntnis. Sogar einen eigenen Beichtvater beschäftigt der Russenpräsident.

Aus ihrer Jugend in bescheidenen Verhältnissen haben sich sowohl Putin als auch Erdogan eine Volksverbundenheit und eine Volksnähe bewahrt, die ihnen als Politiker zustattenkamen. «Ich muss so sein, wie mein Volk mich will», meinte der russische Präsident einmal, und sein türkischer Amtskollege dürfte diese

Anschauung teilen. Sie haben nicht vergessen, dass sie von Millionen Russen beziehungsweise Türken gewählt worden waren und nicht von westlichen Medien und Intellektuellen. Das Volk dankt es ihnen mit dem Beweis anhaltender Popularität, der sich in hohen Wahlsiegen widerspiegelt – die sie notabene weitgehend ohne Mogeleyen erzielten.

Dass ihre Staatschefs zunehmend Allüren eines Zaren oder eines Sultans pflegen, stört die Masse der Wähler nicht. Im Gegenteil: Sie erfreuen sich an dem Gedanken, dass es einer von ihnen aus der Gosse in den Kreml oder den Präsidentenpalast geschafft hat. Auch der Unmut über die offenkundige Bereicherung der beiden Herren und ihrer Familien auf dem Weg zur Macht hält sich bislang in Grenzen. Dasselbe gilt für die freihändige Auslegung demokratischer Prinzipien durch die beiden Präsidenten.

Erbitterter Gegner der säkularen Türkei

Das könnte sich erst ändern, wenn sich die wirtschaftliche Lage der Russen und der Türken deutlich verschlechtert. Noch zehren Erdogan und Putin davon, dass es ihnen gelang, ihre Länder aus einer tiefen Krise zu befreien und zu wirtschaftlichem Wohlstand und internationaler Anerkennung zu führen. Diese Leistung ist unbestritten: Putin konnte den Verfall des russischen Staates, der sich unter Boris Jelzin vor aller Augen rapide vollzog, stoppen und umkehren. Erdogan verwandelte eine unter der Kuratel von Militär und Justiz stehende und stagnierende Türkei in einen wohlhabenden, modernen, liberalen Staat – jedenfalls so lange, bis er das Steuer wieder herumriss und die Machtpositionen mit eigenen Parteigängern besetzte.

Früh haben beide Männer erkannt, dass das System, in dem sie aufwuchsen, versteinert war: Weder der türkische Kemalismus noch der sowjetische Kommunismus boten glaubwürdige Antworten für die Zukunft. Der Unterschied bestand darin, dass Erdogan als gläubiger Muslim immer ein erbitterter Gegner der säkularen türkischen Republik gewesen war und für seine Überzeugungen sogar im Gefängnis gesessen hatte, während Putin als Angehöriger des Staatssicherheitsdienstes ein Zahnrad im Getriebe des Sowjetsystems gewesen war. Doch das ist nur scheinbar ein Widerspruch: Fast zeitgleich mit Dissidenten wie Andrei Sacharow und Alexander Solschenizyn war auch beim Geheimdienst KGB die Erkenntnis gereift, dass die UdSSR dringend generalüberholt werden müsste. In den letzten Jahren der Sowjetunion erwiesen sich die Geheimdienstler als treibende Reformkraft.

Heute machen weder Putin noch Erdogan einen Hehl daraus, dass sie das westliche demokratische Vorbild nur ansatzweise als Modell für ihre Gesellschaften empfinden. In Moskau spricht man offen von einer «gelenk-

ten Demokratie». Putin selbst kokettiert mit dem von seinen Gegnern geprägten Begriff «Demokratatur». Diese Kritiker übersehen freilich, dass die Demokratie von ihren ersten Befürwortern nach dem Ende des Kommunismus in Russland desavouiert wurde: Die Clique der neuen Mächtigen eignete sich

Der Amtssitz zeichnet sich durch Gigantomanie und ausgesucht schlechten Geschmack aus.

neben der Macht auch gleich das Nationalvermögen an. Verächtlich sprach man im Volk bald nur mehr von «Dermokratie» – nach *dermo*, dem russischen Wort für Scheisse.

Auch Erdogan verfolgt offen und unermüdelich das Ziel, die Verfassung nach seinen Bedürfnissen und vor allem auf seine Person zuzuschneiden. Verbrüht ist sein Vergleich der Demokratie mit einem *dolmus*: So wie das türkische Sammeltaxi nutzt man sie nur, um ans Ziel zu gelangen. Dann steigt man aus. Der stille und bescheidene Mann, der als Reformers auf den Plan trat, sieht sich mittlerweile als gleichberechtigten, wenn nicht überlegenen Nachfolger des legendären Staatsgründers Mustafa Kemal Atatürk. Der Bau seines neuen, jeden Massstab sprengenden Präsidentenpalastes in Ankara ist nur der vorläufig letzte Ausdruck seines Bestrebens, mit dem kemalistischen Erbe zu brechen: Cankaya, wo der alte Palast steht, war Synonym für Atatürks Republik. Bestepe, der Ort des neuen Palastes, soll für alle Zeiten mit Erdogans Namen verbunden sein.

Sie respektieren nur eines: Stärke

Dieser Amtssitz zeichnet sich neben seiner Gigantomanie vor allem durch ausgesucht schlechten Geschmack aus. Unvergessen sind die in historischen Kostümen herausgeputzten Leibgardisten, die Erdogan auf der Freitreppe seines neuen Palastes antreten liess, oder die augenscheinlich fingerdick mit Blattgold überzogenen Thronesseln, in die er seine fassungslosen Staatsgäste zwingt. Auch Putin schmückt sich mit dem opulenten Prunk der Kremssäle, steckt seine Wachen in historische Operettenuniformen, auch seine inszenierten Auftritte überschreiten in westlichen Augen oft die Grenze zur Lächerlichkeit.

Hier zeigt sich der kleinbürgerliche Mief, der die beiden umweht, die sich von unten an die Spitze hochgekämpft haben. Im Westen hat man sie lange dafür belächelt – mal nachsichtig, öfter ein wenig überheblich. Lange hat man sie deswegen unterschätzt, ein Fehler, der Putin und Erdogan nicht unterlaufen würde. Sie respektieren nur eines: Stärke. Daher respektieren sie einander, denn ein Blick auf den anderen ist immer auch ein wenig ein Blick in den Spiegel. ○

Nicht wie der Wind weht ...

Wie man die Segel setzt, darauf kommt es an! Dies ist das Lebensmotto des erfolgreichen Unternehmers und Mäzens Robert K. Heuberger.



Mit neun Jahren schloss er seinen ersten Vertrag: Der arme Halbwise kaufte einen Christbaum auf Raten. Mit 18 Jahren war er vorübergehend alleiniger Bankverwalter, denn die Erwachsenen waren im Aktivdienst. Seine Spezialität waren später Baufinanzierungen und Versicherungslösungen. Zu Haubergers Kunden zählten nicht nur Pensionskassen und Grossanleger, sondern auch der Schah von Persien und Stars wie Lilli Palmer, Curd Jürgens und Hildegard Knef. Tina Onassis und Marc Rich kauften Häuser von ihm. Das war der Beginn einer grossen Karriere als Immobilien-Entwickler und Financier. Heute ist Robert K. Heuberger mit seiner SISKAG eine feste Grösse im Schweizer Immobilienmarkt. Im grossen Buch seines Lebens erzählt er seine Erfolgsgeschichte offen, hintergründig und humorvoll. Dieses Buch ist ein lebendiges Stück Schweizer Wirtschaftsgeschichte. Heubergers spannende, unterhaltsame Lebenserinnerungen bringen auch viel Hintergrundinformationen aus der Immobilienwelt und kluge Einsichten aus dem rauen Wirtschaftsalltag.

Robert K. Heuberger
Nicht wie der Wind weht ...
Lebensbericht eines Unternehmers

384 Seiten, 420 Illustrationen
Leinen mit Schutzumschlag

«Mit Freude und Respekt nimmt man dieses gewichtige Buch zur Hand. Viele verdanken Robert K. Heuberger vieles. Als früherer Mitarbeiter des Kantonsspitals Winterthur habe ich seine Grosszügigkeit gegenüber dieser und vielen anderen Institutionen von nahe erlebt. Heuberger hat ein Stück Winterthur geprägt, geschichtlich und auch in seinem Erscheinungsbild. Dieser Leistung stehe ich wie viele andere Menschen mit grossem Dank und Hochachtung gegenüber.»

Prof. Dr. med. Peter Jaeger, Wiesendangen

«Dieses Buch ist berührend, spannend, lebenswert und ganz toll geschrieben. Auch die Zeichnungen sind zauberhaft. Ich lese jeden Abend darin, und es ist für mich eine Bereicherung.»

Christine Schild Wölffer, Schauspieler, Berlin

«Dieses Buch ist ja nicht nur eine Anleitung für angehende und auch für bestandene Unternehmer. Darüber hinaus ist es für die älteren Semester und ganz besonders für die alteingesessenen Winterthurer ein Schatz der Erinnerung.»

Jürg Hasler, Winterthur

«Die Lebenserinnerungen von Robert K. Heuberger lese ich mit grossem Interesse und auch ab und zu mit einem Schmunzeln. Viele schöne Erinnerungen wieder geweckt, an denen man sich auch immer wieder erfreuen kann.»

Lilian Farner, Zürich

«Ich habe nun drei lange Nächte in diesem Buch gelesen. Es ist spannend geschrieben und auch beglückend. Grossartig, dass solche vorbildliche und auch exzellente Lebensläufe möglich sind, wenn auch selten. Auch junge Menschen werden dieses schöne Buch begierig lesen. Danke!»

Dr. Ursula Baumberger, Winterthur

«Obwohl Robert K. Heuberger mir altersmässig quasi eine halbe Generation voraus ist, fand ich viele Parallelen. Er hat die Zeit des Zweiten Weltkrieges als Rekrut, Unteroffizier und Leutnant erlebt, als ich noch im Kindergarten war. Umso mehr haben mich die Schilderungen über die damalige Militärdienstzeit fasziniert, und da ziehe ich auch heute noch als alter Milizbrigadier den Hut vor diesem jungen Leutnant. Die weiteren Kapitel legen die unglaubliche Erfolgsgeschichte eines topsoliden Unternehmerpaars offen. Bis zum heutigen Tag sind die Heubergers einer der wenigen und nachhaltigen Leuchttürme unserer Stadt mit ihren vielseitigen unternehmerischen, kulturellen und sportlichen Engagements.»

Peter Arbenz, Winterthur

«Nicht wie der Wind weht kennzeichnet einen bewundernswerten Lebensweg. Robert K. Heuberger ist wirklich ein ausserordentlicher Unternehmer, der höchste Anerkennung verdient.»

Helmuth Kunz, Generalagent Helvetia, Winterthur

Lieber Herr Heuberger, ich bedanke mich herzlich für die gute Zusammenarbeit und wünsche Ihnen Glück, Gesundheit und Erfolg für das kommende Jahr sowie alles gute zum Geburtstag am 12. Januar 2014.

Ueli Maurer, Bundesrat



Flugplatz Emmen/LU. Havarierte «Fliegende Festung» muss notlanden. Zug Heuberger gelang es die zehn Insassen aus dem brennenden Flugzeug zu retten. Erhielten «Thank».

Buchbestellung Fr. 38.– (€ 30.–) Versand kostenlos

Bestellung: Robert K. Heuberger, Rychenbergstrasse 167, 8401 Winterthur

Name

Vorname

Adresse

Unterschrift



Die klügsten Köpfe dieses Jahres

Ein glaubwürdiger Journalist, ein visionärer Schriftsteller, ein einflussreicher Ökonom, eine hartnäckige Arzneyforscherin und ein mutiger Notenbanker: Diese fünf Denker sind 2015 aufgefallen.

Von *Christoph Mörgeli*

Thomas L. Friedman, 62 — Der Buchautor und Starschreiber der linksliberalen *New York Times* war auch dieses Jahr der bestbeachtete aussenpolitische Kolumnist der Welt. Als brillanter, wenn auch nicht unbestrittener Deuter der Globalisierung trat er den depressiven Weltuntergangspropheten mit erfrischendem Optimismus entgegen. Statt Staaten und Unternehmen seien es zunehmend Einzelpersonen, die global gestalten könnten. Die Marktwirtschaft ist laut Thomas L. Friedman das nachhaltigste Friedensprojekt; wer mit andern Handel treiben will, bringt sie nicht um. In einer geistvollen Analyse unterschied er 2015 zwischen «Weltordnung» und «Weltunordnung», wobei die Ordner vielfach unfreiwillig für Unordnung sorgten. Der dreifache Pulitzerpreisträger ist die wichtigste und wohl vernünftigste journalistische Stimme zum Nahen Osten – mit Israel in durchaus kritischer Solidarität verbunden. Weniger eigenständig, sondern im modisch-grünlichen Mainstream denkt er in der Umweltpolitik. Friedman nennt sich «alte Schule», will er doch gesehen haben, worüber er schreibt. Seinen Berufskollegen empfiehlt er die zwei D: Distanz und Demut. Und über die USA sagt er doppeldeutig: «Wir haben das sauberste schmutzige Hemd.»

Michel Houellebecq, 59 — Diese durch und durch skeptische Existenz mit problembeladener Vergangenheit hat Anfang 2015 einen weiteren literarischen Wurf veröffentlicht. Durch einen jener unfassbaren Zufälle des Lebens erschien Michel Houellebecqs utopischer Roman «Unterwerfung» genau am Tag des islamistischen Mordanschlags auf die Redaktion von *Charlie Hebdo* und genau am Tag, als der Autor auf dessen Titelseite prangte. Im Massaker vom 7. Januar kam auch ein enger Freund ums Leben; Houellebecq stoppte die Promotion seines dennoch in hoher Auflage verkauften Buches. Die Handlung von «Soumission» spielt im Frankreich des Jahres 2022 und zeigt als beklemmende Satire die Folgen der Islamisierung inklusive Scharia, Männerherrschaft und Vielweiberei. Der Romanheld – ein alternder Literaturwissenschaftler – kämpft gegen die Versuchung, sich mit allen Vorteilen von beschleunigter Karriere, besserer Bezahlung und Versorgung mit jungen Frauen zu unterwerfen. Das grandiose, witzige Werk legt die Schwächen der müden französischen Gesellschaft gnadenlos offen.

Dem Intellektuellen bleibt angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung nur die Wahl zwischen «Pest» und «Cholera» – dem politischen Islam oder dem Front national.

Hans-Werner Sinn, 67 — Ende 2015 hat der Ordinarius vor über tausend begeisterten Hörern seine Abschiedsvorlesung an der Ludwig-Maximilians-Universität München gehalten. Demnächst soll er altershalber auch als Präsident des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung zurücktreten. Dabei war der Einfluss von Hans-Werner Sinn auf die Wirtschafts-

politik der Deutschen noch nie grösser. Der streitbare Ordoliberaler aus der grossen Freiburger Schule eines Walter Eucken und Ludwig Erhard kritisierte in der Euro-Krise gnadenlos die Vergemeinschaftung der Bankenschulden und die Gefährdung des europäischen Einigungswerks. Auch wenn Finanzminister Wolfgang Schäuble als ehemaliger Steuerbeamter Hans-Werner Sinn heftig kritisiert – das deutsche Publikum glaubt an Hans-Werner Sinn und an die Notwendigkeit des Austritts von Griechenland aus der Währungsunion. Für viel publizistisches Donnerrollen sorgt Sinn,



Mutigster Währungshüter der Welt: Nationalbankpräsident Jordan.

wenn er vorrechnet, dass der durchschnittliche Migrant den Staat mehr kostet, als er ihm bringt. Oder wenn er den Sozialstaaten ein Rentenfiasko prophezeit. Doch selbst hartgesottene Gegner attestieren dem Ex-Linken Fairness, intellektuelle Offenheit und ausgesuchte Höflichkeit.

Tu Youyou, 84 — Der gegenwärtige Leitanspruch der Geisteswissenschaften über die Naturwissenschaften gehört zu den grossen Torheiten unserer Zeit. Gibt es einen einzigen konkreten Vorteil, den die Menschheit aus einem soziologischen Konstrukt, einer psychologischen Theorie oder einem historischen Diskurs gewonnen hätte? Ganz konkrete Bedeutung für die Annehmlichkeiten unseres Alltags haben Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Den diesjährigen Nobelpreis für Medizin oder Physiologie gewann zur Hälfte die chinesische Pharmakologin Tu Youyou – und zwar für ein ganzes

Lebenswerk. Ihr gelang die Isolation des Wirkstoffs Artemisinin aus der Pflanze Einjähriger Beifuss. Die Pekinger Professorin erforschte ursprünglich im Rahmen eines Regierungsprogramms und im Sinne der kommunistischen Ideologie die Wirkung von Heilpflanzen mit den Methoden der traditionellen chinesischen Medizin. Doch sie isolierte 1971 nach allen Regeln der modernen Wissenschaft das Artemisinin. Mit dieser Substanz wurden weltweit viele Millionen Malaria-Opfer geheilt, insbesondere in den Entwicklungsländern. Möglicherweise rettete Tu Youyou mehr Menschenleben, als alle Kriege der Weltgeschichte gekostet haben.

Thomas Jordan, 52 — Der Präsident der Schweizerischen Nationalbank erwies sich 2015 als mutigster Währungshüter der Welt. Er handelte entschieden und visionär im langfristigen Interesse unseres Landes, als er die Mindestkursbindung des Frankens an

den Euro preisgab. Thomas Jordan tat dies im Wissen, von verantwortungslosen Linken und von der Exportindustrie deswegen heftig kritisiert zu werden. Und er bewies die verfassungsmässige Unabhängigkeit der Nationalbank, indem er den Bundesrat nur wenige Stunden vorher informierte. Hätte Jordan die Bindung unserer Währung an den Euro weiter beibehalten, wäre die SNB-Bilanz aufgefressen und Volksvermögen in grösstem Stil vernichtet worden. Die seitherige Kursentwicklung von Dollar und Pfund gibt Jordan recht, denn im Gegensatz zu 2010, als die Anbindung beschlossen wurde, haben wir 2015 kein Franken-Problem, sondern ein Euro-Problem. Auch hinter der Rettung der UBS und der Meisterung der Finanzkrise standen weder Philipp Hildebrand noch die abgetretenen Bundesräte Widmer-Schlumpf oder gar Couchepin, die sich später in Pose warfen. Die eigentliche Arbeit trägt auch hier den Namen des bescheidenen Thomas Jordan. ○



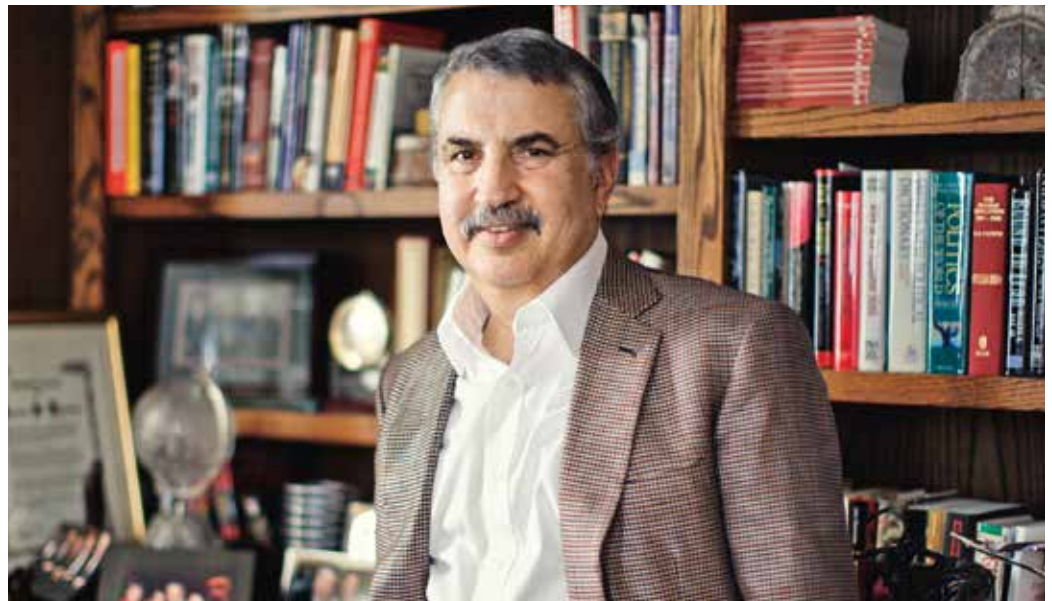
Schwächen der französischen Gesellschaft: Schriftsteller Houellebecq.



Millionen Malaria-Opfer geheilt: Pharmakologin Youyou.



Publizistisches Donnergerollen: Ökonom Sinn.



Vernünftigste journalistische Stimme zum Nahen Osten: Kolumnist Friedman.



Essay

Europas Niedergang

Die Gründe für das Scheitern der EU liegen auf der Hand. Ebenso die Rezepte für eine Genesung. Europas Politiker indes sind zu schwach, zu mutlos und zu desinteressiert, um die notwendige Führung zu übernehmen.

Von Günter Verheugen und David Mostyn (Illustration)

Stillstand? Stillstand ist nicht das richtige Wort zur Beschreibung des Zustandes der Europäischen Union (EU). Eher würde man an ein Fahrzeug denken, bei dem die Zündung angeschaltet, aber kein Gang eingelegt ist. Die Maschinerie in Brüssel läuft wie eh und je. Vorschriften werden produziert, wichtige und überflüssige. Die Räte tagen. Die politischen Spitzen treffen sich in immer kürzeren Abständen. Über Europa und seine Zukunft wird heftiger diskutiert als jemals zuvor. Aber dennoch: Das bedrückende Gefühl des sinnlosen Leerlaufs will nicht weichen.

Die grossartige Idee der europäischen Integration steckt in einer Sinnkrise. Skepsis breitet sich aus darüber, ob die grossen Versprechen der Integration, also Frieden, Sicherheit, Stabilität und Wohlstand, in der nahen und fernen Zukunft noch erfüllt werden können. Krisen hat es in der Geschichte der europäischen Einigung immer wieder gegeben. Zeiten der Bewegungslosigkeit, der Sklerose. Und es ist richtig, dass dann immer wieder ein neuer, starker Impuls kam und dass schliesslich die Einsicht in die Notwendigkeit des Vorrangs des gemeinschaftlichen Wohls vor rein nationaler Interessenvertretung obsiegte.

Das erste Warnsignal

Diesmal aber scheint es nicht so zu sein. Das erste deutliche Warnsignal, dass die Zeit des allgemeinen Konsensus über Europa zu Ende gehen könnte, waren nicht die gescheiterten Referenden über die europäische Verfassung in den Niederlanden und Frankreich. Das erste Warnsignal kam mit dem Vertrag von Maastricht. Damals konnten oder wollten nicht mehr alle den Weg in die Währungsunion und einer engeren Zusammenarbeit auf dem Gebiet von Innen- und Justizpolitik mitgehen. Damals stand die Ratifikation auf der Kippe, wegen Deutschland, wo das Bundesverfassungsgericht angerufen wurde. Die Dänen stimmten erst im zweiten Referendum zu. Auch die Franzosen waren nicht wirklich begeistert. Nur eine hauchdünne Mehrheit von 51,05 Prozent gab ihre Zustimmung zu diesem grossen Integrationsschritt, der die Europäische Union begründete. Seitdem kämpft die EU mit dem Verlust an Vertrauen und Zustimmung. Die multiplen Krisen, mit denen die EU seit 2009 konfrontiert ist, haben die Lage nicht verbessert.

Die EU hat die Finanz- und Schuldenkrise noch nicht bewältigt, sie entwickelt sich zum Sorgenkind der Weltwirtschaft und bringt nicht mehr die notwendige Solidarität auf, mit der – übrigens nicht ohne Vorwarnung ausgebrochenen – Flüchtlingskrise angemessen umzugehen.

Ich sehe drei wesentliche Gründe für den Niedergang – anders kann man es wohl kaum noch bezeichnen – der Europäischen Union, und alle

drei bedingen einander und verstärken sich gegenseitig. Da ist zunächst das schwer angeschlagene öffentliche Image der EU, verbunden mit wachsendem Misstrauen bei den Bürgerinnen und Bürgern gegenüber den politischen Eliten auf nationaler und europäischer Ebene. In den ersten Jahrzehnten der europäischen Integration waren die auf europäischer Ebene zu verhandelnden Themen, mit Ausnahme der Landwirtschaft, meist sehr weit weg vom Alltag



Das bedrückende Gefühl des Leerlaufs will nicht weichen.

der Menschen. Das ist heute nicht mehr so. Die supranationale Ebene hat einen ständigen Machtzuwachs erlebt, ihre Entscheidungen betreffen das Wohl und Wehe jedes Einzelnen immer direkter, ohne dass bisher eine adäquate Form der zivilgesellschaftlichen Partizipation gefunden wurde. Viele fühlen sich fremdbestimmt von einer Instanz, die sie nicht beeinflussen oder kontrollieren können. In vergrößerter Form erscheint dieses Unbehagen in Vorwürfen wie: «Bürokratenherrschaft», «Gleichmacherei» und «Einmischung». Im Ergebnis müssen wir davon ausgehen, dass wir in den Mitgliedstaaten heute keine integrationswilligen Mehrheiten mehr haben.

Der zweite Grund ist die scharfe politische Polarisierung innerhalb der EU, die nicht einen Ost-West- oder einen Nord-Süd-Konflikt zur Ursache hat, sondern unerträglich gewordene ökonomische und soziale Ungleichgewichte. Es ist zwar richtig, dass, über einen langen Zeitraum gesehen, alle Teilnehmerstaaten von der

Integration profitiert haben, aber in höchst unterschiedlicher Weise. Die Wahrnehmung ist aber häufig eine andere. Deutschland ist das Land, das ausweislich aller Indikatoren den grössten Nutzen aus der Integration gezogen hat (ganz zu schweigen davon, dass erst auf dem Weg über Europa Deutschland wieder zu einem geachteten Mitglied der Völkerfamilie wurde). In Deutschland aber glaubt eine Mehrheit an die Mär vom Zahlmeister, der mit seinem Fleiss und Können die Faulen und Trägen durchschleppen muss. In den reicheren EU-Staaten sind Nationalismus und rechter Populismus auf dem Vormarsch, in ärmeren, vor allem südlichen Mitgliedstaaten geht der Ruck nach links. Die Mitte scheint verlorenzugehen. Je stärker der populistische Druck wird, desto mehr neigen die Regierungen dazu, kurzfristige nationale Interessen (und sei es nur die nächste Wahl) über das Gemeinschaftsinteresse zu stellen.

Und damit haben wir schon den dritten Grund: eine eklatante politische Führungs-

schwäche. Unter normalen Umständen wäre das eine Stunde der französisch-deutschen Initiative. Frankreich und Deutschland sind das Herz der EU, sie verstanden sich lange als Motor der Integration. Das ist vorbei. Frankreich ist ganz mit sich selber beschäftigt. Und Deutschland? Man hat den Eindruck, dass für die deutsche Bundeskanzlerin die EU ein Job neben vielen anderen ist, der eben gemacht

Diversität ist keine europäische Schwäche, sondern unsere grosse zivilisatorische Stärke.

werden muss, nicht aber, dass sie weiss, dass die EU die Raison d'être für Deutschland ist. Die anderen grossen EU-Staaten können oder wollen diese Leere nicht füllen. Grossbritannien denkt über seine Zukunft in der EU nach, die nicht gewiss ist. In Polen hält die Regierung nationale und europäische Fragen nicht für miteinander verknüpft. Spanien und Italien ringen mit schweren wirtschaftlichen und sozialen Problemen. Zudem hat man auch nicht den Eindruck, dass Deutschland bereit wäre, etwa italienischen Sorgen wirklich zuzuhören. Renzi ist schliesslich in der falschen Partei.

Alles das hat einen gemeinsamen Nenner. Es schwindet das Bewusstsein einer europäischen Schicksalsgemeinschaft, die nur gemeinsam die Kraft findet, die Geister der Vergangenheit zu überwinden und Zukunft zu gestalten.

Wer einem EU-Partner mit Rauswurf droht, wie es Deutschland im Falle Griechenlands gemacht hat, hat sich von der Idee einer Schicksalsgemeinschaft verabschiedet. Wer überhaupt glaubt, es sei besser, ein sogenanntes unbequemes EU-Mitglied (Grossbritannien) loszuwerden, und dies als verkräftbaren Verlust ansieht oder von kleinen integrativen Lösungen träumt (Mini-Schengen), der hat nichts aus der europäischen Geschichte gelernt.

Unheilvolle Neigung zur Zentralisierung

Wie aber die europäische Idee wiederbeleben? Die Standardantwort aller sogenannten «überzeugten Europäer» lautet: mehr Europa. Gemeint ist damit die Übertragung von noch mehr bis anhin nationalen Kompetenzen auf die supranationale Ebene. Ich bezweifle nicht, dass wir mehr Einigkeit brauchen in den Fragen der internationalen Politik und der Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit der EU. Ich bezweifle aber, dass wir das mit einem neuen Vertrag erreichen können. Wie soll man die Hürde der Ratifikation unter den gegebenen Umständen in den Mitgliedstaaten nehmen, wenn es um mehr Kompetenzen statt um eine bessere Balance derselben ginge?

Wenn man die Dynamik von Vertiefung und Erweiterung, die jahrzehntelang für das europäische Projekt prägend war, wiederherstellen





Innere Reform der EU: Kommissionspräsident Juncker.

will, dann kann die erste Aufgabe nur lauten, neues Vertrauen zu schaffen. Dazu braucht man keine Vertragsänderung. Dazu braucht man nur den politischen Willen, die gegenwärtigen Defizite zu erkennen, und den Mut, sie anzupacken und zu überwinden. Bevor man «mehr Europa» glaubwürdig als Parole ausgeben kann, wird ein «besseres Europa» angeboten werden müssen, eines, das Sicherheit, Wohlstand und Arbeitsplätze nicht nur verspricht, sondern schafft.

Ich bin nicht mit allem einverstanden, was der britische Premierminister Cameron fordert, aber in dem britischen Reformverlangen stecken ein paar Elemente, die aus der Sackgasse herausführen könnten. Da ist zunächst einmal die Forderung nach voller Respektierung des Subsidiaritätsprinzips. Dieser sperrige und für viele kaum verständliche Begriff besagt nichts anderes, als dass Entscheidungen prinzipiell auf der Ebene fallen müssen, die den Menschen am nächsten ist. So steht es auch im EU-Vertrag. Aber so wird es nicht gehandhabt.

Vor allem die Europäische Kommission hat eine unheilvolle Neigung zur Zentralisierung und Harmonisierung. Dort dominiert noch immer die Überzeugung, dass Europa sich vor allem in einheitlichen Regeln und Vorschriften verwirklicht. Das aber ist ganz falsch, denn es verkennt die identitätsstiftenden Wirkungen nationaler und regionaler Traditionen und Lebensformen ebenso wie die beflügelnde Wirkung eines Wettbewerbs der Ideen. Nicht weniger, sondern mehr Flexibilität ist heute gefragt. Diversität ist keine europäische Schwäche, sondern unsere grosse zivilisatorische Stärke. Und was spräche dagegen, wenn die Kommission sich viel mehr als in der Ver-

gangenheit darauf konzentrieren würde, die Zusammenarbeit der Mitgliedstaaten ganz praktisch zu ermutigen und den Austausch der Ideen und Probleme ohne Reglement zu befördern?

Das alles heisst, dass sich die europäische Politik auf die Fragen beschränken sollte, die nur europäisch geregelt werden können. Wenn man Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker zuhört, scheint die Botschaft inzwischen in Brüssel angekommen zu sein. Man sieht allerdings die Konsequenzen noch nicht.

Auch einen anderen britischen Vorschlag, die Rückverlagerung von Kompetenzen auf die nationale Ebene, halte ich nicht für ketzerisch, sondern für vernünftig. Es würde uns zum Nachdenken zwingen, wie wir im Binnenmarkt mit Sachverhalten umgehen wollen, die nicht grenzüberschreitender Natur sind; wie wir Wettbewerb stimulieren können; wie wir mit der Frage der unterschiedlichen Leistungskraft der einzelnen Volkswirtschaften in der EU besser umgehen können als in der Vergangenheit. Ebenso wichtig erscheint mir die Forderung nach einem radikalen Abbau überflüssiger oder unnötig belastender bürokratischer Vorschriften. Die Kommission hat in der Vergangenheit einmal nachgewiesen, dass substanzielle Kosteneinsparungen erreichbar sind. Eine wirklich neue Regelungskultur ist daraus aber bisher nicht entstanden. Es wäre noch über Kosteneffizienz zu reden, über die Zielgenauigkeit europäischer Projekte und über die Konzentration auf Vorhaben, die Wachstum und Arbeitsplätze schaffen.

Die innere Reform der EU muss verbunden werden mit einer viel stärker an der Zukunft orientierten Sinngebung. Die Frage lautet sehr einfach, wie wir als Europäer in der Welt von

morgen leben wollen. Wir wissen nicht genau, wie diese Welt aussehen wird. Aber wir wissen, dass die globalen Trends gegen uns laufen. Die demografische Entwicklung und die bereits sichtbare Schwerpunktverlagerung der wirtschaftlichen Dynamik in andere Teile der Welt werden das europäische Wohlfahrtsmodell in Frage stellen, wenn wir nicht zwei Dinge tun: politisch so geeint auftreten, dass die europäische Stimme im globalen Konzert der Mächte gleichberechtigt gehört wird und zweitens wirtschaftlich so viel Gewicht aufbringen, dass aus der Globalisierung eine Win-win-Situation wird. Letzteres kann meines Erachtens nur über die Schaffung eines transatlantischen Wirtschaftsraumes und über eine den ganzen Kontinent erfassende wirtschaftliche Integration gelingen.

Die Menschen überzeugen

Man könnte all das ziemlich leicht in eine gutverständliche und einleuchtende politische Botschaft übersetzen. Wollen wir auch in Zukunft selbstbestimmt leben, oder wollen wir zum Objekt von Entscheidungen werden, die ausserhalb Europas und ohne unsere Stimme getroffen werden? Und damit ist noch nichts gesagt zu den globalen Risiken, die wir heraufziehen sehen: Armutswanderungen, Bevölkerungswanderungen aufgrund des Klimawandels, Ressourcenverknappung, wachsende

Führung heisst auch, die Interessen der EU-Partner zu kennen und zu berücksichtigen.

politische Instabilität, internationale soziale Konflikte, Terrorismus, Massenvernichtungswaffen und so weiter. Das alles verlangt globale Kooperation – wie sollten unsere europäischen Nationalstaaten allein dazu in der Lage sein?

Solange die EU ist, was sie ist, kein Staat, sondern ein Verbund von Staaten, die Teile ihrer Souveränität gemeinsam ausüben, liegt die Hauptverantwortung für das Schicksal Europas bei denjenigen, die in den EU-Mitgliedstaaten die Führungsaufgabe innehaben. Sie sind gefordert. Führung heisst aber nicht, zu erspüren, woher der jeweilige Wind der öffentlichen Meinung weht, und sein Mäntelchen in diesen Wind zu hängen, sondern Führung heisst, für eine gestaltende Idee einzustehen und die Menschen im eigenen Land zu überzeugen. Führung heisst auch, die Interessen der EU-Partner zu kennen und zu berücksichtigen und gemeinsame Lösungen zu suchen und nicht im engen nationalen Weltbild verhaftet zu sein.

Günter Verheugen, 71, war von 1983 bis 1999 Bundestagsabgeordneter der SPD und später Vizepräsident der EU-Kommission. Heute ist er Honorarprofessor an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder.

vitra.



Grand Repos Developed by Vitra in Switzerland, Design: Antonio Citterio

www.vitra.com/grandrepos

wohnbedarf

modern seit 1931.

Jetzt bei wohnbedarf – sofort mitnahmebereit.

wohnbedarf wb ag · Talstrasse 11-15 · 8001 Zürich

T. +41 44 215 95 95 · info@wohnbedarf.ch · www.wohnbedarf.ch

«Politischer Kitsch»

Der Philosoph Rüdiger Safranski geht mit Angela Merkel wegen ihrer Flüchtlingspolitik hart ins Gericht. Deutschland traue sich nur noch, seine nationalen Interessen zu vertreten, wenn sie als moralische Mission verkauft werden könnten. *Von Rico Bandle und Marco Aste (Bild)*

Es ist ein wunderbarer Herbsttag, als wir uns in Badenweiler, einem Badekurort im Schwarzwald, treffen. Hier lebt Rüdiger Safranski, der mit seinen Büchern über deutsche Geistesgrößen wie E.T.A. Hoffmann, Nietzsche, Heidegger und Goethe auf den Bestsellerlisten landete. An dem idyllischen Ort scheinen die Weltpolitik, die Flüchtlingskrise weit entfernt. Und doch sind sie bei Rüdiger Safranski, der eben ein philosophisches Buch über die Zeit veröffentlicht hat, das zentrale Gesprächsthema.

Herr Safranski, niemand hat das Wesen des Deutschen so genau analysiert wie Sie. Was ist in Deutschland los?

Um es knapp auszudrücken: Es herrscht in der Politik eine moralistische Infantilisierung.

Und weniger knapp?

Deutschland hat nach 1945 als besiegte Nation ihre Souveränität verloren. Bis zum Mauerfall 1989 hatte Westdeutschland aussenpolitisch eine bequeme Existenz: Wir standen unter dem Schutzschild der Amerikaner und waren für nichts verantwortlich. Da wir nicht für uns sorgen mussten, wurden wir infantil. Wir wussten nicht mehr, was Aussenpolitik bedeutet. Erst 1989 wurde Deutschland wieder souverän und bewegt sich bis heute sehr unsicher auf dem internationalen Parkett. Wir schwanken zwischen ökonomischem Selbstbewusstsein und einem weltfremden Humanitarismus. Unsere Aussenpolitik wird zu einer moralischen Mission.

Die eigenartige Willkommenskultur, bei der Asylsuchende von einem Jubelchor empfangen werden, ist das Resultat davon?

Überall in Europa ausser in Schweden sagt man: «Die Deutschen spinnen.» Das Unreife der deutschen Politik kommt in der Maxime zum Ausdruck, bei Flüchtlingen dürfe man keine Grenzen setzen. Da wird etwas nicht zu Ende gedacht. Denn gemäss heutiger Praxis wären, gemessen an den hiesigen demokratischen und ökonomischen Standards, zwei Drittel der Weltbevölkerung in Deutschland asylberechtigt. Dass unsere Flüchtlingspolitik einem Denkfehler unterliegt, müsste einem spätestens da auffallen.

Der Philosoph Peter Sloterdijk hat gesagt, bei der Flüchtlingsproblematik sollten

wir zu «so etwas wie einer wohltemperierten Grausamkeit» fähig sein. Das Problem sei: «Die Europäer definieren sich selbst als gutartig und nicht als grausam, und es gibt auch eine entsprechende Publizistik, die erste Ansätze zu einer defensiveren oder grausamen Grundhaltung sofort als Zivilisationsschande höchster Grössenordnung denunziert.»

Man muss es gar nicht so stark formulieren. 1997 habe ich ein Buch geschrieben über das Böse. Da sage ich nicht, dass wir alle abgründige Teufel seien; zur Reife gehört aber, dass man um das Böse weiss, das in uns liegt. Deutsche Politiker sprechen dauernd von der Menschenwürde, die unantastbar sei. Man tut so, als sei die Menschenwürde ein allen angeborenes Organ wie Arme oder Beine. Das ist ein naives Menschenbild. Menschenwürde fällt nicht vom Himmel, sondern setzt einen funktionierenden Staat voraus, der sie in seinen Grenzen garantieren kann. Und dann muss man sich die Frage stellen: Wie kann man dieses Staatsgebilde erhalten? Das gelingt nur mit sehr strikten Regeln, sonst verliert der Staat seine integrierende, die Menschenrechte garantierende Kraft. Ich habe grosse Befürchtungen, dass unser Staat diese Kraft verliert, wenn wir in bestimmten Teilen der Gesellschaft eine islamische Mehr-

«Man will helfen und schwächt dabei die Institutionen, die überhaupt helfen können.»

heit mit einer völlig anderen Wertvorstellung haben. Kurz: Man muss die gesellschaftliche Kohärenz stabil halten, damit der Staat die Menschenrechte garantieren kann. Wenn man sich das nicht klarmacht, so ist das verantwortungslos: Man will helfen und schwächt dabei die Institutionen, die überhaupt helfen können.

Erkennen Sie bei der Flüchtlingspolitik Deutschlands auch Wurzeln in der deutschen Geistesgeschichte? Könnte man zum Beispiel sagen, Deutschland habe sich Kants kategorischen Imperativ – man soll andere so behandeln, wie man selber behandelt werden möchte – zu sehr zu Herzen genommen?

Kant war ja sehr klug und hat den kategorischen Imperativ als sittliche Forderung formuliert, die sich an den Einzelnen richtet. Er

wäre nie auf die Idee gekommen, diesen auch für das Staatssubjekt geltend zu machen. Dass die Politik, vor allem in der internationalen Arena, nach einer ganz anderen Logik, nämlich der des staatlichen kollektiven Selbstbehauptungswillens, agieren muss, das war Kant vollkommen klar. Kant war auch überzeugt, dass es nie einen Weltstaat geben würde, dass die Welt sich auch weiterhin in einer Vielfalt von Staaten gruppiert. Er sagt zwar, es wäre wünschenswert für den ewigen Frieden, wenn es nur einen Staat gäbe, darüber müsse man sich aber gar nicht den Kopf zerbrechen, weil es ihn ohnehin nie geben werde. Die Menschen existieren durch ihre Sprachen und Kulturen in einzelnen Teilen. **Sehen Sie Parallelen zwischen dieser Utopie des friedlichen Weltstaats und der Idee des vereinten Europa?**

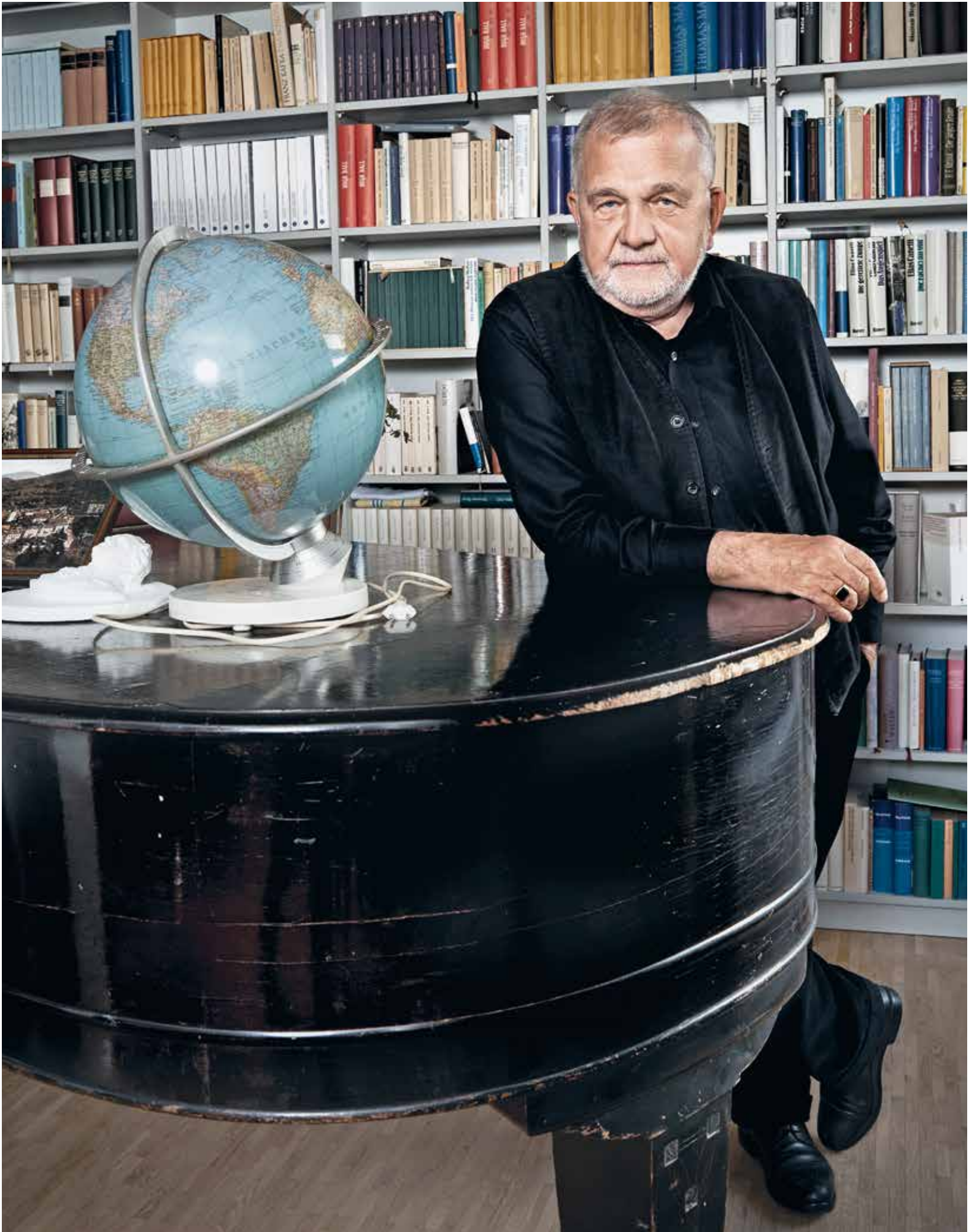
Ja, und da kommen wir wieder auf ein typisch deutsches Problem. Deutschland hat nach 1945 eine Flucht in die Europa-Ideologie angetreten. Ich sage bewusst Ideologie, denn da war die übertriebene Erwartung, man könne das alte Europa der verschiedenen Nationen auflösen und daraus nach dem Vorbild der USA eine Art Vereinigte Staaten von Europa kreieren. Ein Grossteil der politischen Elite und der reflektierenden Öffentlichkeit in Deutschland sah darin ein Mittel, um den anrühigen Nationalismus loszuwerden. Beim Volk ist diese Idee nie wirklich angekommen. Dort fand man es einfach nur gut, dass es keine Grenzkontrollen mehr gab und im westlichen Europa Friede herrschte – und das ist ja nun wirklich die Hauptsache. Auf den sonstigen EU-Regulierungsfuror kann man ja gut verzichten. Er schadet nur.

Die Meinung war: Wenn man den Nationalismus überwindet, überwindet man den Krieg.

Das war ehrlich gemeint. Deshalb war die deutsche Politik mehr und mehr bereit, Souveränitätsrechte nach Brüssel zu transferieren. Spätestens in der Griechenland-Krise aber zeigte sich, dass in Europa – wie soll es auch anders sein – die Nationalstaaten ihr Gewicht behalten haben. Nur Deutschland hat das immer so gesehen, als ob die anderen dem Wunsch-Europa «untreu» würden.

Deutschland möchte seine Flüchtlinge in Europa verteilen. Wohl ein illusorisches Ansinnen.

Die deutsche Politik will nicht begreifen, was mit den osteuropäischen Ländern los



«Grenzenlosigkeit gibt es über den Wolken»: Philosoph Safranski.

ist: Die sind eben der Knute der Sowjetunion entkommen und wollen nun erst einmal die neugewonnene Souveränität geniessen. Sie möchten ihr Selbstbestimmungsrecht nicht gleich wieder nach Brüssel abgeben, bloss weil Deutschland mit seinem Europa-Traum das forciert. Die Deutschen blenden auch den historischen Hintergrund der Abwehrhaltung in Osteuropa aus: Bulgarien war bis 1908 unter osmanischer Herrschaft. Die Türken standen Ende des 17. Jahrhunderts vor Wien. Das islamische Osmanische Reich war weit in den Balkan vorgedrungen. Das ist im kollektiven Gedächtnis dieser Länder präsent. Und es ist nun mal so, dass die grossen Flüchtlingsströme vor allem aus der islamischen Welt kommen.

Ist es nicht normal, dass starke Staaten den weniger starken ihre Wertvorstellungen aufdrücken wollen?

Die infantile Weltfremdheit, die sich dann im Moralismus ausdrückt, ist schon ein sehr spezifisch deutsches Phänomen. Grossbritannien und auch Frankreich sind diesbezüglich viel reifer. Die wissen zum Beispiel, dass es zu einem souveränen Staat gehört, dass er seine Grenzen kontrolliert. Wenn eine Staatschefin wie Angela Merkel sagt: «Wir können die Grenzen gar nicht mehr kontrollieren», reiht man sich ein unter die zerfallenden Staaten, wie jene in Afrika. Ein Brite oder Franzose würde das nie sagen, ein Schweizer auch nicht.

Sie überschätzen die Schweizer Politiker ...

Jedenfalls sollten uns solche Aussagen höchst nachdenklich stimmen.

Sie gehören zu den wenigen Intellektuellen, die sich kritisch zur Europa- und Flüchtlingspolitik äussern. Bei diesen Themen herrscht unter Kultur- und Medienleuten sonst ein enormer Konformitätsdruck: Wer nur ein bisschen abweicht von der «Flüchtlinge willkommen»-Rhetorik, gilt als Unmensch, als Hetzer, womöglich als Rechtsextremer. Woher kommt das?

Einerseits lebt die linke und linksliberale Szene von einem verklemmten Verhältnis zur Nation. Die Selbstbehauptung einer Nation setzt aber ein unverklemmtes Verhältnis zu ebendieser Nation voraus. Bei deutschen Intellektuellen gibt es so etwas wie einen nationalen Selbsthass, der sich in einen realitätsfremden moralischen Universalismus flüchtet. In einem Land wie Deutschland, das so viel Schuld auf sich geladen hat, traut man sich nationale Interessenvertretung nur zu, wenn sie als moralische Mission oder als Europa-Ideologie verkauft werden kann. Deshalb auch die ganzen Multikulti-Vorstellungen. Vor einigen Jahren, als bereits schon viele Wirtschaftsflüchtlinge ins Land kamen, kur-

sierte im linken Milieu der Spruch: «Lasst uns nicht mit den Deutschen allein.» Zur Selbstverachtung gehört ein Geschichtsbild, das grosse Strecken der deutschen Geschichte lediglich als Vorgeschichte von 1933, also der Machtergreifung Hitlers, versteht. Das führt dann zu Forderungen wie jener von Joschka Fischer, dass Auschwitz

«Es ist nicht erstrebenswert, eine europäische Kultur künstlich erfinden zu wollen.»

der Begründungsmythos für deutsche Identität sein sollte. Es führt aber auch zu absurden Situationen wie beim Fall Martin Heidegger, unzweifelhaft einer der grössten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Weil er tatsächlich ein Nationalsozialist gewesen ist, gibt es auch unter jüngeren Intellektuellen sehr viele, die sagen, Heidegger könne man nicht mehr lesen, auch nicht sein geniales Hauptwerk von 1927, «Sein und Zeit». Leute, die Heidegger sowieso nie gelesen hätten, können sich jetzt gut fühlen und sagen, der sei kontaminiert, man dürfe sein Werk nicht mehr in die Finger nehmen.

Nach dieser Logik dürfte ich jetzt nicht mit Ihnen sprechen, schliesslich haben Sie 1970 die maoistische Kommunistische Partei Deutschlands mitbegründet.

Ja, natürlich. Das geschah in der Folge der 1968er Bewegung. Eine aufregende Zeit. Wollen Sie das wirklich hören?

Ja, gerne.

Am Anfang der Bewegung standen der Aufbruch, die neue heisse Musik aus Grossbritannien und Kalifornien, das Antiautoritäre, die neuen Bücher, die erotische Befreiung – das war alles grossartig und aufregend. Dann kam eine Zäsur, eine Selbstdogmatisierung mit sogenannten K-Gruppen, das waren kommunistische Sekten. Ich war auch in einer. Diese Gruppen orientierten sich an Mao Zedong, an der chinesischen Kulturrevolution. Natürlich nur darum, weil man nicht wusste, was da tatsächlich geschah. Wir fanden es unglaublich faszinierend, wie ein Parteiführer angeblich die Massen zu einem Aufstand gegen den eigenen Apparat aufrief. Der Tyrann Mao als Antiautoritärer: ein schreckliches Missverständnis. In Frankreich führten die Philosophen André Glucksmann und Bernard-Henri Lévy diese Bewegung an. Bei mir hörte das gottlob nach vier Jahren auf. Alles in allem war das ein Zeichen von sehr, sehr beschädigter politischer Urteilskraft. Ein bisschen peinlich ist mir das schon, aber das gehört zu meinem Leben.

Wie hat diese Erfahrung Ihr Denken beeinflusst?

Ich weiss jetzt, was eine totalitäre Versuchung ist. Insgesamt war das aber alles mehr

ein Kasperletheater, keine Tragödie, sondern eine Komödie. Ein Verfassungsschutzbeamter hat später einmal gesagt: Diese Maoisten, die frühmorgens wohlorganisiert vor den Fabrikatoren standen und den Arbeitern Flugblätter verteilten, hätten ihnen nie Sorgen gemacht, die hätten sich ja selber diszipliniert. Das stimmte, wir haben viel gearbeitet, schon morgens um sechs standen wir an den Werkstoren, obschon die Arbeiter von dem Ganzen natürlich nichts hören wollten. Andere mit diesem Fokus der 68er sind dann in den Terrorismus gegangen, das war wirklich nicht unsere Sache. Wir haben so eine Art Selbstverbeamtung im selbstgeschaffenen Parteiapparat für die Weltrevolution betrieben.

Wie merkt man, dass man einen ideologischen Irrweg eingeschlagen hat? Geschieht dies schleichend, oder merkt man das plötzlich?

Bei mir lief es auf eine Doppelsexistenz hinaus, indem ich abseits der Sekte weiterhin Proust las, Schopenhauer und so fort. Man kann zwei Welten im Kopf haben, das war bei mir schon als Heranwachsender so, als mich meine pietistische Grossmutter mit harter Hand zu den Frommen brachte, während mein Vater unverdrossen den Atheisten herauskehrte. Prophet links, Prophet rechts, ich konnte mich als Weltkind in der Mitte fühlen. So war es auch: Ich liess instinktiv sowohl das eine wie das andere gelten. Ich war also in der geistigen Doppelsexistenz geübt, als ich tagsüber Marx und Mao las und abends Proust und Schopenhauer. Als ich mich Mitte der siebziger Jahre aus der Szene löste, machten wir dann mit gleichgesinnten Freunden eine Zeitschrift, die *Berliner Hefte*, wo man gründlich und lustvoll darüber nachdachte, was das denn für eine verrückte Geschichte war, von der man sich soeben verabschiedet hatte: auch eine Vergangenheitsbewältigung. Offenbar können wir in Deutschland das ganz gut.

Galten Sie als Aussteiger, als Verräter?

Ja, so in die Richtung, aber es war mir ziemlich egal, weil ich das Ganze inzwischen als lächerlich empfand. Nicht zu Unrecht, denn grossen Schaden hatten wir ja nicht angerichtet, ausser dass wir die eigenen Karriereaussichten beschädigt hatten. Seitdem leiste ich mir eine Verachtung für die Karrieristen.

Sie haben sich seither nicht mehr politisch engagiert, sehr wohl aber politisch geäussert. So haben Sie vor einigen Jahren gesagt: «Die Vergangenheit war sehr stark davon geprägt, dass sich die einzelnen Kulturen in ihrer Unverwechselbarkeit profiliert haben.» Heute erscheint das wie ein Plädoyer dafür, die Grenzen zu schliessen.

Ja, so sehe ich das immer noch. Das Schöne an Individuen ist doch, dass jeder sein indi-

viduelles Gepräge hat. Schrecklich ist der Konformismus, wenn jeder ist wie der andere und keiner er selbst. Darüber schreibe ich übrigens jetzt ein Buch: über den Einzelnen. Was für den Einzelnen gilt, gilt auch für Kulturen. Es ist überhaupt nicht erstrebenswert, eine europäische Kultur künstlich erfinden zu wollen. Europäisch ist, dass es viele Staaten, Staatsvölker, Sprachen und Kulturen gibt. Das ist der Reichtum. Es ist Verarmung, diese Vielfalt irgendwie auf einen gemeinsamen Nenner herunterzuziehen. An der deutschen Literatur, Philosophie oder Malerei ist gerade zu bemängeln, dass es inzwischen zu wenig Sonderweg gibt, dass alles so ist wie überall. Wie wunderbar anders war das zum Beispiel zur Zeit der Romantik oder des deutschen Idealismus. Auch Nietzsche oder Wagner sind ein unverwechselbar deutsches Gewächs, ebenso wie etwa für die deutschsprachige Schweiz ein Jeremias Gotthelf oder ein Gottfried Keller. Meine Bücher sind ein Versuch, die im Guten wie im Bösen starken Elemente der deutschen Kultur sichtbar zu machen. Man muss auf das Besondere zielen, um etwas Allgemeines zu treffen.

Was macht denn die Besonderheit des deutschen Denkens aus?

Die metaphysische Tendenz. Also dass man über dem Realismus noch etwas Grösseres sieht, dass man sich eine weitere Sphäre erschliesst, jenseits der etablierten Religion. Besonders in der Zeit des deutschen Idealismus nahm man sich die Freiheit zur gedanklichen Grenzüberschreitung, zur Transzendenz. Diese faszinierende deutsche Eigenheit verknüpft sich aber mit einem Defizit, das vor allem im Politischen zum Tragen kommt: mit dem fehlenden Realismus. Der metaphysisch-romantische Zug hat unsere politische Urteilskraft geschädigt. Ich liebe die Romantik, aber nicht die politische Romantik.

Kann man so zusammenfassen: Nachdem Nietzsche Gott für tot erklärt hat, suchte man anderswo das Übersinnliche, was zum übertriebenen Moralismus geführt hat?

Ja, natürlich. Ich knüpfe an Max Weber an, der zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik unterschieden hat. Als Individuum kann man sich der Gesinnungsethik verpflichtet fühlen und allen Flüchtlingen helfen – obwohl das bei jenen, die sich diesbezüglich exponieren, meistens nur Rhetorik ist. Aber die Politik muss verantwortungsethisch handeln. Zurzeit ist aber in der Politik die grosse Stunde der Gesinnungsethik, wie Merkel sie uns vorführt. Auch wenn sie jetzt zurückzurudern versucht, der Schaden ist angerichtet. Wir werden bei diesen gewaltigen Zahlen eine islamische Parallelge-

sellschaft bekommen mit allen fatalen Folgen.

Der Politiker muss also trennen können zwischen seinem Gefühlszustand und dem, was langfristig gut ist für das eigene Land.

Nietzsche hat in seinem besten Moment genau für diese Trennung plädiert, die ich in meinem Buch «Zweikammersystem» genannt habe. Er sagte: Auf der einen Seite müsse kulturell aufgeheizt, auf der anderen politisch abgekühlt werden. Die moralische Mission müsste demgemäss auf das politisch Mach- und Verantwortbare heruntergekühlt werden. Das erst wäre politische Reife.

In Ihrem Buch über das Böse schreiben Sie: «Das Böse ist der Preis der Freiheit.» Ist der Preis der Freiheit nicht auch, dass nun viele Leute nach Europa kommen, die von der Freiheit in unserem Sinne nichts wissen wollen?

Freiheit schliesst in grossem Massstab die Selbstzerstörung als Möglichkeit mit ein. Um in einer freiheitlichen Gesellschaft zu leben, bedarf es einer dazu passenden Mischung aus Gewohnheit und Erziehung. Viele muslimische Zuwanderer bringen das nicht mit. Und unser Land ist viel zu wenig mit sich selbst in Übereinstimmung, um einen glaubhaften Integrationsdruck erzeugen zu können. Ein Grossteil der Flüchtlinge sind junge Männer im besten Alter, bei denen man sich wundert, weshalb die ihre virile Energie nicht gebrauchen, um ihr Land wieder in

«Ein gesundes Misstrauen ist bei Völkerwanderungen angebracht, das zeigt die Geschichte.»

Ordnung zu bringen. Manche von ihnen haben dort gegeneinander gekämpft, und sie werden ihre Verfeindung hierhertragen und hier unter komfortableren Bedingungen ihre Kämpfe fortsetzen. Ich höre schon den Vorwurf der Islamophobie. Aber den politischen Islam haben wir tatsächlich zu fürchten, wenn wir ihn nicht dort, wo er uns feindlich gesinnt ist, entschieden bekämpfen. Wenn wir nicht aufpassen – und die gegenwärtige politische Führung passt nicht auf –, werden wir französische Verhältnisse bekommen mitsamt Terrorismus und islamischem Antisemitismus. Eine Bedrohung auch für unsere jüdischen Mitbürger.

Es gibt doch durchaus Beispiele, wo die Integration gelingt.

Gewiss, und das ist dann auch wirklich eine Bereicherung. Aber nötig ist eine realistische Haltung: Es dürfen ganz einfach nicht zu viele sein, sonst wird aus dem Gutgemeinten eine böse Überraschung. Ein gesundes Misstrauen ist also bei solchen Völkerwanderungen angebracht, das zeigt die Geschichte.

Was ist eine «realistische Haltung»?

Im Gefühl der Hilflosigkeit hat sich der kitschige Spruch eingenistet, man müsse das Problem «an der Ursache» bekämpfen. Das ist kitschig, weil verlogen, denn welche Selbstüberschätzung liegt in einer solchen Aussage! Die Ursachen dieses gigantischen Zerfalls im Nahen Osten sind dermassen komplex, dass es völlig unmöglich ist, sie von aussen beseitigen zu können. Eine reife, realistische Urteilskraft würde zum Schluss kommen: Das sind Zerfallsprozesse, bei denen die meisten Eingriffe, siehe die beiden Irakkriege, Afghanistan und Libyen, die Sache nur noch schlimmer machen. Den Brand wird man nicht löschen können, es ist viel erreicht, wenn man das eigene Haus wenigstens notdürftig bewahrt.

Die Flüchtlinge sind jetzt nun mal unterwegs, was kann man denn machen, um diese gewaltigen Ströme aufzuhalten? Kann man sie überhaupt aufhalten?

Man muss in der Nähe der Bürgerkriegsgebiete Zonen schaffen, wo die Flüchtlinge in Sicherheit sind, bis der Krieg beendet ist. Etwas anderes kann es nicht geben. Es ist schlicht undenkbar, dass alle acht Millionen, die in dieser Region auf der Flucht sind, nach Deutschland kommen. Das Asylrecht war nicht für solche Völkerwanderungen gedacht, man kann es deshalb auf Dauer so nicht aufrechterhalten. Es reicht nicht, von Begrenzung zu reden, man muss notfalls auch Grenzen schliessen. Dann wird der Druck auch grösser, sichere Zonen für die Flüchtlinge in der Nähe ihrer angestammten Gebiete zu schaffen, die von europäischer Seite allerdings mit grossen Finanzmitteln unterstützt werden müssten.

Sie haben kürzlich mit der Aussage für Aufmerksamkeit gesorgt, Sie wollten als Bürger gefragt werden, bevor das Land mit Flüchtlingen geflutet werde.

Merkel hat ganz einfach nicht das demokratische Mandat, ein Land so zu verändern, wie das der Fall ist, wenn binnen kurzem Abermillionen islamische Einwanderer im Land sind. Immerhin hat sich Merkel beim Amtseid verpflichtet, Schaden vom deutschen Volk abzuwehren.

Sie tönen pessimistisch.

Die «Willkommenskultur» war zunächst eindrucksvoll, weil es spontan zu grosszügigen Gesten und Aktivitäten kam. Dann aber wurde daraus, von den Medien angeheizt, politischer Kitsch – moralistisch, aber nicht verantwortungsbewusst realistisch. Grenzenlosigkeit gibt es über den Wolken, in den Niederungen unseres irdischen Lebens aber haben Grenzen eine ganz elementare Bedeutung – das könnte eine Lektion der gegenwärtigen Ereignisse sein.

Rüdiger Safranski: Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen. Hanser. 272 S. Fr. 35.90.

«Wir schaffen das»

Das Jahr 2015 begann mit den Anschlägen auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo*. Es brachte eine Migrationswelle ungeahnten Ausmasses und neue politische Kräfteverhältnisse in der Schweiz. Auf den nächsten sechs Seiten wird das Wichtigste aus allen Lebensbereichen knapp kommentiert.



Utopie eines Kontinents ohne Barrieren: kroatische Grenzpatrouille bei Tovarnik, 17. September 2015.

Ausland

Europa – ein Jahr zum Vergessen

Von Hansrudolf Kamer

Die Mitglieder der Europäischen Union waren 2015 starken Belastungsproben ausgesetzt. Beamte auf allen Ebenen ächzten unter dem Ansturm fremder Flüchtlinge und anderer Glückssucher. Die Grenzen zu Wasser und zu Land konnten kaum mehr gesichert werden.

Schengen und Dublin, als Regeln der Asylgewährung die Ikonen für den Abbau der inneren Barrieren, brachen ein. Einige Mitgliedstaaten der EU errichteten wieder Schlagbäume. Die europäische Utopie eines Kontinents ohne Grenzen löste sich schrittweise auf.

Die Solidarität funktionierte etwas besser bei der Bekämpfung des Terrorismus. Nun

fliegen deutsche Tornados neben französischen, britischen und amerikanischen Kampfflugzeugen Aufklärungseinsätze von der türkischen Basis Incirlik aus. Doch wie viele der deutschen Tieffluger einsatzfähig sind – darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Nach all den Jahren mit einer dubiosen Wirtschaftspolitik und daraus resultierender Wachstumsschwäche fehlen nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa die Mittel für grössere Militäreinsätze.

Schon in der Euro-Krise waren die Spannungen in der EU unübersehbar. Die Südländer klagten den preussischen Zuchtmeister Europas an, dass er eine harte Austeritätspolitik

diktieren. Das war masslos übertrieben, doch politisch verwendbar. Der unglückliche französische Präsident Hollande traf sich mit dem Griechen Alexis Tsipras und versuchte, dem linken Genossen den Rücken zu stärken. Schliesslich gab es frisches Geld gegen neue Reformauflagen. Doch Hellas versuchte weiter, sich aus den Verpflichtungen herauszuwinden.

Angesichts der Festlandmisere schätzten sich die Briten glücklich, dass sie nicht Teil der Euro-Zone sind. Sie werden nun über ihre Mitgliedschaft in der EU befinden, weil die Konservativen bei den Unterhauswahlen überraschend eine absolute Mehrheit der Sitze gewannen. Überraschend, weil die Umfragen wieder in die Irre geführt hatten.

Dabei rumort es weiter. Die Akronyme Grexit und Brexit wurden durch Fixit ergänzt. Der alte Kämpfer Paavo Väyrynen hat Unterschriften für ein Referendum über die

Zugehörigkeit Finnlands zur Euro-Zone gesammelt. Dass Suomi den Euro verabschiedet, ist nicht sehr wahrscheinlich. Die Wahren Finnen, die euroskeptischen Rechtspopulisten, sind in der Regierung domestiziert worden: Sie treten nun für den Euro ein. Das gilt nicht für andere Länder. Protestparteien hatten starken Zulauf. Der Front national in Frankreich wurde sogar zur stimmenstärksten Partei der Grande Nation.

Das Jahr begann mit *Charlie Hebdo*. Das Heft war ziemlich unbekannt, bis Islamisten mit Kalaschnikows Redaktionsmitglieder niedermahten und ein jüdisches Einkaufszentrum besetzten. «Je suis Charlie» wurde zum Slogan von Solidaritätsbekundungen, die aber bald verebten. Am 13. November schlugen islamistische Gewalttäter erneut zu – diesmal töteten sie in Paris wahllos Passanten und Discobesucher.

Hollande rief den Krieg aus und verhängte den Notstand. In den europäischen Hauptstädten, wo man sich bis vor kurzem über die enormen Schnüffelaktivitäten der amerikanischen National Security Agency aufgeregt hatte, will man nun nachrichtendienstlich die Reihen schliessen und flächendeckend überwachen. Die Terrorabwehr macht's möglich.

Klima und Wetter: beliebte Sündenböcke

Das syrische Krebsgeschwür metastasierte weiter. Die Russen legten ihre Zurückhaltung ab und intervenierten militärisch. Obwohl Präsident Obama erklärte, er wolle den Syrien-Konflikt nicht in einen Stellvertreterkrieg verwandeln, ist genau das heute der Ist-Zustand: das Engagement äusserer Mächte mit jeweils höchst widersprüchlichen Zielsetzungen.

Im Sommer war es zum Abschluss eines Abkommens mit dem Iran über dessen Atomprogramm gekommen. Weitsichtige Strategen hatten in dem Papier schon den Beginn eines grossen *renversement des alliances* gesehen, indem sich Amerikaner und Iraner umarmen und die sunnitischen Erdölmächte ins Abseits drängen. Es war nur eine der vielen Fata Morgana in dieser Weltgegend.

Aus dem kriegerischen Mittleren Osten kamen die Flüchtlinge und zogen andere nach. Die Lawine war laut dem deutschen Finanzminister Schäuble von einer unachtsamen Skifahrerin ausgelöst worden. Der Klimawandel war dabei nicht beteiligt, wie das Präsident Obama behauptete, der nach einem Schuldigen suchte. Klima und Wetter sind beliebte Sündenböcke, wenn Ratlosigkeit herrscht. Der Preis des Erdöls fiel weiter in ungeahnte Tiefen und komplizierte damit die Kalkulationen der politischen «Energiewender».

Der Satz des Jahres war alternativlos: «Wir schaffen das!» Merkels Mantra erinnerte fatal an einen Hexenspruch aus dem Jahr 2008, als ein anderer Rattenfänger mit «Yes, we can!» die Massen für sich einnehmen konnte. ○

Archäologie

Traumfund unter Kirschbäumen



Zweimal stand in diesem Jahr die Archäologie im Zentrum des öffentlichen Interesses in der Schweiz. Rechtzeitig zum Jubiläum der Schlacht am Morgarten wurden im Kampfgebiet Objekte gefunden, die aus der Zeit um 1315 stammen könnten. Sie sollten die Schlacht als historisch beglaubigen. Das Schweizer Fernsehen, das die Ausgrabungen begleitet hatte, sprach von einem «Sensationsfund», der *Blick* legte triumphierend nach: «Sensationelle Funde beweisen: Die Schlacht von Morgarten hat's gegeben!» Das war voreilig. Mit den Entdeckungen kann das Gefecht gegen die Habsburger weder bewiesen noch widerlegt werden.

Der wahre Sensationsfund folgte einige Monate später. Bei einem Gang durch seinen Kirschbaumgarten fiel einem Landwirt in Ueken im aargauischen Fricktal auf einem Maulwurfshügel etwas grünlich Schimmerndes auf: Es waren grün angelauene Münzen. Weil im nahen Frick wenige Monate zuvor eine römische Siedlung ausgegraben worden war, vermutete der Finder, es handle sich um römische Münzen.

Er meldete sich bei der Kantonsarchäologie in Brugg. Systematisch untersuchten Mitarbeiter das Areal und legten bis Anfang November immer mehr Münzen aus dem Ackerboden frei, im Ganzen 4218 Bronzemünzen mit einem hohen Silbergehalt von fünf Prozent. Sie besitzen bestens lesbare Prägungen und stammen aus der Zeit zwischen 274 und 294 n. Chr. Weltweit berichteten Medien über den spektakulären «Schatz von Ueken».

Noch bleiben viele Fragen offen. Die Münzen wurden vom Besitzer – wohl einem Handwerker oder Gutshofbesitzer – im Erdboden vergraben. Um sie in Sicherheit zu bringen? Warum hat er seinen Schatz nicht wieder ausgegraben? Verstarb er, oder hat er sein Vermögen nicht mehr gefunden? Ein Moralist könnte folgern, Geld verstecken lohne sich auf keinen Fall. An alle Hobby-schatzsucher: Laut Kantonsarchäologe Georg Matter «sind hier keine Münzen mehr zu holen». Bubenträume werden eben nicht alle Tage erfüllt. Aber nie werden sie enden.

Kurt Steinmann

Inland

Falschspieler

Von Markus Schär

Die Schweizer sind tolerante Leute. Sie dulden, dass die Fussball-Nati das Singen der Nationalhymne verweigert. Und sie nahmen auch hin, dass ein Amateurstreichquartett bei einem der wichtigsten politischen Anlässe des Jahres den Schweizerpsalm verhunzte. Beim Auftakt der neuen Legislatur im Nationalrat, also bei ihrer Wahl, sorgte Präsidentin Christa Markwalder (FDP) persönlich für die falschen Töne. Mit ihren drei Mitstreicherinnen griff sie sich danach auch an Dvořák, was dem Vernehmen nach fast zu einer diplomatischen Krise mit Tschechien führte. Aber die Missklänge bei der Nationalhymne passten perfekt zum Anlass.

Denn die freisinnige Karrieristin, die bei Europa, Energiewende oder bei Ausländerfragen gegen ihre eigene Partei kämpft, gab zusammen mit Kathrin Bertschy (GLP), Balthasar Glättli (GP) und Maja Ingold (EVP) zum letzten Mal den Ton an: nicht zum Auftakt, sondern zum Abschluss von Jahren der Disharmonie. Zwar herrschte Harmonie im Bundesrat, seit das Parlament 2007 den Störenfried Christoph Blocher daraus entfernte. Vor allem seit Alain Berset und Simonetta Somma-

ruga für die SP in der Regierung sitzen und nach dem Willen von Parteipräsident Christian Levrat spüren, schwärmt der sehr freisinnige Aussenminister Didier Burkhalter von einem Dream-Team, wie er es zuletzt im kuschligen Neuenburger Stadtrat erlebt habe. Aber diese Harmonie gab es nur, weil sich die Landesregierung für die Signale von draussen taub stellte.

Die wahren Machtverhältnisse

Der Bundesrat pflegte in den letzten Jahren nicht die Konkordanz, sondern eine Koalition wie in einer ganz gewöhnlichen parlamentarischen Demokratie: alle gegen die SVP – und gegen das Volk. Mit den Stimmen von Doris Leuthard (CVP), die das kompetente Sprachrohr für ihr von Roten und Grünen beherrschtes Departement gab, von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), die der Linken als Geisel diente, und von Didier Burkhalter (FDP), der sich freiwillig an die Linke schmiegt, drückte der Bundesrat Entscheide durch, die vor dem Volk nie bestünden: von der Energiewende bis zur «Grünen Wirtschaft» und von einer

>>> Fortsetzung auf Seite 62

Kunst

Party des Jahres

Vergangene Woche war ich in Miami, die Art Basel Miami Beach fand statt. Für den Abend vor der VIP-Preview – auf Kunstmessen geht man, bevor sie eröffnet werden; wenn gewöhnliche Leute eingelassen werden, ist es *over* – hatte ich eine Einladung an einen *cocktail dînatoire* zu Ehren von **Germano Celant**, einem Künstler, und **Sylvester Stallone**, veranstaltet von den Verantwortlichen der Galerie Gmurzynska aus Zürich, mit denen ich bekannt bin.



Schauspieler Stallone. Obwohl ich nur noch privat, also kaum mehr, ausgehe, hatte ich das Party-Timing im Griff – ich kam weder *trying too hard* zu früh noch *fashionably late* zu spät, sondern genau richtig. Die Gastgeber – **Christina Gmurzynska**, **Mathias Rastorfer** und **Isabelle Bscher** – standen bereit, und man hatte genug Zeit, «I'm fantastic, how are you?» zu sagen (was wichtig ist, um wieder eingeladen zu werden).

Die Casa Casuarina – auch bekannt als «die Villa von Gianni Versace, vor der er erschossen wurde» – ist immer noch *very Versace* und sehenswert. Kurz nach mir kam Sylvester Stallone, mit dem ich ein bisschen bekannt bin (volle Transparenz: Ich habe ihn einmal befragt, und er hat mich vergessen). Es gab neue Bilder von ihm zu sehen, die man *chez Gmurzynska* kaufen kann. Sowie eine Skulptur – eine Schildkröte mit einer Säule auf dem Rücken –, die ich schrecklich fand. Aber ich bin kein Kunstkritiker, und Mr Stallone war nett und gedankenvoll im Gespräch seinerzeit. Danach begegnete mir ein halbjunger Mann mit Mütze und Bart, mit dem ich nicht bekannt bin und den ich nicht erkannt hätte, wenn nicht zahlreiche Gäste einstimmig zu flüstern begonnen hätten: «Oh my God – it's Leo» (**Leonardo DiCaprio**). Weitere besondere Vorkommnisse: keine. Auf dem Rückweg ins nahe Hotel von MvH, das er selber bezahlte, überlegte ich, ob es vielleicht noch eine bessere Party gegeben hätte. Am Morgen des folgenden Tages sah ich im World Wide Web die Fotos der Veranstaltung und lernte dabei, dass Pamela Anderson auch dort gewesen war. Ich hatte sie aber übersehen – und also eine Antwort auf meine Frage. *Mark van Huisseling*

» Fortsetzung von Seite 61

IV-Revision, bei der er das versprochene Sparen verweigerte, bis zu einer Umsetzung der Ausschaffungsinitiative, die dem vom Volk abgelehnten Gegenvorschlag entsprach.

Die Landesregierung tat es im Wissen um die wahren Machtverhältnisse, wie sich in den letzten Wochen zeigte: In alter Besetzung zwängte der Bundesrat noch möglichst viele Entscheide durch, so die Lohnpolizei zur Geschlechtergleichstellung, obwohl seine eigenen Studien keine Ungleichheit sehen, oder das Moratorium für den Anbau von Gentechpflanzen, obwohl ein Nationales Forschungsprogramm längst alle Fragen geklärt hat. An der allerletzten Sitzung drängte er sogar Johann Schneider-Ammann (FDP) gegen dessen Willen zu noch mehr flankierenden Massnahmen bei der Personenfreizügigkeit.

Tags zuvor witzelte Simonetta Sommaruga an der Bundespräsidentenfeier, der Bundesrat streite durchaus – wenn sie mit Johann Schneider-Ammann übereinstimme, sei er sich aber immer einig.

Die sozialdemokratische Justizministerin lässt den freisinnigen Wirtschaftsminister gönnerhaft mitspielen – wenn er nach ihren Regeln spielt: Das wäre in der Schweizerischen Eidgenossenschaft 159 Jahre lang, von 1848 bis 2007, undenkbar gewesen. Es konnte nur dazu kommen, weil sich der Bürgerblock vor einem Vierteljahrhundert wegen der Europafrage spalten liess und weil Freisinnige wie Christa Markwalder ihren Kompass verloren. Das Volk sagte bei den Wahlen im Oktober, was es davon hält und was es für die kommenden Jahre fordert: Die Schweizer sollten sich gegenüber Falschspielern weniger tolerant zeigen. ○



Taub für die Signale von draussen: Maja Ingold (EVP, l.), Christa Markwalder (FDP), 30. November 2015.

Wirtschaft

Stolz auf eine starke Währung

Von Beat Gygi

Das Budgetjahr 2015 dauerte zehn Tage. In den Schweizer Unternehmen hatte die Arbeit zu Jahresbeginn gerade frisch begonnen, es ging in die zweite Woche, man hatte sich wieder einigermassen an den Alltagsrhythmus gewöhnt, die Chefs starteten ihre Sitzungen mit den neuen Budgetvorgaben – und zwei Tage später war Schluss mit diesen Zahlen. Die fürs neue Jahr erarbeiteten Tabellen konnten sie wegwerfen. Als die Schweizerische Nationalbank am 15. Januar die Euro-Franken-Wechselkursuntergrenze von 1.20 aufhob und der Euro-Kurs auf etwa einen Franken absackte, ging

eine derartige Erschütterung durch die Wirtschaft, dass in vielen Firmen die Ordner mit den Bestellungen aus den Regalen fielen. Und in etlichen Büros musste man sich gar nicht mehr die Mühe machen, sie aufzuheben. Der neue Wechselkurs machte die eigenen Produkte im Ausland so teuer, dass die Kunden sie nicht mehr haben wollten – ausser, man machte sie billiger und verzichtete auf die Marge.

Aus der Sicht von Unternehmern war es ein doppelter Schock. Zum einen machten die neuen Wechselkursverhältnisse alles, was im Inland produziert und im Ausland verkauft

wird, schlagartig erheblich teurer. Exporteure waren auf einen Schlag viel schwächer als am Tag zuvor. Zum andern sahen viele ihren Glauben in die Nationalbank erschüttert. Immer und immer wieder hatte das Direktorium beteuert, die Wechselkursuntergrenze sei sehr wichtig, und dann riss diese hehre Institution plötzlich und für die meisten völlig unerwartet diese Stütze weg. Dass die oberste Geldinstanz den Exporteuren gut drei Jahre lang die Währungsrisiken abgenommen hatte, hatte vielerorts zum Gefühl geführt, das gehe noch lange so weiter, ja, es bestehe fast ein wenig ein Anspruch darauf.

Sofort waren auch Konjunktexperten zur Stelle, um den Schaden zu schätzen und auszurechnen, dass es 2015 zu einem Wirtschaftseinbruch kommen werde, vielleicht gar zu einer Rezession. Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände wirkten als Multiplikatoren und machten den Rückschlag an den Exportmärkten, die Wechselkursschmerzen und den Ruf nach schmerzlindernden Mitteln zum Thema ihrer öffentlichen Auftritte.

Germanisierung des Einzelhandels

Ende Jahr muss man sagen, dass die Schweizer Wirtschaft im Abfedern von Schocks gut ist. Es ist keine Rezession zu sehen, die Wirtschaft ist langsamer gewachsen als ohne Wechselkurschock, aber sie ist nicht eingebrochen und für nächstes Jahr wird eine Beschleunigung erwartet. Die Arbeitslosigkeit hat leicht zugenommen, aber Einbrüche in der Beschäftigung gab es nicht. Zum Abfedern haben viele beigetragen. Zunächst die Belegschaften in den Firmen, die bereit waren, zum gleichen Lohn länger zu arbeiten. Daneben wurde in den Unternehmen so vieles durcheinanderschüttelt, dass man sich beim Ordnen der Dinge plötzlich fragte: Wollen wir weiterhin alles so machen wie bisher? Im Jahr 2015 sind in der Schweizer Wirtschaft wahrscheinlich mehr neue Ideen entstanden als in den ruhigeren Jahren zuvor.

Neue Ideen führen zwar oft auch dazu, dass man mehr im Ausland einkauft oder verarbeiten lässt, das gilt für Firmen, die in der Schweiz produzieren ebenso wie für normale Haushalte, die bei deutschen Versandhändlern bestellen oder ins Ausland fahren, um einzukaufen. In der Schweiz hat 2015 eine Art Germanisierung des Einzelhandels stattgefunden. Aber gerade daran zeigt sich, dass die Schweiz durch die Erstarkung des Frankens im Grunde genommen kräftiger und reicher geworden ist. In der öffentlichen Diskussion ist ein wenig untergegangen, dass die Konsumenten eine höhere Kaufkraft erhalten haben, dass sie mit einem Franken mehr kaufen können als früher. Und für das Gemüt kommt hinzu, dass man stolz sein darf auf eine starke Währung. Das gilt auch für all die Unternehmer, denen genug Anpassungen gelungen sind. ○

Kultur

Ursli vs. Heidi

Von Rico Bandle

Durch den fast zeitgleichen Kinostart der beiden Kinderbuchverfilmungen kam es Ende des Jahres zum Duell der bekanntesten Alpenkinder des Landes: Schellen-Ursli gegen Heidi. Wer ist sympathischer? Wer repräsentiert die Schweiz besser? Wer lockt mehr Leute ins Kino? Es ist ein Duell Bub gegen Mädchen, Schlitzohr gegen Unschuldslamm, Engadin gegen Bündner Herrschaft, Bilderbuch gegen Lesebuch und nicht zuletzt: Xavier Koller gegen Alain Gsponer. Was das Formelle betrifft: Gsponers «Heidi»-Film ist professioneller gemacht; die Musik, die Kameraführung, die Besetzung, alles ist perfekt, von internationalem Format. Kollers «Schellen-Ursli» kann da nicht ganz mithalten, hier wirkt manches etwas handgestrickt. Doch das ist nicht entscheidend.

Die beiden Bergkinder sind trotz ähnlichen Umfelds völlig gegensätzliche Figuren. Heidi ist eine Lichtgestalt, die allein durch ihre Ausstrahlung Wunder vollbringt: Der Alpöhi mit seinem gletscherkalten Herzen wird zum fürsorglichen Grossvater, die gelähmte und einsame Klara

zum lebensfrohen Kind, das plötzlich laufen lernt. In Johanna Spyris Buchvorlage findet Alpöhi dank Heidi zu Gott, er bringt Klara dann mit viel Geduld das Gehen bei, im Film vollbringt Heidi diese Wunderheilung gleich selbst.

Aufmüpfig nur im Schlaf

Das treuherzige Waisenmädchen lässt alles mit sich machen, nie leistet es Widerstand, es verlangt nicht einmal, sich vom liebgewonnenen Alpöhi verabschieden zu dürfen, als es gegen seinen Willen ins ferne Deutschland verfrachtet wird. Aufmüpfig ist Heidi nur im Schlaf, wenn sie in Frankfurt heimwehkrank zur Schlafwandlerin wird. Schriftsteller Alex Capus meinte in der *NZZ am Sonntag*, Heidi sei aufgrund ihres duldsamen Charakters als «Schweizer Alpenheldin disqualifiziert». Das ist etwas gar hart formuliert und bringt vor allem zum Ausdruck, wie wenig in der säkularisierten Gesellschaft das Mystisch-Spirituelle zählt. Wo Capus aber recht hat: Schellen-Ursli

>>> Fortsetzung auf Seite 64

Sport

Die Goldmedaille



Der Ball ist nicht rund. Das Spiel dauert achtzig Minuten. Über Rugby sprach die Fussballtrainer-Legende Sepp Herberger nicht. Rugby ist eine Stadt in England und das Gegenteil von Fussball. Rugbyspieler reklamieren nicht. Sie simulieren nicht. Sie beugen sich dem Gesetz der Schwerkraft erst, wenn sie unter einem gegnerischen Leiberberg verschwinden. Wenn ihnen ein Ohr abgerissen wird, schlucken sie zweimal leer und bitten den Teamarzt um einen kurzen Sanitätsdienst mit Nadel und Garn.

Rugbydoktoren sind keine Schönheitschirurgen. Aber die Rugby-WM in England war das schönste Sportereignis des Jahres. Dreizehn wunderbare Stadien, 2,5 Millionen friedliche Zuschauer vor Ort, vier Milliarden weltweit vor den TV-Geräten. England scheidet grandios (zumindest hier bestehen Parallelen zum Fussball). Aber die englischen Fans spülen den Frust mit zwei (oder drei) Pints weg und feiern in den Pubs weiter, als wäre nichts gewesen. Rugby sei ein Sport für Hooligans, gespielt von Gentlemen, heisst es. Beim Fussball verhalte es sich umgekehrt.

Tatsächlich ist die Rugbywelt irgendwie verkehrt. Die Teams aus Down Under

(Neuseeland und Australien) schwingen an der WM obenauf. Die letzten Europäer verziehen sich nach den Viertelfinals auf die Tribüne.

Rugby eben

Was sie bei der Ehrenrunde der siegreichen Neuseeländer in Twickenham sehen, spiegelt die Magie dieses martialischen Spiels. Der vierzehnjährige Fan Charlie Line will seinem Idol, dem Neuseeländer Sonny Bill Williams, gratulieren und stürmt aufs Spielfeld. Ein Ordner stoppt das Treiben mit einem beherzten Tackling und reisst den Jungen jäh zu Boden – Rugby eben. Doch Williams, ein ehemaliger Schwergewichtsboxer, reicht dem Eindringling die Hand, zieht ihn hoch und begleitet ihn zur Seitenlinie. Dort hängt der Hüne seinem Verehrer spontan die Goldmedaille um den Hals und befördert den kleinen Fan zum grössten Sieger. «Charlie schätzt dieses Souvenir mehr als ich», sagt Williams später. Wir bedanken uns für die schönste Geste des Sportjahrs und hoffen, dass die Fussballstars Cristiano Ronaldo und Zlatan Ibrahimovic zugesehen haben. *Thomas Renggli*

ist tatsächlich von anderem Kaliber. Als Kind der geistigen Landesverteidigung ist er ein Rebell. Wenn er untendurchmuss, wird er nicht wie Heidi krank, im Gegenteil: Dies stachelt seine Kampfeslust erst recht an. Als er für den traditionellen Glockenumzug im Dorf die kleinste Schelle zugeteilt bekommt, scheut er keine Anstrengung und Gefahr, um sich die Schmach zu ersparen. Sein Mut wird belohnt, seine Rückkehr mit der grössten Schelle wird zum grossen Triumphzug.

Während der «Heidi»-Film so schön ist, dass er zu Tränen rührt, ist «Schellen-Ursli» auch lustig, obschon auch da emotional dick aufgetragen wird. Filmemacher Alain Gsponer versucht zwar seiner Heidi noch so etwas wie einen eigenen Willen aufzusetzen, indem er dem Mädchen den Wunsch in den Mund legt, Schriftstellerin zu werden. Wie das Kind von den bäurischen Mitschülern dafür ausgelacht wird, wie ihm die liebe Grossmama dann sagt, dass man das tun müsse, was man wolle, auch

wenn man von anderen dafür gehänselt werde, wirkt jedoch reichlich aufgesetzt.

Wer geht in dem Duell als Sieger hervor? Der «Schellen-Ursli»-Film legte vor zwei Monaten einen fulminanten Start hin, über 300 000 Leute haben ihn bislang im Kino gesehen. Damit gehört er bereits jetzt zu den zehn erfolgreichsten Schweizer Kinofilmen überhaupt. Bei «Heidi» ist es noch zu früh für eine Beurteilung der Zuschauerzahlen, tendenziell wird der Film vermutlich nicht ganz an «Schellen-Ursli» herankommen, trotz einer für Schweizer Verhältnisse gigantischen Marketingkampagne. Dafür ist «Heidi» auch im Ausland erfolgreich gestartet.

Beide Filme sind gut gelungen, ideales Familienkino. Will man trotzdem einen Sieger küren, so ist das: Ursli beziehungsweise Uorsin, wie er im rätoromanischen Original heisst. Mit seiner Widerborstigkeit und seinem Mut taugt er schlicht besser zur Identifikationsfigur als Heidi, die mit ihrer Heiligen-Aura unerreichbar bleibt. ○

Gesellschaft

Das Geschlecht zählt

Von Claudia Schumacher

In der Kategorie Gesellschaftssport des Jahres gibt es einen klaren Sieger: das «Transgendern». Dem früheren US-Zehnkämpfer Bruce Jenner gelang im Juni der grosse Coup: Er war auf dem Cover des US-Magazins *Vanity Fair* zu sehen. Als Frau im cremefarbenen Body, Lasziv die Pose, weich der Blick. Der Mann hat in seiner Zehnkampf-Karriere drei Weltrekorde aufgestellt. Er hat mit drei Frauen sechs Kinder. Er ist Stiefvater von vier weiteren Kindern. Jetzt ist er eine Frau namens Caitlyn. *Time*, das weltweit meinungsmachende US-Magazin, titelte: «The Transgender Tipping Point. America's Next Civil Rights Frontier».

Es ist zwar bekannt, dass der Mensch das Gras auf der anderen Seite immer grüner findet. Aber bei der metzgerischen Brutalität, die Transgender in letzter Konsequenz mit sich bringt, ist es doch erstaunlich, wenn so viele Männer einen Frauenkörper und so viele Frauen einen Männerkörper haben wollen, dass man bereits eine neue Bürgerrechtsbewegung ausrufen muss, um sich gesamtgesellschaftlich für ihre Rechte einzusetzen.

Schrille Unterhaltung

Die Welt hatte auf jeden Fall ein grosses Unterhaltungsthema gefunden. Die *Zeit* wunderte sich, dass die «Geschlechtsidentitätsstörung» immer noch für viele den «Status einer Geisteskrankheit» hat. Amazon produziert derweil mit «Transparent» eine Serie, die sich mit einem Vater befasst, der zur Frau wird. Die Haute Couture liess Männer in Blümchenprints wie Mädchen über den Laufsteg gehen, während hochgradig androgyne Topmodels wie die Schweizerin Tamy Glauser für Herren wie für Damenmode gebucht werden.

Seit Ende 2014 bietet Facebook sechzig Auswahlmöglichkeiten für das eigene Geschlecht. Was wird das grosse Thema im Jahr 2016 sein? «Pangender», die nicht-binäre Geschlechterfahrung? Oder «Two Spirit», die indianische Bezeichnung für zwei in einem Körper vereinte Seelen, die Facebook ebenfalls im Angebot hat?

Schrille Themen nimmt jeder wahr. Wichtig sind sie deshalb nicht zwingend. Ein Blick auf die Verbreitungszahlen zeigt, dass Transgendermenschen 2015 in der Öffentlichkeit extrem übervertreten waren. Wie viele es in der Schweiz gibt, ist noch nicht bekannt. In Deutschland geht man von einem Transsexuellen auf 30 000 Menschen aus. Das sind 0,003 Prozent der Bevölkerung.

Schräg ist nicht nur, dass wir so viel über die geschlechtlichen Orientierungsschwierigkeiten einzelner Menschen tratschen, sondern auch, wie wir sie abfeiern. Auch *Emma*, die

Film

Wirklichkeits-Brocken



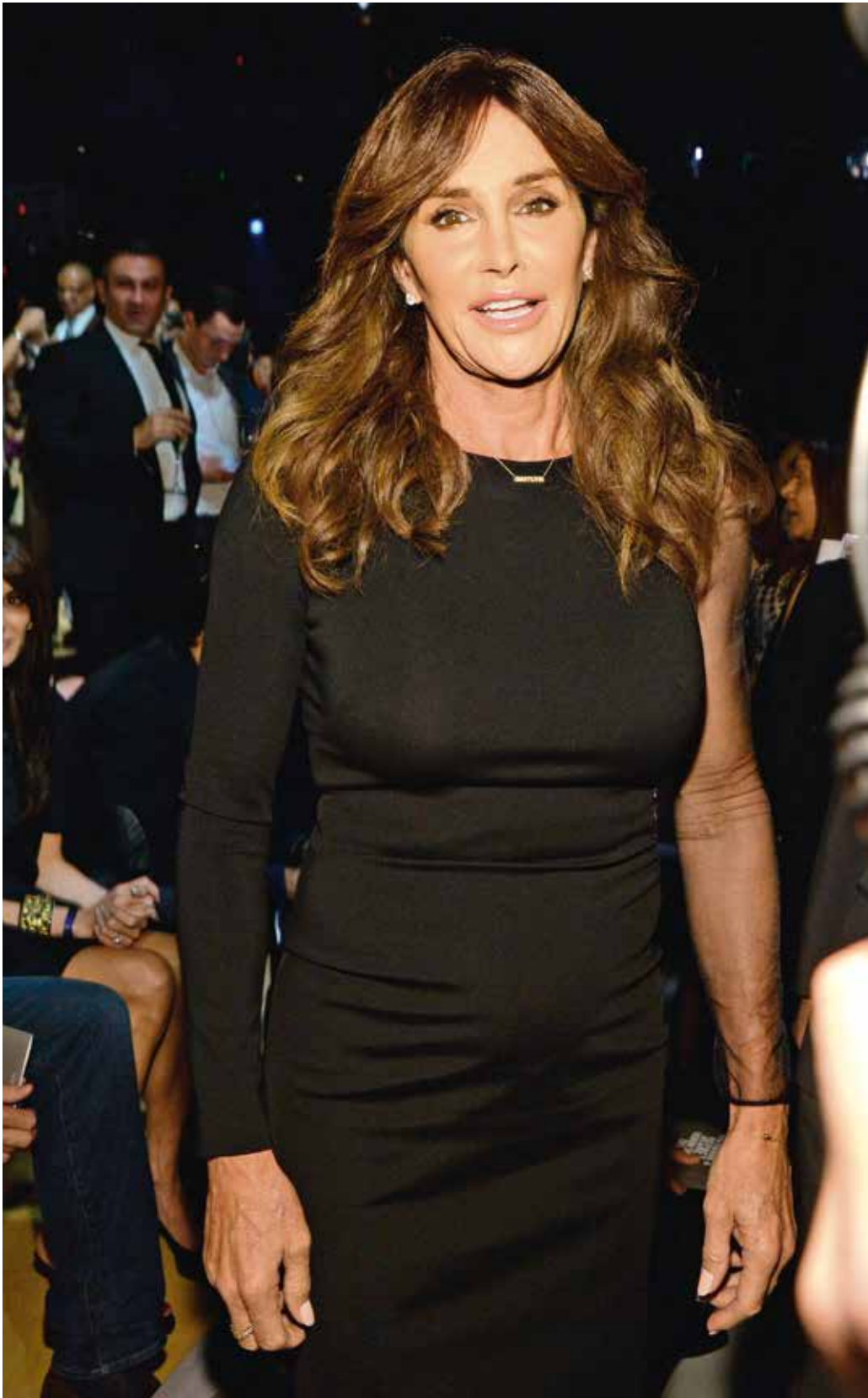
Der erstaunlichste Film des Jahres: «Sicario».

Die Zahl grosser, will sagen überraschender Filme war im vergangenen Jahr dürftig. Klar beherrschten Blockbuster nach seriellen Konzepten wie der neue Bond «Spectre» oder die Klimax aller Grossereignisse, «Star Wars – The Force Awakens», die Szene, aber jenseits davon war die Ausbeute von Werken anspruchsvoller Unterhaltung, die mit verblüffenden Impulsen hätten überraschen können, mehr als mager. Ist natürlich subjektiv; dennoch gibt's für mich einen Film, der mich begeisterte und den ich zu meinem ganz persönlichen Film des Jahres krönen

möchte: «Sicario», einen Thriller, der einen beunruhigenden Blick auf eine durch und durch verrohte Gesellschaft wirft. Das Interesse an einer miserablen Welt gilt nicht als begehrenswert, der Eskapismus, die *feel-good*-Movies wie etwa «Heidi» liegen im Trend. Aber wenn Erbaulichkeiten überhandnehmen und die Wirklichkeit verdrängen, ist etwas faul mit der Kultur. Denn das Positive ist ein Ziel, das Negative aber ist der Stein auf dem Weg dorthin, ist Realität.

Ein «Brocken» in diesem Sinn ist «Sicario». Er spielt an der blutigen mexikanisch-US-amerikanischen Grenze mit mexikanischen Drogenkartellen und einer verdeckt operierenden US-Einheit, die einen Drogenbaron auszuschalten versucht. Neu ist der Stoff nicht, es gibt Dutzende Krimis wie Don Winslows «Das Kartell» und Filme darüber. Doch die Version des Kanadiers Denis Villeneuve unterscheidet sich erheblich vom Rest. Mit einer FBI-Agentin steht hier eine Frau im Mittelpunkt; der Film erhält dadurch eine fast mit Händen zu greifende sinnliche Perspektive auf die herrschende Männerwelt. Das hat man so tatsächlich noch nicht gesehen, gerade weil die Frau nicht irgendein Flirtobjekt ist, sondern eine Polizistin, die sich zwischen den Kerlen zu behaupten versucht. Das ist, neben noch nie gesehenen Actionszenen, von furioser Psycho-Power.

Wolfram Knorr



Lasziv die Pose, weich der Blick: Caitlyn Jenner.

deutschsprachige Stimme des Feminismus in Magazinform, widmet dem Thema momentan ein Cover: «Ich bin ich. Weder Mann noch Frau». Dazu in den Beiträgen Sätze wie: «Sie [die Transsexuellen] wollen sich am liebsten gar nicht mehr festlegen lassen auf ein Entweder-oder, sie sind beide einengenden Geschlechterrollen leid.»

Transgender als Auflösung der Geschlechtergrenzen? Wenn man aus diesem nur winzig

kleinen Randphänomen eine Erkenntnis für die Gesellschaft als Ganzes ziehen muss, dann ginge eigentlich nur eine: Der Biologismus ist bestätigt. Niemand macht die identitätsstiftende Bedeutung der Geschlechter evidenter als Transsexuelle: Würden sie die Zeit, die Schmerzen, die Risiken und die Narben auf sich nehmen, die eine Geschlechtsumwandlung mit sich bringt, wenn es egal wäre, ob wir Mann oder Frau sind? ○

Wein

Die Ahnung vom Ganzen

Manchmal, scheint es, hat auch Gott ein schlechtes Gewissen. Nicht, weil er der Welt den Menschen eingebrockt hat (was insgesamt ein Abdankungsgrund wäre). Ich meine nur einen Unterbereich seiner Zuständigkeit, den Einfluss auf das Gelingen eines Weinjahrgangs. Dem 1997er hat er im Bordelais weitgehend seine Gnade entzogen. Die Roten wenigstens, zwar nicht ohne Charme, waren Leichtgewichte, die keinen bleibenden Eindruck hinterliessen. Das wollte der Herr bei den edelfaulen Süssweinen wiedergutmachen, sozusagen im eigenen Interesse. Auf Château d'Yquem ist in diesem Jahr ein veritables Monument *ad majorem gloriam dei* entstanden. Es reflektiert den ganzen Glanz, der über diesem mythischen Gut ohnehin liegt. Und einiges mehr. Es ist ja wahr, dass bei der Gloriöle von Yquem ein gewisser Snobismus jenes Publikums mitspielt, das grundsätzlich und immer nach der Nummer eins giert – gleichviel, um welchen Preis und ungeachtet der Tatsache, dass inzwischen in manchen Jahren benachbarte Sauternes die Musik zum halben Preis oder weniger auf gleichem Niveau spielen (Climens, Rieussec, Lafaurie-Peyraguey u.a.). In einem Jahr wie 1997 ist Yquem *the one and only* Superstar: die Apotheose eines Botrytis-Weins, in jedem Tropfen eine Aromenexplosion zwischen gedörrten und frischen Aprikosen, Quitten und Mirabellen, ach was: eine Projektionsfläche für schier endlose Geschmacksassoziationen. Alles in einer Harmonie vibrierend, die Süsse durch eine pikante Säure in der Balance gehalten, die jeden Schluck vor dem Absturz ins Allzufette bewahrt. Mein Weinerlebnis des Jahres. Aber angesichts solcher Monumentalität muss man in grösseren Zeiträumen rechnen. Haltbar, meint René Gabriel, sei dieser Nektar bis 2100. Wenn der sogenannte Homo sapiens die Erde bis dahin nicht endgültig unbewohnbar gemacht hat.

Peter Rüedi



Château d'Yquem Sauternes 1997.
14%. Lucullus, Stans. Fr. 226.80

Spuren im Sand

Von Kurt Pelda — Das Foto des ertrunkenen syrischen Flüchtlingsbuben Aylan Kurdi hat die Welt schockiert. Offen bleibt die Frage, ob seine Leiche für das ikonenhafte, fast zu perfekte Bild manipuliert wurde.

Es ist das Bild des Jahres: das Foto des am Strand angespülten dreijährigen Aylan Kurdi, Anfang September ertrunken während der Überfahrt vom türkischen Bodrum auf die griechische Insel Kos. Zu Tode gekommen auf dem Weg in ein vermeintlich besseres Leben, zusammen mit seiner Mutter Rehan und seinem älteren Bruder Galip. Nur Vater Abdullah überlebte. Er begrub seine Liebsten in Kobane, der syrisch-kurdischen Heimatstadt der Familie.

Es ist die zu Tränen rührende Ästhetik des Bildes, die vor allem in Europa, aber auch in Kanada zu heftigen Diskussionen darüber führte, wie der Westen mit der Flüchtlingskrise umgehen soll. Allerdings hatte die Bundeskanzlerin Angela Merkel schon ein paar Tage vorher die «Willkommenskultur» für Flüchtlinge offiziell eingeläutet mit ihrem inzwischen berühmt gewordenen Satz: «Wir schaffen das.» Insofern ist es nicht klar, welche politischen Folgen die Veröffentlichung der Fotoikone nach sich zog.

Geschürte Emotionen

Immerhin erklärte sich der britische Premierminister David Cameron bereit, mehr Flüchtlinge aufzunehmen. Selbst die Terroristen des sogenannten Islamischen Staats (IS) versuchten, aus den Fotos Kapital zu schlagen. In seinem Online-Magazin *Dabiq* veröffentlichte der IS eines von Aylans Bildern unter dem Titel: «Die Gefahr, das Land des Islams zu verlassen». In seinem üblichen religiös verbrämten Gefasel drohte der IS den Flüchtlingen mit der Hölle, weil sie dem Kalifat den Rücken gekehrt hätten. Die Terroristen sind sich sehr wohl bewusst, dass die Flüchtlingswelle die Reihen ihrer potenziellen Rekruten lichtet. Sie wissen auch, dass den Millionen Menschen, die aus Syrien flüchten, nur wenige Tausend Dschihadisten aus aller Welt gegenüberstehen, die in die umgekehrte Richtung reisen. Das durch die Abstimmung mit den Füßen ausgelöste Missverhältnis könnte nicht grösser sein.

Die durch das Bild geschürten Emotionen sind jedoch schlechte Ratgeber, wie auf die Flüchtlingskrise politisch zu reagieren ist. Sofort instrumentalisierten Gegner und Befürworter gelockerter Aufnahmebestimmungen für Migranten das Foto für politische Zwecke. Dabei wurden auch Zweifel laut, ob das Bildmotiv, der tote Bub am Strand von Bodrum, nicht etwa manipuliert worden sei. Hat jemand den dreijährigen Aylan mit Absicht in einer für eine Wasserleiche eher untypischen Art und Weise mit dem Gesicht nach unten und ange-

legten Armen am Strand abgelegt? Gab es Wiederbelebungsversuche? Wurde das Bild zur Wirkungssteigerung arrangiert? Solche Theorien wurden auch durch Aussagen der türkischen Fotografin Nilüfer Demir geschürt. Demir, die für die regierungskritische Nachrichtenagentur DHA arbeitet, wurde mit den Fotos von Aylan Kurdi bekannt. In Interviews erklärte sie, sie habe die Welt mit ihren Bildern aufrütteln wollen. Das ist vollkommen legitim.

Schon kurz nach dem Bootsunglück vor der Küste von Bodrum kursierten eine Reihe von Bildern und Videos, die neben Aylan auch andere Wasserleichen zeigten. Derselbe Gendarm, der auf Fotos und in Videos zu sehen ist, wie er den kleinen Aylan am Ende vom Strand wegbringt, wurde auch neben der Leiche von Aylans Bruder Galip abgelichtet. Dieser lag am

Strand zwischen Felsen, ganz anders als Aylan. Dabei verdeckte der Körper des Gendarmen den toten Buben fast vollständig. Weil dieser wie sein jüngerer Bruder blaue Shorts trug, konnte man auf den ersten Blick meinen, dass Aylan einmal zwischen Felsen und dann für das berühmte Bild am offenen Sandstrand fotografiert wurde. Diesem Irrtum unterlag auch der inzwischen zum Nationalrat gewählte Zürcher SVP-Politiker Claudio Zanetti. In einem Tweet zeigte er die Fotos der beiden Brüder und fragte rhetorisch: «Wird da ein toter Junge zu Propagandazwecken ins Bild gerückt, bloss weil gerade kein Fukushima zur Hand ist?» Hätte Zanetti sich noch etwas durchs Netz geklickt, wäre er ohne Zweifel auf Bilder gestossen, die Aylans Bruder Galip unverdeckt zeigten. Eine Verwechslung wäre dann ausgeschlossen gewesen. Es gab schlicht und einfach zwei Bubenleichen am Strand von Bodrum, eine zwischen Felsen und die andere, also Aylan, am Sandstrand.

Die Todesumstände des Dreijährigen

Nun ist es für die Bewältigung der Flüchtlingskrise vollkommen gleichgültig, ob Aylans Leiche bewegt wurde – zum Beispiel bei der



Hat die Fotografin zuerst abgedrückt, bevor er Wiederbelebungsversuche machte? Lebloser Körper

Prüfung, ob er wirklich tot war – oder gar zu Manipulationszwecken ins rechte Licht gerückt wurde. Es gibt keine Zweifel an den Todesumständen des Dreijährigen, genauso wenig wie an jenen der schätzungsweise mehr als 3600 Migranten, die dieses Jahr im Mittelmeer ertrunken sind oder immer noch vermisst werden. Wer die Tragödie in der Ägäis oder im Meer zwischen Nordafrika und Italien wirklich stoppen will, muss dafür sorgen, dass alle im Meer aufgefischten Bootsflüchtlinge sofort wieder an ihren Ausgangspunkt zurückgeschafft werden. Nur so lässt sich die Nachfrage nach illegalen Bootsüberfahrten in Schach halten. Aber politisch und juristisch ist das im Moment nicht machbar. Je mehr Migranten übers Meer kommen, desto mehr werden ertrinken. Es sei denn, man holte die Menschen direkt in der Türkei und in Libyen mit Fähren und Kreuzfahrtschiffen ab. Doch das will auch niemand. Die Tragödie der Ertrunkenen ist inzwischen etwas aus dem Fokus der Medien geraten, weil das Mittelmeer jetzt stürmisch ist und die meisten Migranten deshalb auf den kommenden Frühling warten. Fast eine Million Bootsflüchtlinge sind dieses Jahr laut der Uno übers Meer nach Europa gekommen, doch seit der

Spitze von mehr als 200 000 Migranten allein im Oktober sind die Zahlen deutlich eingebrochen. Spätestens im kommenden April werden sie wahrscheinlich aber wieder zulegen.

Was die Bilder von Aylan Kurdi betrifft, wurden neue Zweifel durch ein Interview der britischen *Daily Mail* online genährt – nicht gerade die zuverlässigste aller Quellen. Dort erzählte der achtzehnjährige Barmann Adil Demirtas, dass er und ein Freund den kleinen Aylan am

Wollte der Barmann einfach nur berühmt werden, indem er sich als der Finder von Aylan inszenierte?

frühen Morgen entdeckt und aus dem Wasser gezogen hätten. Leider fragten die Journalisten nicht nach, warum sie den Buben mit dem Kopf nach unten auf dem Strand abgelegt hatten. Allerdings standen die Zeitangaben, die Demirtas machte, im Widerspruch zu jenen der Fotografin Demir. Wollte der Barmann einfach nur berühmt werden, indem er sich fälschlicherweise als der Finder von Aylan inszenierte?

Es ist also Zeit für eine Spurensuche in der Türkei. Ich beauftrage einen syrischen Journa-

listen und eine türkische Übersetzerin, die Fotografin Demir und den Barmann Demirtas ausfindig zu machen und zu befragen. Im Hotel, in dem Demirtas zu Aylans Todeszeitpunkt in Bodrum gearbeitet hatte, heisst es auf Anfrage, dass der Barmann wieder nach Mardin im kurdischen Osten zurückgekehrt sei. Das ist glaubwürdig, denn die Touristensaison ist in Bodrum längst vorbei. Ein Versuch, den jungen Mann auf seiner Facebook-Seite zu kontaktieren, scheitert, denn Demirtas antwortet nicht. Unergeblig ist auch ein Anruf bei der Nachrichtenagentur DHA, wo die Fotografin Demir arbeitet. Sie lässt ausrichten, dass sie sich durch die vielen Interviewanfragen gestresst fühle und nicht einmal mit CNN sprechen würde.

Widersprüche

Bei einem neuerlichen Anruf im Bodrumer Hotel rückte die Réception die Mobilnummer von Adil Demirtas heraus. Im Gespräch mit der türkischen Übersetzerin verhält sich der Barmann äusserst vorsichtig. Wenn die Frau ihm Fragen zu Aylan stellt, will er das Gespräch jeweils abbrechen. Aber immerhin sagt er der Übersetzerin, dass er sich nicht in Mardin, sondern immer noch in Bodrum aufhalte. Und wenn das Rechercheteam vorbeikäme, wäre er auch zu einem kurzen Gespräch bereit. Der Journalist und die Übersetzerin machen sich also auf den Weg nach Bodrum, mehr als 1200 Kilometer mit dem Auto. Doch wie die beiden dort ankommen, ändert Demirtas seine Meinung. Plötzlich lehnt er eine Zusammenkunft ab, und er wundert sich, warum sich die Medien immer für Aylan interessierten, wo doch so viele andere Kinder seither ertrunken seien. Das Treffen findet trotz der langen Autofahrt nicht statt. Am Telefon erklärt der Barmann aber, dass er den kleinen Buben so gefunden habe, wie er auf dem Foto abgebildet ist. Das widerspricht der Version, die der Mann der *Daily Mail* aufgetischt hat.

Seltsame Dinge finden sich auch in einem Fernsehinterview mit der Fotografin Demir. So sagt sie an einer Stelle, dass Aylans T-Shirt hochgerutscht sei, ganz anders als auf den Fotos sichtbar. Beim Bruder Galip habe sich das T-Shirt sogar über dem Kopf des Kleinen verheddert, auch wenn das auf den Fotos später nicht mehr zu sehen war. Aylan ist auf einem der Bilder mit dem Gesicht nach unten zu sehen, während seine rechte Gesichtshälfte auf einem anderen Foto im Sand liegt. Vieles deutet also darauf hin, dass die Leiche bewegt wurde. Aber das muss kein Indiz sein für eine Manipulation, denn es kann ja sein, dass jemand den Körper angefasst hat, um zu prüfen, ob noch Leben in ihm steckt. So hat der Gendarm, der auf vielen Fotos und Videos zu sehen ist, in einem Fernsehinterview zugegeben, den Buben an der Hand angefasst zu haben. Wie es wirklich war, wird sich deshalb wahrscheinlich nicht mehr eruieren lassen. ○



von Aylan Kurdi, gefunden nahe Bodrum, 6. September 2015.

Islam, Terror und Europa

Gegenwärtig ist vieles im Fluss. Gewissheiten und Denkgewohnheiten lösen sich auf. Das macht die Zukunft offener, aber nicht unbedingt besser. Wir sind in eine Art vorrevolutionären Zustand getreten.

Von Thilo Sarrazin

Ich beginne mit dem Islam und schreite von da zum Terror vor: Um das Wesen und die Kernaussagen dieser Religion mögen sich andere streiten, dazu fühle ich mich nicht berufen. Die 1,6 Milliarden Muslime auf der Welt sind sicherlich zum allergrössten Teil ganz normale Menschen ohne eine besondere Neigung zu Mord oder Gewalt (das galt aber auch für die 65 Millionen Deutschen am 30. Januar 1933, als Hitler Reichskanzler wurde). Es führt aus meiner Sicht zu nichts, die Muslime als solche unter Generalverdacht zu stellen, aber es kann auch kein historischer Zufall sein, dass seit vielen Jahrzehnten 95 Prozent aller Terroristen auf der Welt islamischen Glaubens sind und für ihren Terrorismus religiöse Gründe anführen.

Ich habe mir folgende soziologische beziehungsweise sozialpsychologische Erklärung zurechtgelegt. Sie ist unvollständig, nicht neu und auch nicht im strengen Sinn beweisbar:

Die islamische Religion prämiert – abgesehen von der Kenntnis des Korans – weder Wissen noch Erkenntnisdrang, noch Kritik. Das muss sich nicht aus dem «Wesen» dieser Religion ergeben, es hat sich einfach historisch so entwickelt. Der Islam ist in den besonders rückständigen Ländern Afrikas und Asiens besonders weitverbreitet und dort umso populärer, je bildungsferner die Bevölkerung ist. Der Islam ist zudem untrennbar verbunden mit einer minderen gesellschaftlichen Rolle der Frau und einer Tendenz zu ihrer Unterdrückung. Beides – die relative Rückständigkeit islamischer Länder und die mindere Rolle der Frau – führt zu dem weit überdurchschnittlichen Geburtenreichtum der Muslime auf der Welt. Lediglich der Iran und die Türkei – die beiden fortschrittlichsten Länder im islamischen Kulturkreis – zeigen mittlerweile eine Tendenz zu deutlich abnehmender Fruchtbarkeit.

Armut, Unwissenheit, unbedingter Glaube

Die starke Rolle der islamischen Religion hat die relative Rückständigkeit islamischer Gesellschaften teils verursacht, teils ist sie Ausdruck dieser Rückständigkeit. Diese Rückständigkeit hat, verbunden mit dem starken Bevölkerungswachstum, dazu geführt, dass die wirtschaftliche Kluft zwischen Nordamerika, Europa und Ostasien einerseits und den meisten islamischen Ländern andererseits stark zugenommen hat und immer noch weiter wächst (den Einfluss von Öl und Gas auf

den Wohlstand im Nahen Osten lasse ich hier aus, das ist quasi eine Rentenzahlung aus der Ersten Welt).

Auch in den islamischen Gesellschaften gab es eine relative Modernisierung. In deren Folge sank die Kinderzahl der zahlenmässig dünnen Bildungsschichten dieser Länder. Deren Einfluss wurde – demografisch bedingt – in den letzten Jahrzehnten aber förmlich hinweggeschwemmt durch die explodierenden Zahlen der eigenen rückständigen Unterschichten, die überwiegend den fundamentalistischen Ausprägungen des Islam anhängen. Die fundamentalistischen Ausprägungen des Islam waren besonders attraktiv, wenn sie eine zuverlässige Einteilung der Welt in Gut und Böse zuließen. Das Böse, das bei den «Ungläubigen» zu suchen war, diente auch als moralische Kompensation für die durchaus gefühlte Rückständigkeit und Erfolglosigkeit der eigenen Gesellschaft. So verbanden sich überall in der islamischen Welt Armut, Unwissenheit und unbedingter Glaube mit allerlei finsternen Verschwörungstheorien.

Seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sind in allmählich wachsendem Umfang Muslime nach Europa eingewandert. Sie stellen mittlerweile überall 5 bis 10 Prozent der Bevölkerung und ihre Zahl nimmt überdurchschnittlich zu – oft als einzige Bevölkerungsgruppe. Sie brachten nicht nur die

Ein grosser Teil der muslimischen Einwanderer verharret in Erfolglosigkeit.

Mentalitäten und die Gedankenwelten ihrer Heimat mit. Durch ständigen Familiennachzug und intensive Kontakte nahmen sie auch teil am Wachstum der fundamentalistischen Tendenzen im Islam, an der Zunahme des Islamismus und schliesslich auch an der Ausbildung des Terrorismus.

Die Integration der islamischen Einwanderer in Europa verlief sehr schleppend, soweit sie überhaupt stattfand. Auch in der dritten und vierten Generation dieser Einwanderer ist der Erfolg in Bildung und Beruf weiter unterdurchschnittlich; Arbeitslosigkeit, Sozialhilfeabhängigkeit, Kinderzahl und Kriminalität sind dagegen überdurchschnittlich. Ein grosser Teil der muslimischen Einwanderer verharret in Erfolglosigkeit, gemessen an den



Von «Lysistrata» lernen.

Masstäben der sie umgebenden Gesellschaft. Der Kern dieser Erfolglosigkeit ist die durchschnittlich schlechte Bildungsleistung mit entsprechenden Folgen für die Entwicklung der kognitiven Kompetenz, die Arbeitsmarkt-beteiligung und den beruflichen Aufstieg.

Neue Projektionsflächen für Hass

Besonders anfällig für Radikalisierung ist nicht die kleine Gruppe der wirtschaftlich Erfolgreichen unter den muslimischen Einwanderern, sondern die grosse Zahl der Erfolglosen, bei denen wenn nicht schon ihre Schulkarrieren, dann die Studienkarrieren scheitern. Ingenieure für Maschinenbau, Juristen oder Ärzte findet man gar nicht unter den Terroristen, und nur ganz selten ausgebildete Handwerker, aber viele Schulabbrecher und Kleinkriminelle. In allen europäischen Ländern ist eine breite muslimische Unterschicht herangewachsen,



die den Mangel an bürgerlichem Erfolg durch die Intensität ihres Glaubens kompensiert und durch den Familiennachzug und die hohe Kinderzahl immer zahlreicher wird.

Die weitgehende Unfähigkeit der islamischen Welt, in ihren Ländern zu tragfähigen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen zu kommen, gibt der Ausbreitung des fundamentalen Islam – bis hin zum politischen Islamismus, zu Radikalismus und Terror – immer neuen Auftrieb. Und diese Entwicklung reflektiert sich in den muslimischen Gemeinschaften in Europa. Alle Versuche des Westens, in der islamischen Welt zu intervenieren und dort – notfalls auch mit militärischen Mitteln – Diktatoren zu stürzen, Islamismus und Terrorismus zu bekämpfen, produzieren Opfer und schaffen so neue Projektionsflächen für den Hass. Gewaltsame Interventionen des Westens jedweder Art in islamischen Ländern giessen nur

Öl ins Feuer des Terrorismus und sollten grundsätzlich unterbleiben.

Nun zum Terror: Terror der unterschiedlichsten Art gegen unbeteiligte Zivilpersonen war immer ein Teil der menschlichen Kriegsführung. Die Trennung zwischen Krieg einerseits und Terror gegen die Bevölkerung im Feindesland andererseits ist ein Produkt der Neuzeit und war vor den Kabinettskriegen des 19. Jahrhunderts ganz unbekannt. Terror alleine hat noch nie zu einem militärischen Sieg geführt. Allenfalls als Teil einer kriegerischen Gesamtstrategie kann er einen Beitrag leisten.

Der islamistische Terror in der westlichen Welt war bisher nicht in der Lage, die gesellschaftliche Ordnung wirklich zu gefährden. Sieht man Quellen des heimischen Terrors im Ausland, so ist natürlich die Versuchung gross, dort militärisch zurückzuschlagen. So ent-

stand aus dem Attentat von Sarajewo der Erste Weltkrieg, und aus dem Angriff auf das World Trade Center erwuchsen die Kriege in Afghanistan und im Irak. Letzteres hat den Terrorismus nicht ausgemerzt, sondern ihm neue Nahrung zugeführt.

Jetzt hat Frankreich, und mit ihm der Westen, erneut zu entscheiden, ob der islamistische Terrorismus durch militärisches Eingreifen gegen den wahrscheinlichen Sponsor, in diesem Fall der Islamische Staat in Syrien und im Irak, bekämpft werden soll. Erfolgreich ist das nur mit Bodentruppen möglich. Aber kann sich im Ernst jemand vorstellen, dass französische und deutsche Soldaten gegen den IS kämpfen, der wiederum zum grossen Teil aus in Europa geborenen Muslimen besteht, während gleichzeitig die wehrfähigen Männer Syriens und des Irak zu Hunderttausenden (und wohl bald zu Millionen) in deutschen



Fundamentalistische Tendenzen: Protest gegen Mohammed-Karikaturen der Satirezeitschrift *Charlie Hebdo*, London, 8. Februar 2015.

und österreichischen Flüchtlingsunterkünften sitzen und dort von der Sozialhilfe leben (beziehungsweise, wie der polnische Aussenminister spottete, unter den Linden Kaffee trinken)?

Ihre Zukunft müssen die betroffenen Völker schon selbst unter sich auskämpfen. Das kann nicht die Angelegenheit Europas sein. Die Terroristen, die in Europa sind, müssen vereinzelt, identifiziert, gejagt und von jeder weiteren Zufuhr aus dem Ausland abgeschnitten werden. Letzteres geht nur über eine bessere Kontrolle aller grenzüberschreitenden Bewegungen. Terroristische Akte werden in Europa noch auf viele Jahre immer wieder stattfinden. Weiterhin werden die Attentäter junge Muslime sein, die bei uns aufgewachsen sind.

Ausdruck des Integrationsproblems

Keineswegs dürfen wir uns einreden lassen, es sei unsere Schuld, dass sie Europa und seine freiheitliche Gesellschaft so sehr hassen, oder es sei unsere Schuld, dass so viele von ihnen in den Schulen versagen oder kriminell werden. Wir müssen hoffen, dass die Integration auf lange Sicht eben doch gelingt. Aber wir müssen es jedem Einzelnen erschweren, sich in Parallelgesellschaften zurückzuziehen und längere Zeit auf Kosten der europäischen Sozialstaaten zu leben.

Der islamistische Terror ist der radikalste denkbare Ausdruck des Integrationsproblems, das ein grosser Teil der Muslime in Europa hat. Niemand weiss, wie man dieses Integrationsproblem zuverlässig überwinden kann.

Aber dem gesunden Menschenverstand leuchtet ohne weiteres ein, dass man es nicht dadurch verkleinert, dass man millionenfach Muslime weiterhin nach Europa einwandern

lässt, egal ob als illegale Einwanderer, als Asylbewerber oder als Flüchtlinge. Sicher ist, ohne vorhergegangene muslimische Einwanderung könnte es auch keinen islamistischen Terrorismus in Europa geben. Und ziemlich wahrscheinlich ist, dass das Potenzial dafür umso grösser wird, je mehr muslimische Einwanderung wir gegenwärtig und künftig zulassen.

Nun zu Europa: Die Europäische Union wird schon seit längerer Zeit von feinen Rissen durchzogen, die mögliche Sollbruchstellen anzeigen: Grossbritannien nimmt nicht am Euro und an Schengen teil und stimmt bald über einen Austritt ab. Die nördlichen und

Jedes wahnhaftes männliche Heldentum läuft leer, wo sich ihm Frauen ganz einfach entziehen.

südlichen Länder des Euro-Raums entwickeln sich unterschiedlich. Die osteuropäischen Mitgliedsländer sind sehr kritisch gegenüber der Einwanderung. Überall werden Parteien rechts von der Mitte stärker.

Die jüngste Zuwanderungswelle aus dem westlichen Asien und aus Afrika hat schon vor den jüngsten Terroranschlägen die Mitgliedsländer entzweit: Weder funktioniert die Kontrolle der Aussengrenzen des Schengenraums, noch besteht inhaltliche Einigkeit über die Einwanderungs- und Flüchtlingspolitik, noch gibt es einen Verteilungsmodus, nach dem die Flüchtlinge und illegalen Einwanderer auf die Mitgliedsländer verteilt werden. So kommen die zu 95 Prozent muslimischen Migranten gegenwärtig ausschliesslich nach Deutschland, Österreich und Schweden, allein in

Deutschland 6000 bis 10 000 am Tag und bis zum Jahresende mindestens 1,2 Millionen.

Bruch in der europäischen Integration

Seit den Terroranschlägen ist klar, dass sich alle anderen EU-Länder gegen die Aufnahme muslimischer Flüchtlinge sperren werden. Frankreich und Belgien werden ihre Grenzen auf längere Zeit strikt kontrollieren. Eine Einigung auf einen Verteilungsmodus für Flüchtlinge rückt in unbestimmte Ferne. Als Folge wird die deutsche Regierung nicht umhinkönnen, innerhalb des nächsten halben Jahres ihre Grenzen zu schliessen und den Migrantenstrom zu stoppen. Auch wenn Angela Merkel darüber nicht gestürzt wird oder abtritt, sondern die Kehrtwende selbst verwaltet, wird ihre Macht in Deutschland und Europa nicht mehr die alte sein. Sie wird bis zur nächsten Bundestagswahl 2017 nur noch als Schatten ihrer selbst regieren.

Der islamistische Terrorismus kann zwar kein einziges europäisches Land in seinen Grundfesten bedrohen. Aber er wird generell dem Prestige des Islam auf viele Jahre grossen Abbruch tun, das Misstrauen gegen die muslimischen Minderheiten schüren und den Widerstand gegen weitere muslimische Einwanderung stärken. Die Idee des Schengenraums wird dann in Europa genauso leerlaufen wie schon seit geraumer Zeit die Bestimmungen des Maastricht-Vertrages zur Währungsunion. Gegenwärtig kann man jedoch nicht voraussehen, ob dies eine Pause oder ein Bruch in der europäischen Integration sein wird. Wenn Deutschland seine Einwanderungspolitik nicht ändert, spricht vieles für einen Bruch.

Was kann man tun? Der einmal entstandenen Situation ist mit schlichten Massnahmenkata-

Berchtoldstag-Veranstaltung

Samstag, 2. Januar 2016, 11.00 Uhr

Mehrzweckhalle Zofingen – Strengelbacherstrasse 27c – 4800 Zofingen

Christoph Blocher

Würdigung grosser Aargauer Persönlichkeiten

logen nicht mehr ohne weiteres beizukommen. Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Religionsausübung ist ein elementarer Bestandteil der abendländischen Kultur. Zudem können religiöse Glaubensgewissheiten, mag ihr Inhalt schädlich sein oder nicht, durch rationalen Diskurs und wissenschaftliche Methoden weder widerlegt noch bewiesen werden, denn sie sind nicht von dieser Welt. Es wäre auch ein künstlicher und zum Scheitern verurteilter Versuch, dem Islam ein erneuertes und intensiver gelebtes Christentum gegenüberzustellen und ihn so quasi zu neutralisieren. Das moderne wissenschaftlich-technische Weltbild ist unverträglich mit jeder naiven Religiosität. Auch die meisten Vertreter der christlichen Kirchen sind, hört man genau hin, längst von des Gedankens Blässe angekränkelt und nehmen ihre eigene Religion nicht mehr beim Wort. Verblieben ist ein unbestimmtes Moralisieren: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» oder «Alle Menschen werden Brüder». Das ist aller Ehren wert. Aber es macht auch wehrlos – sowohl argumentativ als auch tatsächlich.

In der ganzen weiten Welt wird es niemals ein Land geben, das sich gleichzeitig einem fundamentalistischen Islam hingibt und sich wirtschaftlich und sozial erfolgreich entwickelt. Die daraus erwachsenden Spannungen haben bereits zu erheblichen Erschütterungen geführt. Das wird weitergehen und irgendwann – möglicherweise erst nach Jahrzehnten – bewirken, dass der fundamentale Islam an Anziehungskraft verliert.

Blick für fundamentalistische Tendenzen

In Europa ist es schon aus wirtschaftlichen Gründen geboten, die Zahl der Einwanderer aus islamischen Ländern strikt zu begrenzen und die Einwanderer streng nach der Qualifikation auszuwählen. Das ist automatisch auch ein Filter für das fundamentalistische Gedankengut, das meist mit Unbildung einhergeht.

Ferner ist es notwendig, ein vollständiges Bild darüber zu gewinnen, wer in den europäischen Moscheen was predigt, und gegen radikale, freiheitsfeindliche religiöse Lehrer strikt vorzugehen. In den Schulen und in der Arbeitswelt muss der Blick für fundamentalistische Tendenzen und die Radikalisierung von Personen geschult und ein entsprechendes Meldesystem aufgebaut werden.

Auf jede nur mögliche Art muss die Emanzipation der muslimischen Mädchen und Frauen gefördert werden. Jedes wahnhaft männliche Heldentum läuft leer, wo sich ihm Frauen ganz einfach entziehen. Das zeigt schon Aristophanes in seinem Schauspiel «Lysistrata».

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor.

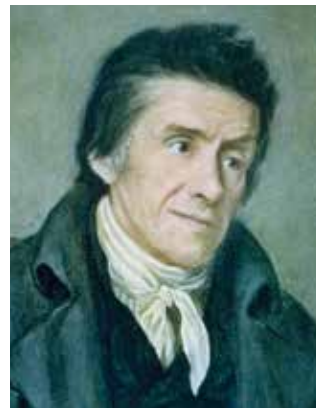
Weltwoche Nr. 52/53.15



Die Habsburger

(12.–20. Jahrhundert)

«Vom Aargau in die ganze Welt»



Johann Heinrich Pestalozzi

(1746–1827)

«Das Leben bildet»



Sophie Haemmerli-Marti

(1868–1942)

«Jo eusi zwoi Chätzli»

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Türöffnung: 10.00 Uhr – Beginn Vortrag: 11.00 Uhr

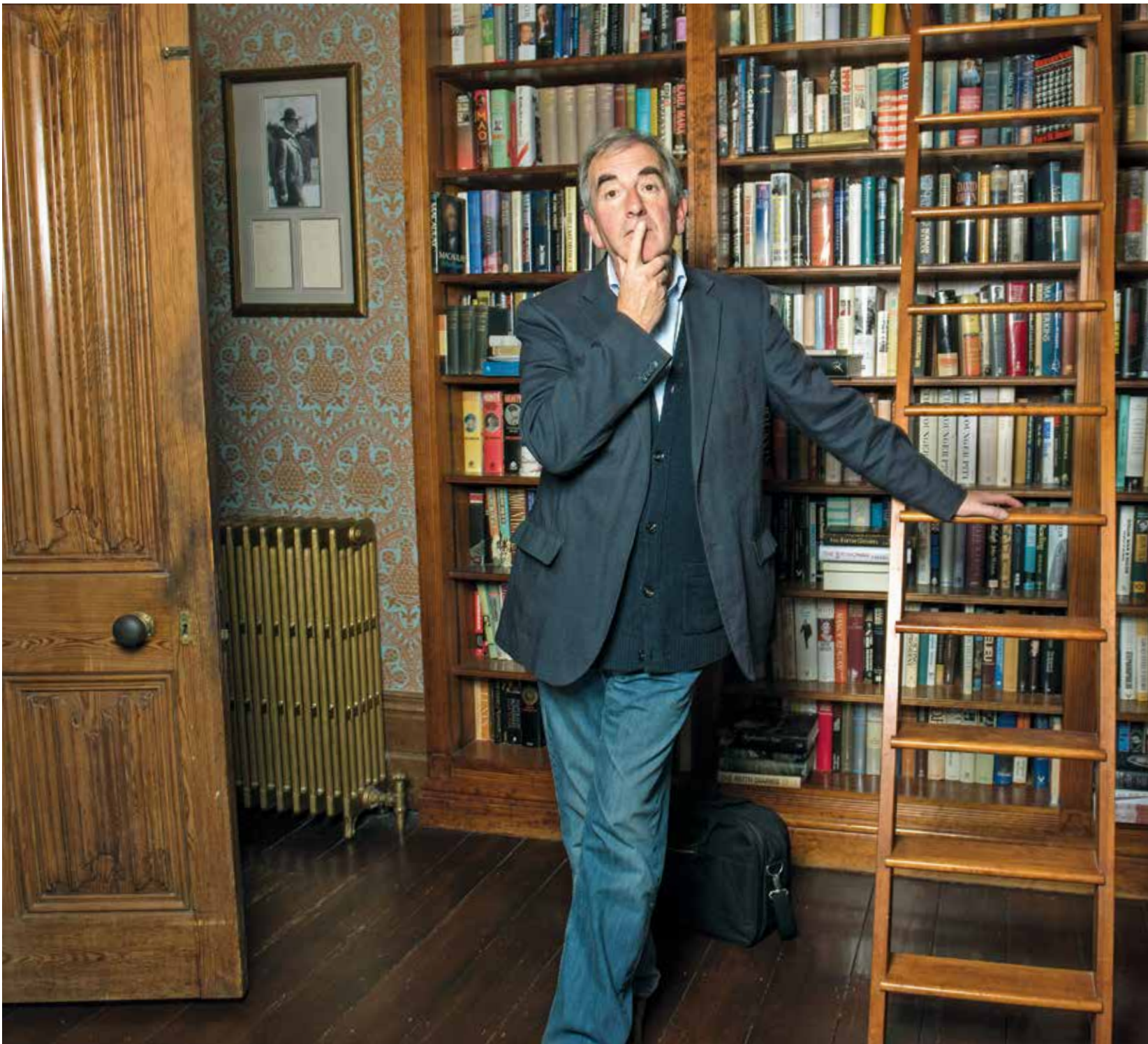
Programm: Eintritt frei – musikalische Umrahmung – im Anschluss wird ein kleiner Imbiss offeriert

Anfahrt: Parkplätze in der Umgebung der Mehrzweckhalle

Vom Bahnhof Zofingen gut zu Fuss erreichbar

Weitere Informationen: SVP Aargau, www.svpag.ch





«Je höher der Aufstieg, desto tiefer der Fall»: Bestseller-Autor Harris in seinem Landhaus bei Newbury, England, 2015.

«Liebe zur Macht»

In seiner soeben fertiggestellten Cicero-Trilogie schildert Robert Harris das Ende der römischen Republik und den Beginn der Kaiserzeit. Parallelen zur europäischen Gegenwart hält der Schriftsteller für so unübersehbar wie unausweichlich. *Von Wolfgang Koydl und Steve Forrest (Bild)*

Der wuchtige Schädel des antiken Politikers überragt sogar den 27-Zoll-Mac auf dem Schreibtisch von Robert Harris. Die Büste Ciceros schaut dem Bestsellerautor seit Jahren bei der Arbeit zu. Auch anderswo in seiner Schreibstube lugen antike Denker

und Philosophen hinter Büchertürmen und Zeitungstapeln hervor. Im Treppenhaus hängen Porträts grosser britischer Schriftsteller – von Lord Byron bis T.S. Eliot, und Jane Austen soll gar selber häufig Gast in dem alten Pfarrhaus in der Grafschaft Berkshire gewesen sein,

das Harris vom Honorar seines ersten Romans, «Vaterland», kaufte. Zwölf Jahre seines Lebens beschäftigte er sich mit Cicero, schrieb aber zwischendurch immer andere Bücher: über Computer-Algorithmen, Tony Blair und den Dreyfus-Skandal. Sie alle wurden Bestseller



oder wurden erfolgreich verfilmt. Ans Aufhören denkt der 58-Jährige noch lange nicht: «Ich habe noch viele Ideen.»

Mr Harris, warum Cicero? Warum nicht Cäsar, Cato oder Augustus?

Weil mich Menschen mit Widersprüchen anziehen. Ich bewundere Cicero für seine Kompromissfähigkeit und seine Mässigung. Ich misstrauere Ideologen, ob sie nun Cato oder anders heissen. Ausserdem wissen wir sehr viel über Cicero, mehr als tausend seiner Briefe sind erhalten. Er war ein komplexer Mann, sehr modern eigentlich. Er war eitel, arrogant, schillernd, aber zu-

gleich nobel, humorvoll, leidenschaftlich, prinzipientreu.

Sie sprechen über ihn wie über einen engen Freund.

In gewisser Hinsicht stimmt das auch. Er war zwölf Jahre lang in meinem Kopf, ich habe praktisch alles von ihm gelesen. Ja, er war lange mein intellektueller Begleiter.

Hat er denn für unsere heutige Zeit Bedeutung?

Mehr als zu jeder anderen Zeit. Die Prinzipien, für die er einstand – dass die Macht durch das Recht begrenzt werden muss, dass es kein Recht des Dschungels geben darf –, sind heute wichtiger denn je.

Inwiefern?

Im Westen wächst der Druck, dass Regierungen und Institutionen in Ausnahmeszeiten mehr Vollmachten erhalten. Cicero hätte das mit grossem Misstrauen verfolgt, denn er wusste, dass Macht, die einmal aus den Händen gegeben wurde, nicht mehr zurückgegeben wird. Er glaubte an die Herrschaft des Rechts und an die Freiheit. Das sind keine natürlichen Werte. Man muss ständig für sie kämpfen.

Cicero kommt bei Ihnen als Idealbild eines angelsächsischen Juristen und Politikers herüber, nicht wie ein Kontinentaleuropäer.

Nun, das kann meine eigene Voreingenommenheit sein. Aber auch in Ciceros Rom kannte man das gegnerische Rechtssystem, nach dem ein Anwalt seinen Mandanten nach besten Kräften verteidigte, auch wenn er ihn verdächtigte, schuldig zu sein. Auch das damalige parlamentarische System im Senat habe ich so dargestellt, wie es tatsächlich war. Ich hoffe, dass ich aus Cicero keinen englischen Gentleman gemacht habe.

Das vielleicht nicht, aber das römische System erinnert doch an das konfrontative Westminster-Modell.

Das mag daran liegen, dass wir unser politisches System den Römern abgeguckt haben. Das gilt für den US-Senat und für unser Parlament. Sie hatten sogar Hinterbänkler, die den Vorgaben der führenden Magistraten auf den vorderen Bänken folgten. Einige Reden aus dieser Zeit sind erhalten, und daraus erkennt man, wie heftig debattiert wurde.

Über weite Strecken liest sich die Trilogie tatsächlich wie eine antike Version von «House of Cards» oder ein «West Wing» am Tiber. Macht bleibt sich immer gleich?

Genau deshalb wollte ich diese Bücher schreiben. Ich war früher politischer Journalist. Politik und Macht waren meine Themen, und auch meine Bücher beschäftigen sich in der einen oder anderen Art mit Macht. Einen Westminster-Roman aber wollte ich nicht schreiben, das kam mir langweilig vor. Letzten Endes sind alle politischen Romane, welche in Grossbritannien spielen, so wie «House of Cards»: Es geht um intrigierende Politiker

und ihre Machtspiele – alles klein, klein. Ich wollte stattdessen über die Universalität der Politik schreiben – egal, ob in der Schweiz, in London, in den USA oder sogar in Russland. Da geht es in erster Linie um bestimmte Regeln und dann um bestimmte Charaktere. Ihre Karrieren folgen immer einem gleichen Kurs, egal, von welchem politischen System

«Ich hoffe, dass ich aus Cicero keinen englischen Gentleman gemacht habe.»

wir reden. Ausserdem wollte ich die römische Republik so beschreiben, wie sie wirklich war, sie zum Leben erwecken.

Der dritte Band beschreibt das Ende der Republik und die Machtübernahme durch den späteren Kaiser Augustus. Sehen Sie, angesichts der Krise der Demokratie, Parallelen zu unserer Zeit?

Auf eine gewisse Weise ist das tatsächlich der Fall. Ich will in allen meinen Büchern zeigen, dass die Politik immer zyklisch verläuft. Je höher der Aufstieg, desto tiefer der Fall. Derselbe Prozess lässt sich auch bei Institutionen beobachten. Die römische Republik existierte 400, 500 Jahre, unser System gibt es seit 200 Jahren. Wir müssen abwarten. Aber wir erkennen schon, woher die Bedrohung kommt. Es sind dieselben Gefahren wie für Rom: nationale Sicherheit und Geld. Es gibt keinen plausiblen Grund, weshalb wir nicht ebenfalls ein anderes Regierungssystem entwickeln sollten.

Nationale Sicherheit im Sinne von: Barbaren vor den Toren Roms?

Das kann man so sagen. Auch wir befinden uns in einem Krieg, der aber nicht klar und einfach ist. Dieser Krieg ist eher ein innerer Nervenzusammenbruch. Brüssel – tagelang gelähmt wegen eines Mannes oder einer Gruppe von Männern, die frei herumlaufen. Das ist eine unvorhergesehene Bedrohung unserer demokratischen Lebensart. Das gilt aber auch für die Macht multinationaler Unternehmen, sich politische Entscheidungen zu kaufen. Das führt zum Glauben, dass Politik keine Bedeutung mehr hat und dass talentierte Leute anderswo eine Karriere suchen. Das klassische demokratische Modell des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wird von allen Seiten angegriffen.

Zu Ciceros Zeit brachte die Krise charismatische Führerpersönlichkeiten wie Cäsar und Augustus hervor. Bei uns sind solche Figuren nicht in Sicht.

Geschichte wiederholt sich nicht eins zu eins. Vielleicht bringt unsere Krise keinen starken Mann hervor, aber wenn die Lage hinreichend chaotisch, unübersichtlich und beängstigend wird, neigen die Leute dazu, Freiheit gegen Sicherheit zu tauschen. Das



«Die Agonie eines anständigen Mannes»: «Cicero vor dem Senat» von Hans W. Schmidt (1912).

ist ein Muster, das sich immer wiederholt. Ich hoffe es zwar nicht, aber vielleicht befinden wir uns wieder am Beginn einer solchen Entwicklung. Dass die Leute sagen: «Nimm meine Freiheiten, aber lass mich in Sicherheit die Strasse entlanggehen.»

Und irgendwann kommt dann doch ein Führer?

Könnte sein, aber es könnte auch eine politische Bewegung sein. Ich will nicht zu pessimistisch sein, ich bin von Haus aus Optimist. Was mich vor allem an der römischen Republik reizte, war, zu zeigen, dass sie kein klappriges, baufälliges System war, sondern ungeheuer hochentwickelt. Freiheit und Demokratie waren wahrscheinlich stärker ausgeprägt als bei uns, und dennoch ging das alles verloren. Um nochmals auf die Frage zurückzukommen, warum ich über Cicero geschrieben habe: weil er die Fehler des Systems erkannte, aber es dennoch bewahren wollte. An ihm zeigt sich die Agonie eines anständigen Mannes, der die Endphase eines politischen Systems erlebt.

Er hatte es auch mit einigen aussergewöhnlichen Zeitgenossen zu tun.

Wir beklagen oft, wie klein unsere Politiker sind im Vergleich zu den Giganten der Vergangenheit. Wahrscheinlich gab es nie in der Menschheitsgeschichte eine grö-

sere Konzentration politischen Talents als in der Endphase der römischen Republik. Cicero, Cäsar, Cato, Pompeius – und das Ergebnis war eine einzige Katastrophe. Wenn so viele brillante Figuren auftauchen, ist das vielleicht ungesund.

Sie haben einmal gefragt, ob ein demokratisches System, das für ein kleines Land entwickelt wurde, überleben kann, wenn dieses Land eine globale Supermacht wird. Das traf auf Rom, trifft aber auch auf die USA zu, nicht wahr?

Man sieht viele Symptome vom Ende der Republik in den heutigen USA. Eine Republik, die nicht weiss, wofür sie steht, und

«Die Deutschen ähneln von allen Europäern am meisten den alten Römern.»

deren Bevölkerung sich hälftig in zwei rivalisierende Lager scheidet – das ist eine Parallele. Früher gab es praktisch keine politischen Unterschiede zwischen Republikanern und Demokraten in Amerika. Heute trennt beide Parteien vermutlich ein grösserer Graben als seinerzeit Rechte und Linke in Europa. Das ist wie im alten Rom: Die politischen Lager hatten unvereinbare Ansichten über ihre Republik.

Ist die Europäische Union eine Art Rom 2.0?

Sie ähnelt eher dem späten römischen Kaiserreich: eine wackelige Koalition geografischer Einheiten, die von einer gemeinsamen Kultur zusammengehalten wird, aber unfähig ist, sich selbst zu verteidigen.

Höre ich da einen leicht eurokritischen Tonfall?

Ich betrachte mich im britischen Rahmen als Pro-Europäer, aber ich habe den Eindruck, dass sich die EU zu schnell entwickelt hat. Ich bin sehr englisch und glaube, dass Organisationen organisch wachsen sollten. Es geht nicht, dass ein paar tausend Leute in einer Zentrale anderen ihre Vorstellungen oktroyieren. Sie müssen von unten nach oben wachsen. Die EU hat sich jedoch an das französische Beispiel gehalten: Man entwickelt eine Reihe von Theorien und boxt sie dann in der Praxis durch.

In Ihrem ersten Roman, «Vaterland», beschreiben Sie eine Art von Proto-EU: ein von einem siegreichen Nazideutschland dominiertes Europa. Also nicht viel anders als heute.

Man kann Deutschlands Wirtschaftsmacht und die Grösse seiner Bevölkerung nicht ignorieren. Dieses Land wird, unabhängig von den Umständen in Europa, immer dominieren. Es ist keine Verleumdung der europäischen Geschichte, darauf hinzuweisen, dass einige Grundaspekte der späteren EU in den frühen vierziger Jahren in Berlin entwickelt wurden: eine gemeinsame Währung, eine Zollunion, ein gemeinsamer Wirtschaftsraum.

Genau so ist es gekommen, obwohl die Deutschen den Krieg verloren haben.

Deutschland verrenkt sich ständig, damit sich die Geschichte ja nicht wiederholt. Aber manchmal werden die Dinge umso schlimmer, je mehr man sich bemüht, sie zu vermeiden. Da versucht man, die eigene ökonomische Stärke zu schwächen, indem man eine gemeinsame Währung schafft, doch dann kontrolliert man diese Währung und sagt kleineren Ländern, wie sie ihre Wirtschaftspolitik gestalten sollen. Oder: Eingedenk der eigenen Geschichte öffnet man seine Grenzen für Flüchtlinge und sagt dann anderen Staaten, was sie tun sollen. Man kann den Kräften der Geschichte nicht entgehen, und die Deutschen bilden nun einmal ein grosses, innovatives, fleissiges Land mitten in Europa. Sie sind, wenn man so will, die Amerikaner Europas. Und sie ähneln von allen Europäern am meisten den alten Römern.

Wirklich? In welcher Hinsicht?

Ihre militärische Stärke, ihre technischen Leistungen, ihre Kultur, ihre Sentimentalität, kombiniert mit gelegentlicher unzivilisierter Grausamkeit. Alles wie im alten Rom.

Im faschistisch beherrschten Europa, das Sie in «Vaterland» beschreiben, hat nur die Schweiz ihre Unabhängigkeit bewahrt. Sie trauen den Eidgenossen viel zu.

Ich wollte in diesem Roman historisch so präzise wie möglich sein. Ich glaube nicht, dass Hitler Pläne hatte, die Schweiz zu überfallen und zu besetzen. Zum einen, weil es militärisch extrem schwierig gewesen wäre, aber zum Zweiten, weil es jeder Macht dienlich ist, irgendwo einen kleinen neutralen Flecken zu haben, wo man sich mit anderen treffen und verhandeln kann. Ich habe das also nur logisch fortgeschrieben.

Sie finden Bücher über britische Politik langweilig. Aber eines Ihrer spannendsten Bücher, «Ghost», befasst sich mit einem britischen Politiker: Tony Blair.

Na ja, es spielt nicht in Westminster, und es geht um einen Ex-Premierminister, der in Amerika lebt. Es hat viel Spass gemacht, dieses Buch zu schreiben.

Spass? Sie haben dem fiktiven Tony Blair immerhin unterstellt, am Mord seines Ghostwriters beteiligt gewesen zu sein. Ihr Verlag erwartete eine einstweilige Verfügung, aber Sie waren sicher, dass Blair nichts dagegen unternehmen würde. Was hat Sie so sicher gemacht?

Dass das Buch in einer langen Tradition politischer Satire steht. Es wäre sehr seltsam

gewesen, wenn jemand ernsthaft geglaubt hätte, dass Blair wirklich so war wie der von mir geschilderte Ex-Premier. Das Porträt ist aber auch keine grausame Parodie. Sicher hat es Elemente von Blair, aber insgesamt zeichnet es eine andere Figur.

Wissen Sie, wie Blair auf das Buch reagierte?

Es hat ihm wohl nicht gefallen, aber er hatte wahrscheinlich nichts dagegen. Vermutlich passte ihm der Film weniger, aber genau

«Blair war wie der Nachbar von nebenan, ein Typ, mit dem man sonntags ins Pub gehen würde.»

kann ich das nicht sagen. Ich war nicht mehr in Kontakt mit ihm.

Aber Sie waren doch befreundet mit ihm?

Ich kannte ihn recht gut, wir hatten ein freundschaftliches Verhältnis. Ich mochte ihn gern. Es machte Spass, mit ihm zu reden, und es war immer interessant. Aber seit mehr als zehn Jahren hatte ich keine richtige Unterhaltung mehr mit ihm.

War er für Sie als Schriftsteller eine interessante Figur?

O ja. Das erste Mal traf ich ihn Anfang der neunziger Jahre. Was ich damals an ihm mochte, war der Umstand, dass er so normal wirkte. Er war wie der Nachbar von nebenan,

mit Frau und Kindern, ein Typ, mit dem man sonntags ins Pub gehen würde. Auch seine politische Anziehungskraft speiste sich aus seinem Hausverstand. Er schien frei von Ideologien zu sein und nur über das Mögliche und Erreichbare zu sprechen. Wie konnten wir ahnen, dass aus «Mister Normal» diese Endzeitfigur würde, die die Welt nur in Schwarzweiss sah und das Böse vernichten wollte, wo immer es sein Haupt erhob. Im Amt wurde er zu einer völlig anderen Person. **Diesen Effekt scheinen politische Ämter generell zu haben.**

Das stimmt. Während meines Lebens sind zwei Premierminister im Amt ein bisschen komisch geworden, um es mal so zu formulieren. Die andere war natürlich Margaret Thatcher. Nach acht Jahren im Amt verliert jeder sein Fingerspitzengefühl. Wir sehen das wahrscheinlich gerade bei Angela Merkel. Um so eine Position zu erreichen, muss man besondere Qualitäten mitbringen, nicht zuletzt eine Liebe zur Macht, den Wunsch zu befehlen. Deshalb ist man von Anfang an anfällig für Grössenwahn. Die Amerikaner sind sehr weise, dass sie ihre Präsidenten nur zweimal vier Jahre im Amt lassen. Wenn ich könnte, würde ich das auch in Europa einführen.

Robert Harris: Dictator. Heyne. 528 S., Fr. 33.90.



Es gibt nicht die Sommersprosse.
Es gibt nicht den Kunden.

Deshalb sind wir keine Krankenversicherung für Kunden. Sondern für Menschen. Mit myFlex bieten wir eine Produktlinie, die sich Ihren Bedürfnissen und Ihrem Budget anpasst.

Lassen Sie sich von uns beraten. In einer der 120 Agenturen, per Telefon unter 0844 277 277 oder auf www.css.ch. **Ganz persönlich.**



«Es gibt mehr Dinge im Himmel ...»

Gerhard Pfister wird als möglicher neuer CVP-Präsident gehandelt. Wie denkt er sich Gott? Wie würde er die Partei stärken? Wie soll der Westen auf die Herausforderung durch den Islam reagieren? Ein philosophisches Gespräch – von der Jungfrau Maria bis Nietzsche. Von Philipp Gut, Roger Köppel und Karl-Heinz Hug (Bild)

Wir treffen Gerhard Pfister am Rand der Session in einem Restaurant in der Berner Innenstadt. An den Nebentischen wird gefrühstückt. Der Zuger CVP-Nationalrat stöhnt: «Das sind schwierige Fragen zu dieser Uhrzeit.» Pfister, ehemaliger Schulleiter und Philosophielehrer, stapelt tief. Er gehört zu den intelligenteren Figuren unter der Bundeshauskuppel. Mit ihm lässt sich nicht nur über Politik, sondern trefflich auch über Gott und die Welt streiten.

Herr Pfister, glauben Sie an Gott?

Ja.

Ist es der Gott aus der Bibel, oder wie stellen Sie sich diese göttliche Kraft vor?

Es ist eine Erfahrung, die sich letztendlich schwer ausdrücken lässt: die Erfahrung, dass dieses Leben nicht alles ist. Die viel wichtigere Frage aber ist, ob Gott an uns glaubt.

Glauben Sie, dass er das tut?

Angesichts dessen, was derzeit auf der Welt passiert, ist es etwas schwierig. Gott schenkte den Menschen die Freiheit, ohne sie wäre er nicht zum Guten fähig, aber er ist eben leider auch zum Bösen fähig. Es müsste der Anspruch der Menschen sein, dass sie Gott genügend Gründe geben, an sie zu glauben.

Der Argentinier, der jetzt auf dem Apostolischen Stuhl sitzt: Ist das der Stellvertreter Gottes auf Erden?

Er ist der, der als Person versucht, die Glaubensinhalte des Christentums oder der Katholiken weiter zu tradieren. Jede Religion hat ja das Problem, dass sie das Erbe eines charismatischen Stifters über die Jahrhunderte retten muss. Das geht nur über eine Institution. Das ist die Aufgabe des Papstes und der Kirche.

Der Vatikan ist vielerorts zu einem Feindbild geworden, über das man sich im besten Fall lustig macht.

Das erleben Sie als CVPLer vor allem in reformierten Kantonen. Der Katholizismus wird darauf reduziert, den Befehlen aus Rom zu gehorchen. Das wird diesem Glauben nicht gerecht.

Glauben Sie an die jungfräuliche Geburt?

Man sollte diese Mysterien ins 21. Jahrhundert übersetzen: Der Symbolgehalt der jungfräulichen Geburt ist die ausserordentliche Situation einer Mutter, die Gott zur Welt gebracht hat.

Die historische Funktion Ihrer Partei, der CVP, war es, die Katholiken in den Bundesstaat einzugemeinden. Diese Integration ist längst gelungen. Mission erfüllt. Wozu braucht es die CVP überhaupt noch?

Es braucht eine Partei, die christlichdemokratische Inhalte in die Politik einbringt. Ich erinnere daran: Die soziale Marktwirtschaft ist eine christlichdemokratische Erfindung. Aber es ist richtig, die CVP ist die letzte Partei, die den Wandel von einer Milieupartei zu einer Partei der Ideen schaffen muss. Soziologisch gesehen, war sie ursprünglich das katholische Pendant der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), die sich zur SVP gewandelt hat. Die CVP hat diesen Wandel noch vor sich.

Was bedeutet das C für Sie heute noch?

Natürlich nicht den Anspruch, dass wir als Partei besser sind als alle anderen. Wir haben die Moral nicht gepachtet. Das C bedeutet:

«Wir haben die Verweltlichung zu wenig intelligent umgesetzt.»

Wir anerkennen die Prägung durch christliche, westliche Werte. Wir sichern die Würde des Menschen.

Die Partei scheint in den letzten Jahren eher einen verschämten Umgang mit dem christlichen Erbe zu pflegen.

Einen noch verschämteren Umgang haben wir mit dem katholischen Erbe. Es ist eine Schwäche der westlichen Welt überhaupt, dass wir das Religiöse ins Private verlegt haben, auch ins Beliebigste. Die westliche Aufklärung hat Kirche und Staat getrennt. Wir sind heute herausgefordert – wenn nicht überfordert – durch Tendenzen, welche die Religion auf eine ganz andere Ebene hinaufheben.

Bedauern Sie diese Verweltlichung?

Nein, ich bedauere sie nicht, aber wir haben sie zu wenig intelligent umgesetzt und die Kraft des Religiösen und die Notwendigkeit einer Wertebasis auch für die Politik unterschätzt.

Sie sprechen die Herausforderung durch den Islam an, der diese Einheit von Religion und Staat noch lebt.

Man muss es auch historisch sehen: Der Westen hat in den islamischen Ländern eine koloniale Politik betrieben und seine Interessen durchgesetzt. Das bekommt er jetzt zu

spüren. Der Islam gibt diesen Völkern, die sich unterdrückt fühlten, ein Selbstbewusstsein zurück.

Gleichzeitig wirkt der westliche Lebensstil ansteckend.

Der *Western Way of Life* hat eine hohe Attraktivität, aber er ist zu materialistisch definiert worden. Wir haben es nicht geschafft, die Werte, die ihn eben auch ausmachen, glaubwürdig zu vertreten.

Manche halten den islamischen Extremismus schlicht für nihilistisch.

Damit würde man ihn massiv unterschätzen. In den Augen der Islamisten sind wir die Nihilisten – weil wir an nichts mehr glauben. Wir sind auch nicht mehr bereit, für unsere Werte einzustehen.

Mit den Migrationswellen kommen auch Terroristen. Muss man die Zuwanderung von Muslimen beschränken?

2015 wird in die Geschichte eingehen als das Jahr, in dem Europa zwei seiner Grundüberzeugungen sehr schnell aufgegeben hat: die Annahme, es gebe einen einheitlichen Währungsraum ohne einheitliche Währungspolitik. Und den grenzenlosen Verkehr von Personen, Waren und Dienstleistungen. Es ist keine Frage: Flüchtlingen gewähren wir Schutz, aber wir müssen auch Forderungen stellen, angefangen beim simplen Hinweis auf Sitten und Gebräuche: dass man auch Weisungen von Frauen entgegennimmt, dass man einer Frau die Hand gibt.

Was ist Ihre Meinung zur Kopftuchdebatte?

Den jüngsten Bundesgerichtsentscheid verstehe ich nicht. Entscheidend ist, dass man die Personen stützt, die sich an der Front damit auseinandersetzen müssen: die Lehrer. Die Diskussion verläuft unbefriedigend, man negiert, dass jede Form von Kleidung auch ein politisches Statement ist. Man erinnere sich bloss an die Bluejeans im Ostblock. **Es widerstrebt einem doch, vorzuschreiben, welche Hütchen man tragen darf und welche nicht.**

Wenn Sie sich mit solchen Problemen auseinandersetzen müssen, dann ist es im Prinzip schon zu spät. Ich bin da ambivalent: Eigentlich müsste das jede Institution selbst entscheiden. Aber wir kommen wohl nicht darum herum, Kleiderordnungen für den öffentlichen Raum zu erlassen.

Ist es Ihnen unheimlich, wenn Hunderttausende Muslime nach Europa einwandern, oder bleiben Sie da cool?



«Europa erfüllt seine Aufgabe nicht»: CVP-Politiker Pfister.

Wenn nur schon ein kleiner Prozentsatz der Million Leute, die jetzt nach Deutschland eingewandert sind, mit unehrenhaften Absichten gekommen ist, dann handeln wir uns ein riesiges Sicherheitsrisiko ein. Allein unter diesem Sicherheitsaspekt erfüllt Europa seine Aufgabe nicht: Die Staaten müssen die Bevölkerung schützen.

Ist Angela Merkel ein Vorbild für Sie?

Sie hat auf dem Parteitag eine beeindruckende Rede gehalten. Wenn Sie die beiden Parteien vergleichen, dann erhält man den Eindruck, die SPD zerfleische sich selbst und die CDU habe eine unglaubliche Begabung, ihre Macht zu stärken. Merkel werfe ich aber vor, dass sie ganz falsche Signale an die Migranten und auch die anderen Staaten sendete: Sie müssten sich nicht mehr an Schengen/Dublin halten. Dass sich das wichtigste europäische Land so über europäische Verträge hinwegsetzt, bleibt bemerkenswert.

Inhaltlich kann die CDU kaum stilbildend sein.

Das habe ich auch nicht gesagt. Der Auftrieb der Alternative für Deutschland (AfD), das Rumoren in der CSU – all das zeigt, dass Merkel sehr weit nach Mitte-links gerückt ist. Sie muss aufpassen, dass rechts der CDU nicht etwas entsteht, das früher in ihr Platz hatte. Es fing an mit dem Zurückdrängen eines Friedrich Merz, der sich vor zehn Jahren erfrechte, das Wort «Leitkultur» auch nur zur Diskussion zu stellen. Heute merkt man, dass man diese Diskussion schon damals hätte führen müssen. Wenn Sie – wie Merkel – den Machterhalt über alles stellen, dann geht das nur unter Inkaufnahme eines Profilverlusts.

Sie sind im Gespräch als neuer CVP-Präsident. Wo würden Sie die Partei hinführen?

Ich würde als Präsident meine Grundüberzeugungen nicht über Bord werfen. Aber man muss auch anerkennen, dass es verschiedene Ausrichtungen innerhalb der Partei gibt. Aus dieser Vielfalt müsste man versuchen, wieder eine klarere Positionierung zu machen. Ich glaube, dass das gar nicht so schwierig ist. Ich würde die Partei auf einen wirtschaftsliberalen und weniger etatistischen Kurs bringen.

Sie haben viele Wähler an die SVP verloren.

Man muss sich gut überlegen, ob man sie zurückholen kann oder ob sie nicht schon eine neue Heimat gefunden haben.

Würden Sie unterschreiben, dass die Schweiz unabhängig bleiben und sich nicht weiter der EU annähern sollte?

Natürlich, zumal diese Position auch innerhalb der CVP breit geteilt wird. Der bürgerliche Schulterchluss war ein guter Anfang, aber er wurde zu oberflächlich gestaltet. Es bleibt entscheidend, dass die Bürgerlichen in den wichtigen Fragen einen Konsens hinbringen. Denn die wahren Gewinner der Uneinigkeit im bürgerlichen Lager waren die Linken. >>>

Was kommt für Sie im Zweifelsfall zuerst: die Umsetzung des Masseneinwanderungsartikels oder der Erhalt der Bilateralen I?

Der Volkswille. Aber man sollte eine Lösung anstreben, die EU-kompatibel ist.

Die CVP ist seit Jahren im Rückwärtsgang. Wie kann der Turnaround gelingen?

Es gibt in der Schweiz ein breites Feld sozial-konservativer Wähler. Ich sehe drei Bereiche: Wir müssen organisatorisch besser werden. Wir müssen unsere Positionen klarer und rascher kommunizieren. Der dritte und schwierigste Teil ist, dass wir Themen setzen, aber auch Trends vorausnehmen. Zentral ist die Wertediskussion: Die CVP muss wesentliche Impulse in den Fragen geben, die uns in den nächsten zehn Jahren beschäftigen werden, etwa beim Thema Islam und Rechtsstaat.

Die CVP hat sich daran gewöhnt, das Zünglein an der Waage zu spielen.

Da treffen Sie einen Punkt: Das Problem der Mitteposition ist, dass sie reaktiv ist. Vor allem Fulvio Pelli, aber auch Philipp Müller haben es geschafft, das Profil der FDP zu schärfen, auch wenn sie anfangs Wähler verloren hat.

Wenn Sie sich in ein paar wesentlichen Zügen charakterisieren müssten: Wer sind Sie?

Es ist nicht ganz einfach, sich selbst in druckreifen Sätzen zu definieren. Politiker zu sein, ist für mich ein Privileg. Ich habe Freude an der Auseinandersetzung, denke gern nach, interessiere mich mehr fürs Grundsätzliche, weniger fürs Detail. Ich kann mir in vielen Fragen eine grosse Unabhängigkeit leisten und genieße es, neben der Politik auch andere Herausforderungen zu haben.

Verändert die Politik den Menschen?

Man lernt, zu akzeptieren, dass man eine öffentliche Person ist. Ich bin nicht der volkstümliche Typ. Ich glaube und hoffe aber, dass mich die Politik als Menschen nicht verändert hat. Ich bin frei von Zynismus geblieben.

Was haben Sie für ein Verhältnis zur Macht?

Die erste und gefährlichste Antwort: ein spielerisches.

Was hat Sie in die Politik getrieben?

Es gab kein Damaskus-Erlebnis. Für meine Familie war Politik ein selbstverständlicher Bestandteil des Lebens. Schon mein Vater und mein Grossvater sassen im Kantonsrat. Wir führten unseren Betrieb – eine Privatschule – in einem ländlichen Dorf im Kanton Zug. Die Behörden zeigten immer sehr viel Goodwill für uns. Wir erachteten es auch als unsere Pflicht, etwas zurückzugeben und uns für die Gemeinschaft zu engagieren.

Was ist das Prägende, das Ihnen das Elternhaus mitgab?

Ich hatte eine deutsche Mutter aus dem Saarland, einer höchst umkämpften Zone. Die deutsche Politik mit ihren dramaturgischen Qualitäten hat mich immer fasziniert. Die Generation vor meiner Mutter war im Aktivdienst im Ersten Weltkrieg, sie hinterliess Briefe und Tagebücher. Es war prägend, zu sehen, mit welcher Selbstverständlichkeit man damals noch davon ausging, Krieg mit dem Erzfeind Frankreich zu führen. Politisches Geschehen hatte immer schon Auswirkungen auf unsere Familie. Als meine Mutter zur Welt kam, schenkte man den Eltern ein vom Nazi-Granden Arthur Seyss-Inquart signiertes Exemplar von «Mein Kampf». Wenn Sie das anschauen, dann merken Sie, welche unglaubliche Wirkung Geschichte und Politik auch auf das Privatleben haben.

Und Ihr Vater?

Er übte Politik auf schweizerische Art aus, als selbstverständliches Mitmachen und Sich-Einbringen.

Was haben Sie aus der Erfahrung mit Adolf Hitler mitgenommen?

Das alte Europa ist im Ersten Weltkrieg zusammengebrochen. Aus dessen Trümmern ist dann Hitler entstanden. Die Lehre daraus vielleicht: Man soll die Auswirkungen der Ökonomie nie unterschätzen. Wenn der Mensch perspektivlos ist, ist er verführbar.

Was kann Sie aus der Fassung bringen?

Ich habe ja unter Journalisten den Ruf, an Fraktionssitzungen in heftige Ausbrüche zu verfallen.

Stimmt das?

Es stimmt, man unterschätzt aber den Anteil des Kalküls. Man erzwingt dann manchmal auch eine Debatte.

Sie waren jahrelang Philosophielehrer und Schulleiter. Was war das Wichtigste, das Sie den Jugendlichen mitgaben?

Die wunderbare geistesgeschichtliche Tradition. Andererseits die Überzeugung, dass man jede Meinung haben, diese aber auch begründen können muss. Die Argumente zählen!

Welches ist für Sie persönlich der bedeutendste Satz der Philosophiegeschichte?

Es ist der Satz eines Dichters, von William Shakespeare: «Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt.»

Dann sind Sie Metaphysiker?

Ich glaube, es ist das Wesen der religiösen Erfahrung, dass sie sich nicht in Worte fassen lässt.

In welchem Gedankengebäude fühlen Sie sich am meisten zu Hause?

Bei Nietzsche.

Das Leiden daran, dass Gott tot ist?

Ich lese Nietzsche nicht als Kritiker der religiösen Erfahrung, sondern der zur Institu-

tion gewordenen Religion. Was ich an ihm liebe, ist der unglaublich breite Ansatz, die Weigerung, sich ein System herbeizufantazieren.

Was sagen Sie zum Hegel-Satz: «Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig»?

Ein solcher Satz ist totalitär. Faszinierend bei Hegel – und gleichzeitig unheimlich – ist der Anspruch, die ganze Welt begreifen zu können. Der deutsche Idealismus hat sich in Höhen verstiegen, wo ich nicht mehr mitkomme.

Wozu leben wir eigentlich?

Es ist gefährlich, diese Frage einem Politiker zu stellen. Das ist jedem selbst überlassen.

Sie präsentieren die CVP als Wertepartei. Machen wir einen kleinen Test: Was halten Sie von der Homo-Ehe?

Persönlich, nein; aber ist mir egal.

Sollen Schwule Kinder adoptieren?

Nein. Wenn es eine Volksmehrheit will, ist es zu akzeptieren.

Wo liegen die Grenzen der Reproduktionsmedizin?

Beim ethisch Vertretbaren, nicht beim technisch Machbaren.

Abtreibung?

Kann ich im reichsten Land der Welt nicht unterstützen.

Wie sehen Sie das Verhältnis von Mann und Frau?

Normal.

Todesstrafe?

Nein.

Sollte der Schweizer Gewehr und Munition im Schrank haben?

Ja.

Wie sehen Sie Russland?

Nach Jahren der Demütigung wieder ein grosser Player. Europa tut gut daran, Russland ernst zu nehmen, ohne Überheblichkeit.

Die USA galten als Schwesterrepublik der Schweiz. In jüngster Zeit häufen sich die Angriffe. Sind sie eigentlich Freund oder Gegner der Schweiz?

Sie wären ein natürlicher Partner. Aber sie sind drauf und dran, die Werte, die uns verbunden haben, selbst in Frage zu stellen.

Wo ist die Schweiz in zehn Jahren?

Es ist die Verantwortung der Politik, dafür zu sorgen, dass sie dann immer noch eine Spitzenstellung innehat. Ich bin aber nicht sicher, dass die Politik dies schaffen wird.

Wo ist Gerhard Pfister in zehn Jahren?

Vielleicht noch in Bern.

Im Bundesrat?

Nein.

Warum darf man diese Ambition in der Schweiz eigentlich nicht äussern?

Es wird als arrogant empfunden, und man kann es sich nicht ernsthaft zum Ziel setzen. Konstellationen und Zufälle entscheiden.

Ausgezeichnet!

Die **nicht börsengehandelten Indexfonds von Swisscanto Invest** haben im Fondsvergleich K-Geld 6/2015 erstklassig abgeschnitten:

Kategorie	Fonds	Durchschnittliche Rendite/Jahr		Platz
		über 1 Jahr	über 3 Jahre	
Obligationen CHF	Swisscanto Bd Market Tracker A	4,7%	2,7%	1
Aktien Schweiz	Swisscanto SPI Index A	4,6%	14,0%	3
Aktien Welt	Swisscanto MSCI World ex CH Index A	3,5%	13,0%	1
Mischfonds	Swisscanto BVG 3 Index 45	4,5%	7,3%	1

Quelle: Morningstar/VZ Vermögenszentrum.

www.swisscanto.ch/indexfonds



Publiziert in K-Geld Ausgabe Nr. 6/2015. Alle Rendite-Daten per Ende Oktober 2015. Rangierung erfolgt gemäss der 1-Jahres-Rendite. Die Rendite umfasst die Kursentwicklung und die Ausschüttungen - letztere unter der Annahme, dass sie wieder im Fonds angelegt werden. Renditen in CHF. Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb von Swisscanto Fonds sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlegerinformationen, sowie Geschäftsberichte). Diese können unter www.swisscanto.ch sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Europaallee 39, 8021 Zürich, allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel, kostenlos bezogen werden.

Eine von uns

Was brauchte es, um in diesem Jahr aufzufallen? Wir stellen fünf Persönlichkeiten von überraschender Klasse, seltenem Potenzial und unverhohlenem Unterhaltungswert vor.

Von *Claudia Schumacher*

Simonetta Sommaruga, 55 — Symmetrische Gesichtszüge und ein gleichmütiger Gesichtsausdruck. Auch sprechen tut sie gemessen. Das Make-up schmeichelt der bereits vorhandenen, natürlichen Schönheit; es ist dezent und fehlt nie beim öffentlichen Auftritt. Ebenso sind die Haare permanent gerichtet und immer nett. Dazu kleine, feine Ohrringe, Perlenketten – das wohl bürgerlichste Schmuckstück überhaupt. Es ist Zeit, Simonetta Sommaruga zu würdigen: für den perfekten Auftritt einer bürgerlichen Politikerin. Zeigte man Ausländern, die Frau Sommaruga nicht kennen, ein Bild von ihr und liesse diese tippen, welcher Gesinnung die Dame sein könnte: Garantiert würde sie kein einziger im linken Spektrum vermuten. Bei Sommaruga ist auch der seelische Glanz einer Konservativen da: Die schmalen Lippen umweht ein Hauch von Margaret-Thatcherness. Die Körperhaltung! Wirklich gut. Wobei, Vorsicht: Sommaruga übertreibt es fast. Noch ein bisschen gerader der Rücken, und es würde bereits unangenehm elitär wirken. Die erste Hälfte ihres Lebens zeigte sich dieser fast schon grossbürgerliche und für eine Linke sehr gewagte Appeal sogar in Sommarugas Lebenslauf. In verschiedenen Städten (Weltläufigkeit!) liess sie sich zur Pianistin ausbilden (Disziplin!) und studierte anschliessend auch noch die schönen Künste. Klassischer Werdegang einer besseren Tochter. Dann Studienabbruch. Einen Schriftsteller geheiratet. Naja, *uptown girl gone wild*. Zurück zum Thema: Sommarugas Stil ist – bis auf die vielleicht etwas arrogant wirkenden, grossbürgerlichen Anklänge – im Grossen und Ganzen einfach gut. Könnten die politischen Inhalte da mithalten, hätten wir auch nichts an ihr auszusetzen.

Paris Hilton, 34 — Paris Hilton ist schon irgendwie eine wie keine. Zugegeben, man hat sich manchmal gefragt: Wo ist die blondeste Hotelierbin der Welt eigentlich hin? Vor zehn Jahren gab es kein Entkommen vor ihr. Ganz egal, ob man die Zeitung aufschlug, den TV anmachte, Radio hörte oder eigentlich doch nur seinen Bluewin-Mail-Account abrufen wollte: Irgendwo lauerte immer eine brandneue Meldung über den aktuellen Aufenthaltsort des Luders im Ladylook oder darüber, wer zuletzt eine Nacht in Paris verbracht hatte.

Wenn man sie heutzutage nicht aktiv sucht – was immerhin 5,2 Millionen Menschen getan haben, die ihr auf Instagram folgen –, hat

man eigentlich über weite Strecken Ruhe. Bis sie dann wieder so Sachen macht, deren quatschiger Sensationalität niemand entkommt. «Paris Hilton from Schindellegi», titelte selbst die NZZ jüngst: Frau Hilton, die sich verliebt hat in Hans Thomas Gross, einen österreichischen Selfmade-Millionär mit Wohnsitz in der Schweiz, sass vor wenigen Wochen im Wartezimmer einer Schwyzer Gemeindeverwaltung, um sich ebenfalls in Schindellegi wohnhaft zu melden. Ein Ereignis, über das die Medien lückenlos berichteten. Auch der Gemeindegemeinschafter wurde zitiert: «Paris Hilton ist ein Mensch wie Sie und ich.» Ja, Paris ist jetzt eine von uns.

Belinda Bencic, 18 — Angeblich ging ihrem Leben die Vorstellungskraft des Vaters voraus: Ivan Bencic, Spross einer slowakischen Familie von Eishockeyspielern, entschied für die Tochter eine Zukunft als Tennistar noch vor deren Geburt. Der Plan wird Realität. Die Ostschweizerin Belinda Bencic ist heute mit ihren 18 Jahren das grösste Tennistalent des Landes. In diesem Jahr gelang ihr ein David-gegen-Goliath-Sieg: Das kleine Ass schlug die Weltnummer eins, Serena Williams, in Toronto. Direkt im Anschluss auf dem Platz, noch kurzatmig und mit mädchenroten Wangen, kicherte sie überwältigt und extrem herzlich in das Mikrofon der Interviewerin: «Ich kann es nicht glauben.» Sie dankte dem Papa. Dann flossen Glückstränen. Einen Tag später holte sie sich den Finalsieg, womit sie kurzzeitig auf Platz zwölf der Weltrangliste rutschte.

Die Erstaunliche wird von Melanie Molitor trainiert, der Mutter von Martina Hingis. «Belinda Bencic gehört in die Top Ten», sagt die Trainerin. Martina Hingis selbst ist des Lobes voll, meint aber auch: «Das Potenzial ist längst nicht ausgeschöpft.» Seit sich Belinda Bencic Mikrofone darbieten, wiederholt sie dahinein: «Ich will die Weltnummer eins werden.» Klingt nach einem erzambitionierten, romantischen Traum. So wie es aussieht, hat Bencic auch gar keine Gründe, kleiner zu träumen.

Nicoletta della Valle, 53 — Wenn sie als Mädchen von anderen Kindern als «Tschingg» bezeichnet wurde, weil der Vater aus Italien kam, griff sie angeblich schon einmal zur Gewalt. Hier zeigt sich ein Wehrbarkeitspotenzial, das man sich von der obersten Polizistin eines Landes wohl wünschen muss – auch wenn zu hoffen steht, dass die erwachsene Nicoletta della

Valle im Bereich der Impulskontrolle gereift ist. Seit August 2014 ist die Frau mit dem lesbisch wirkenden, borstigen Haarschnitt nun Fedpol-Chefin. Wie hat sie sich geschlagen? Die Kriminalstatistik für 2015 kommt erst im Frühjahr, man darf gespannt sein. Die Statistik vom Vorjahr, in das immerhin bereits fünf Monate Della-Valle-Amtszeit fielen, spricht auf jeden Fall nicht gegen sie: Die Schweiz wurde sicherer, die Zahl der Delikte sank um 8,5 Prozent. Jüngst bekleckerte sich della Valle jedoch weniger mit Ruhm. Nach den Anschlüssen von Paris offenbarte sie sich mit sorglosen Äusserungen als zu naiv und ignorant hinsichtlich der hiesigen Islamistszene.

Kendall Jenner, 20 — Ein Stück weibliche Perfektion lag auf dem Boden. Zart, scheinbar unberührt, nach amerikanischem Recht noch nicht einmal volljährig. Im Brautkleid ruhte sie auf gemustertem Teppich, die Augen geschlossen, ganz bei sich, wie es schien. Das märchenhafte Antlitz umkränzt von Haarsträhnen, wie durch Zauberhand in Herzform gelegt. Boom! Mehr als 3,3 Millionen Likes hat die Amerikanerin Kendall Jenner mit diesem Bild einstreichen können. Es war der weltweit erfolgreichste Instagram-Post des Jahres. Damit war sie in einer messbaren Form sogar erstmals populärer als ihre Halbschwester Kim Kardashian, Frontfrau des berühmt-berüchtigten Kardashian-Jenner-Clans (Eltern: Reality-TV-Star Kris Jenner, ehemals Kardashian, und der frühere Zehnkampf-Rekordsportler Bruce Jenner, heute eine Transfrau namens Caitlyn).

2015 war Kendall Jenners Jahr. Zum ersten Mal lief sie auf dem Victoria's-Secret-Laufsteg mit. Ein Job, der in der Model-Branche einer Entrückung in überirdische Sphären gleicht; nicht unpassend vermarktet Victoria's Secret seine Models selbst als «Engel». Was hat Kendall, das andere nicht haben? Eigentlich nur das, was auf lange Sicht oft den Unterschied macht: Sie zeigt, ganz unbeeindruckt von der eigenen Herkunft aus dem Trash, einfach Klasse.

Jenners Erfolg wird von den sozialen Medien getragen, wo sie ein rundes Persönlichkeitsprofil präsentiert. Ihre Coolness unterstreicht sie auf Instagram neben guten Bildern durch spartanischen, unaufgeregten Worteinsatz und die richtigen Freunde, etwa das ebenfalls sehr junge Charaktermodell Cara Delevingne. Der private Kleidungsstil passt: klare Linien, figurbetont – und unanfechtbar elegant. ○



Klare Linien: Model Jenner.



David gegen Goliath: Tennisspielerin Bencic.



Konservativer Glanz: Bundesrätin Sommaruga.



Reiz der Schweiz: Hotelierin Hilton.



Sorgenlos: Fedpol-Chefin della Valle.



«Wir setzen unsere Sozialwerke aufs Spiel»: SVP-Politikerin Bircher.

«Herz für die Bevölkerung»

Martina Bircher belegt ihre Warnungen vor einem finanziellen Kollaps der Gemeinden mit nüchternen Zahlen und harten Fakten. Innert kurzer Zeit hat es die Aarburger SVP-Gemeinderätin zu Bekanntheit gebracht. Was treibt die junge Frau an? *Von Alex Reichmuth und Thomas Buchwalder (Bild)*

Martina Bircher, wir wagen die Behauptung: Wenn Sie auftauchen an einer politischen Sitzung, einer öffentlichen Versammlung oder einem Podium sinkt bei einigen Leuten sofort die Stimmung.

Da scheint etwas dran zu sein. Kürzlich etwa trat ich an einer Gemeindeversammlung vor das Mikrofon und sagte: «Immer wenn ich hier stehe, muss ich leider etwas Negatives sagen.»

Es ging um die Kosten für Sozialhilfe.

Ich musste mitteilen, dass der Anteil der Einwohner, die in Aargau Sozialhilfe beziehen, erneut gestiegen ist – von 5,8 Prozent auf 5,9 Prozent. Und das, obwohl wir bereits vorher die Gemeinde mit der höchsten Sozialhilfequote im ganzen Kanton Aargau waren.

Wie reagierten die Anwesenden?

Ich belies es ja nicht einfach bei dieser schlechten Botschaft, sondern umriss, welche Gegenmassnahmen der Gemeinderat trifft, um den Anstieg der Sozialkosten zu stoppen. Viele Einwohner unserer Gemeinde sagten mir danach, sie seien froh, transparent informiert zu werden.

Kürzlich waren Sie in der SRF-Talksendung «Club» eingeladen, wo es um Asylanten und anerkannte Flüchtlinge ging. Dabei zeigten Sie sich pessimistisch, was die Integration dieser Menschen angeht. Sie agierten als eine Art Spielverderberin in der sonst beschaulichen Runde.

Das war auch nötig. Ich war erstaunt, wie die anderen Diskussionsteilnehmer die Probleme bei der Integration von Asylanten schön geredet haben. Sie führten einzelne Beispiele an, in denen diese Integration vorbildlich

verläuft. Natürlich lassen sich immer Fälle finden, in denen es gut funktioniert. Übers Ganze gesehen, sieht die Realität aber weit weniger erfreulich aus.

Nämlich?

Heute kommen die Asylsuchenden meist aus aussereuropäischen Kulturen und sind in der Regel schlecht ausgebildet. Sie haben grösste Mühe, sich in der Schweiz zurechtzufinden. Oft ist auch ihr Gesundheitszustand schlecht. Darum wird die Kostenexplosion in der Sozialhilfe und im Gesundheitswesen weitergehen. Die Schulen stehen vor riesigen Herausforderungen. Aber auch Bereiche wie die Justiz oder die Kesb werden wegen der heutigen Asylpolitik enorm belastet.

Stört es Sie, schlechte Botschaften zu überbringen, oder geniessen Sie diese Rolle?

Weder noch. Ich versuche, sachlich zu bleiben. Die Bevölkerung hat ein Recht, zu wissen, wie unerfreulich die Situation in den Bereichen Asyl und Sozialkosten ist – in unserer Gemeinde, aber auch auf Kantons- und Bundesebene. Denn nur wenn die Probleme bekannt sind, kann man sie angehen und lösen. Diese Probleme unter den Teppich zu kehren, mag kurzfristig angenehmer sein, ist aber unredlich.

Sie haben es in kurzer Zeit zu beachtlicher Bekanntheit gebracht. Wie gelang das?

Ich bin Anfang 2014 in den Gemeinderat von Aarburg gekommen. Hier bin ich vorgegangen, wie ich es immer tue bei einer neuen Herausforderung: Ich informiere mich, analysiere und ziehe dann ein Fazit. Hier in Aarburg war mein Fazit, dass wir in grosse finanzielle Schwierigkeiten geraten, wenn weiterhin so viele Asylbewerber bei uns Wohnsitz nehmen. Denn diese Menschen leben mehrheitlich auf Kosten der Allgemeinheit, dauerhaft. Und wenige Jahre nach der Zuweisung muss Aarburg selber die entsprechenden Sozialkosten tragen. Andere Gemeinden haben zwar dieselben Probleme – aber dort spricht niemand darüber. Das finde ich unbegreiflich, ja beängstigend. Würden auch andere Gemeindevertreter Klartext reden, könnte man etwas bewirken und verändern.

Es gibt doch etliche Gemeinden, wo Parteikollegen von Ihnen für Asyl und Soziales zuständig sind. Ducken sich denn auch diese SVP-Vertreter weg?

Es scheint so zu sein. Möglicherweise liegt es aber auch daran, dass den Betroffenen die Probleme gar nicht bewusst sind. Oder dass sie resigniert haben, weil man als Gemeindevertreter wenig Einfluss hat.

Was treibt Sie persönlich an?

Ich habe einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit. Wenn ich im Bereich Sozialhilfe sehe, dass eklatante Missstände bestehen und zu Unrecht Geld bezogen wird und gleichzeitig niemand etwas dagegen unternimmt, dann weckt das meinen Gerechtigkeitssinn. Ich selber musste mir alles im Leben selber erarbeiten. Während meines Studiums arbeitete ich nebenher, um mir den Lebensunterhalt zu finanzieren. Wenn Leute aber nie etwas leisten und ihnen trotzdem alles auf dem Silbertablett serviert wird, stört mich das ungemein.

In der SVP sind Sie rasch von einer unbekanntem Gemeinderätin zu einer Art Gailionsfigur gegen Asylwahn und Sozialmissbrauch aufgestiegen. Liegt das daran, dass Sie jung, weiblich und damit ein Glücksfall für Ihre Partei sind?

In der Tat habe ich einen guten Draht zur Parteispitze und bin auch Mitglied der nationalen Asyl- und Ausländerkommissi-

on der SVP. Anfangs wurde ich von der Parteiführung eingeladen, um die Situation in Aarburg zu erläutern. Ich bin gekommen mit meinen Excel-Tabellen und habe nüchtern die Fakten erklärt – anderthalb Stunden lang. Und siehe da: Es war der Parteispitze nicht bewusst, welche vielfältigen Probleme auf die Gemeinden zukommen. Ich glaube, dass ich mit Detailkenntnissen und einem aufrichtigen Engagement überzeugt habe – nicht weil ich eine Frau bin.

Vor kurzem wurde bekannt, dass Aarburg Ende Jahr aus der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) austritt. Ich nehme an, das geht auf Ihre Initiative zurück?

Das fällt in mein Ressort. In Aarburg haben wir festgestellt, dass die Gemeinde bei Fällen von ungerechtfertigten Sozialgeldbezügen regelmässig am kürzeren Hebel sitzt. Die Gemeinde muss aufwendig Beweise beschaffen, wenn sie einen Missbrauch nachweisen will. Die Voraussetzungen für Leistungskürzungen oder Verwarnungen sind enorm hoch. Die Skos ge-

«Generell spüre ich bei Frau Sommaruga kein Interesse, gemäss unserem Asylgesetz vorzugehen.»

währt den «Klienten» umgekehrt einen Leistungskatalog, der nicht nachvollziehbar ist. Die Interessen der Steuerzahler hingegen werden kaum berücksichtigt. Unser Austritt aus der Skos bewirkt in der Praxis zwar nicht viel, solange der Kanton Aargau weiterhin dabei ist. Aber wir wollen zumindest ein Zeichen setzen.

Man nimmt Sie als Gegenspielerin der grünen Regierungsrätin Susanne Hochuli wahr, die dem Asylbereich vorsteht. «Die Situation ist nach wie vor extrem schwierig», sagten Sie vor kurzem bezüglich dem Verhältnis zum Kanton – und meinten damit Hochuli.

Ich habe den Eindruck, dass sich Susanne Hochuli nur für den Bereich interessiert, für den sie unmittelbar zuständig ist. Sie verteilt Asylbewerber auf die Gemeinden und kümmert sich nicht darum, dass diesen dadurch grosse finanzielle Probleme entstehen.

Hochuli hat keine Wahl. Sie muss die vom Bund zugewiesenen Asylbewerber unterbringen. Sie macht nur ihren Job.

Sicher. Zu ihrem Job würde aber auch gehören, klar auf die Probleme hinzuweisen, die im Kanton entstehen. Sie könnte zum Beispiel die zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga treffen und ihr diese Probleme verständlich machen. Als grüne Politikerin ist Hochuli aber wohl der Meinung, man könne beliebig viele fremdländische Menschen aufnehmen und integrieren.

Haben wir in der Schweiz ein Asylchaos?

Ja. Bei uns gibt es zwar bis heute keine Zustände, in denen sich dieses Chaos für jeden sichtbar zeigt – wie etwa Menschen, die unter freiem Himmel schlafen müssen. Das Chaos besteht darin, dass die Schweiz heute Zustände schafft, die uns in einigen Jahren schwer zu schaffen machen werden. Wir setzen unsere Sozialwerke aufs Spiel.

Laut der Uno sind 60 Millionen Menschen auf der Flucht – angeblich so viele wie seit Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr. Braucht es da nicht aussergewöhnliche Hilfsbereitschaft, auch von der Schweiz?

Sicher. Sinnvoll wäre es allerdings, in den grossen Flüchtlingscamps rund um Syrien zu helfen. Wenn Menschen zuerst mehrere sichere Länder durchqueren, um zu uns in die Schweiz zu kommen, ist das fragwürdig. Unser Land könnte zwar Kriegsvertriebene aufnehmen. Diese Menschen sollten aber wieder zurück in ihr Heimatland, sobald die Lage dort wieder besser ist. Ich bin überzeugt, dass die Bevölkerung bereit wäre, Kriegsflüchtlinge bei uns befristet aufzunehmen. Aber es kann nicht sein, dass hier überaus üppige Sozialleistungen fliessen, die immer noch mehr Leute anziehen.

Was würden Sie konkret ändern, wenn Sie Simonetta Sommaruga wären?

Ich würde den Asylbereich konsequenter und straffer führen. Vor allem würde ich viel transparenter agieren. Sommaruga aber hat zum Beispiel den Erfahrungsbericht ihres Mitarbeiters über die Verhältnisse in Eritrea unter dem Deckel gehalten. Dabei kommen die meisten Asylbewerber aus Eritrea zu uns, und wir sollten dringend Transparenz haben über deren angebliche Fluchtgründe. In diesem Bericht standen aber wohl Dinge, die Sommaruga nicht in den Kram passten. Generell spüre ich bei ihr kein Interesse, gemäss unserem Asylgesetz vorzugehen.

Sie bekommen sicher viele Zuschriften und Mails. Wie tönt es darin?

Im Grossen und Ganzen positiv. Immer wieder schreiben mir auch Leute, dass sie zwar nicht auf der Linie der SVP seien, dass meine Argumente sie aber trotzdem überzeugten.

Negative Reaktionen gibt es auch. Jemand hat Ihnen vorgeworfen, statt einem Herz Stacheldraht in der Brust zu haben. Trifft Sie so etwas?

Nein, so etwas geht an mir recht spurlos vorbei. Oft kommen solche Bemerkungen von Leuten, die gar nicht wissen, wie die Situation wirklich ist. Viele können sich schlicht nicht vorstellen, dass manche Menschen unser Sozialsystem bewusst ausnutzen, und meinen, jeder Fürsorgeabhängige sei ein Opfer. Wir haben es heute aber überwiegend mit Menschen aus anderen Kulturen zu tun, die keine Skrupel haben, unser System auszunutzen. Insofern habe ich ein Herz für die Bevölkerung, die hart arbeitet. ○

«Andere müssen zum Psychiater»

Toni Brunner hat das erfolgreichste Jahr der Parteigeschichte hinter sich. Der SVP-Präsident über den neuen Bundesrat Guy Parmelin, die Baustelle Verteidigungsdepartement und Lachen als Therapie. Von Philipp Gut

Herr Brunner, das Jahr 2015 schliesst aus SVP-Sicht mit Jubelmeldungen: Rekordergebnis bei den eidgenössischen Wahlen, Konkordanz wiederhergestellt, zweiter Bundesrat installiert. Fürchten Sie sich nicht manchmal vor dem eigenen Erfolg?

Ich habe schon Respekt.

Vor allem haben Sie jetzt Verantwortung.

Auf dem Papier haben wir mit der FDP zusammen vier Sitze in der Regierung und mit ihr und den anderen kleinen Rechtsparteien eine Mehrheit im Nationalrat. Das eröffnet in der angelaufenen Legislatur durchaus die Chance, bei den Themen, die uns gemeinsam wichtig sind, endlich vorwärtszumachen, etwa in Fragen der Wirtschafts-, Standort-, Finanz- und Sozialpolitik. Doch der Praxistest kommt erst noch.

Die alten Wunden und Animositäten sind immer noch da, die Partner werfen der SVP vor, sie sei nicht kompromissfähig.

Ein zweiter Bundesrat heisst doch nicht, dass wir jetzt unsere Grundsätze an den Nagel hängen. Im Gegenteil: Am 18. Oktober wurden unsere Positionen gestärkt. Wir haben jetzt eine weitere Schiene, um unsere Anliegen in die Regierung zu transportieren. Im Finanzdepartement können wir einen Beitrag dazu leisten, dass der Staatshaushalt nicht völlig aus dem Ruder läuft. Die Grundlage eines gesunden Staatswesens ist die Ordnung im Innern. Hier müssen wir vermehrt mit FDP und CVP zusammenarbeiten. Beispiele: Unternehmenssteuerreform III, Sanierungspakete. Nötig sind eine Ausgabenüberprüfung und eine Verzichtsplannung.

Bei der Migrations- und der Europapolitik könnte es schwieriger werden.

Ja, Sie haben recht. Wenn wir im Parlament keine Mehrheiten finden, dann wird halt das Volk entscheiden müssen. Ich erinnere an die Durchsetzungsinitiative zur Ausschaffung krimineller Ausländer.

Die SVP hat jetzt zwar zwei Vertreter in der Regierung, aber das für die Partei wichtigste Dossier, mit dem sie praktisch ihren ganzen Wahlkampf bestritten hat – nämlich das Asylwesen –, überlässt sie SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Sie drücken sich vor der Verantwortung!

Wir haben mehrmals mit Nachdruck bekundet, dass wir bereit sind, das Justizdepartement (EJPD) zu übernehmen. Aber die Departementsverteilung ist kein Wunsch-

konzert der Parteien. Offenbar wurde diese Frage im Bundesrat gar nicht diskutiert.

Einspruch: Simonetta Sommaruga bezeichnete die entsprechende Sitzung als «kollegial und konfliktfrei». Mit andern Worten: Die SVP-Bundesräte haben nicht einmal versucht, das Schlüsseldossier Migration für sich zu beanspruchen.

Aber bitte, Herr Gut, wie hätten unsere Bundesräte dieses Departement bekommen sollen, wenn Frau Sommaruga null Anstalten gemacht hat, es zur Disposition zu stellen? Hätten wir es ihr wegnehmen sollen? Entreissen?

Glauben Sie denn, Sommaruga habe unbedingt in diesem Problemdepartement bleiben wollen?

Zumindest weiss ich aus Kreisen der SP, dass es für sie nicht in Frage kam, uns das EJPD einfach so zu überlassen. Ein Wechsel wäre für Sommaruga nur dann eine Option gewesen, wenn sie in ein Wunschdepartement hätte wechseln können, entweder ins Volkswirtschafts- oder ins Innendepartement. Tatsache ist aber: Kein Bundesrat der anderen Parteien wollte wechseln. Kreativität liessen am Ende nur noch die SVP-Bundesräte walten, indem derjenige mit der grösseren Erfahrung und Affinität zu Zahlen – nämlich Ueli Maurer – ins Finanzdepartement wechselte. Das VBS wollten die anderen ja eh nicht.

Wie kam eigentlich das berühmte Dreierticket für die Bundesratswahlen zustande?

Christophe Darbellay und Christian Levrat forderten – wohl eher süffisant – eine Kandidatur aus der Romandie. Diesen Faden nahm ich auf – und meine lieben Kollegen konnten dann nicht mehr zurück. Die Kandidatur aus dem Tessin brauchte es, weil die Linke Putschversuche mit einem Tessiner Mitte-Kandidaten vorhatte.

Sie denken an CVP-Fraktionschef Lombardi.

Genau. Ich sagte mir: Einen Tessiner können wir auch bieten – und erst noch den besten: den Regierungspräsidenten Norman Gobbi. Das war für uns auch deshalb attraktiv, weil wir mit der Lega dei Ticinesi einen Zusammenarbeitsvertrag haben. Und aus der Deutschschweiz hatten wir das grösste Kandidatenfeld. Diese Konstellation ergab für uns eine Art Win-win-Situation.

Allerdings rebellierten die anderen Parteien zuerst: Die SVP wolle nur den Zuger Thomas Aeschi durchbringen.

Diese Annahme war grundfalsch. Für sie war ein lateinischer SVP-Bundesrat unvorstell-

bar. Uns jedoch war es mit den beiden lateinischen Kandidaturen durchaus ernst.

Aber aus Parteikalkül: als Brückenkopf in die anderen Sprachregionen.

Natürlich. Guy Parmelin eröffnet uns einen Wachstumsmarkt, in den man uns eigentlich niemals hereinlassen wollte. Wir mussten die Eintrittsschwelle so legen, dass sie die anderen überspringen konnten. Mit einem Oskar Freysinger wäre der Wagen überladen gewesen, er war für das Parlament kaum wählbar.

Was ist Parmelin eigentlich für ein Typ? Die Medien, auch die Weltwoche, haben ihn als anpasserisch und eher farblos beschrieben.

Sie haben von einem «Chamäleon» geschrieben, dieses wechselt ja die Farben – so farblos kann er also nicht sein. (Lacht) Ich kenne Guy

«Mein Bauchgefühl sagt, die vorgeschlagene Schutzklausel ist in der Praxis unbrauchbar.»

Parmelin gut, nicht nur, weil er mein privater Weinlieferant ist. Wir waren beide langjährige Mitglieder in der Umwelt-, Raumplanungs- und Energiekommission. Am Schluss führte er die anspruchsvolle SGK, die sozial- und gesundheitspolitische Kommission – tadellos, wie ihm reihum attestiert wurde.

Wie würden Sie ihn beschreiben?

Er ist unaufgeregt und zurückhaltend, aber lebensbejahend, ja lebensfroh. Er ist geerdet und steht mit beiden Füßen auf dem Boden – etwas, was unserer Landesregierung nur guttut.

Man spürt Ihre Sympathie für Parmelin. Bildet sich hier eine neue starke Achse innerhalb der Parteispitze heraus – zwischen Ihnen als Präsident und dem neuen Bundesrat?

Wir sind keine Achsenmacht. (Lacht) Unsere Verbindung hat mit etwas ganz Bestimmtem zu tun: Wir sind Berufskollegen. Ich bin Bauer, er ist Bauer. Ich melke Kühe, er ist Winzer – und er hat bis vor wenigen Jahren ebenfalls gemolken. Charaktere wie er sind wichtig für unser Land. Leute wie Cédric Wermuth, die direkt von der Uni ins Parlament kommen und noch nie im Leben dreckige Hände vom Arbeiten hatten, solche Leute hat es schon genug in Bern. Bei einem Bauern weiss man: Der steht früh auf, ist belastbar, ist ein *Chrampfer* und steht mit beiden Beinen auf dem Boden.

Die Weltwoche brachte Sie selbst für das Regierungsamt ins Spiel. Sie haben sich dagegen



«Heute Morgen gab es ein Kalb»: Toni Brunner.

entschieden. Hand aufs Herz: Welches waren die ehrlichen Gründe für Ihre Absage?

Wenn es für einen selbst nie in Frage kam, muss man gar nicht nach Gründen suchen. Exekutivämter interessieren mich nicht.

Das überzeugt nicht wirklich, schliesslich nehmen Sie als Parteipräsident auch eine Führungsaufgabe wahr.

Ich kann doch nicht mit dem Slogan «Frei bleiben!» Wahlkampf machen und dann in Gefangenschaft übergehen.

Ist es so schlimm im Bundesrat?

Du wirst am Morgen um sechs vom Weibel abgeholt und abends um zehn vom Weibel wieder gebettet. (Lacht) Parteipräsident zu sein, ist gerade noch erträglich, da kann ich wenigstens sagen, was ich will.

Parmelins Vorgänger Maurer hinterlässt im Verteidigungsdepartement geschwächte Bestände, nun sollen diese mit der sogenannten Weiterentwicklung der Armee (WEA) nochmals halbiert werden. Milizverbände und Offiziersgesellschaften schlagen Alarm. Wann erwacht die SVP?

Sie haben recht, die WEA ist zu hinterfragen. Für uns ist diese Geschichte noch nicht gegessen. Wir sagen, dass wir sie ablehnen, wenn der Ständerat nicht wie der Nationalrat ebenfalls mindestens fünf Milliarden spricht. Diese sind unverzichtbar für Ein-

satz, Ausrüstung und Mobilisierung einer Verteidigungsarmee. Für uns ist die Armee mit 100 000 Mann sowieso viel zu klein, auch die Kopfstruktur stimmt nicht. Die Garantie der Sicherheit für Land und Leute gehört zu den wichtigsten Staatsaufgaben. Aber Sie müssen halt auch die politischen Realitäten sehen.

Maurer wirkte am Schluss amtsmüde. Kann Parmelin neuen Schwung hineinbringen?

Ich glaube, die Rochade ist eine Chance für das VBS. Wenn die WEA scheitert, wäre das keine Katastrophe. Es könnte auch eine Befreiung und ein Neuanfang sein.

Sie fordern personelle Konsequenzen?

Wenn man von einem Neubeginn spricht, muss man auch unvoreingenommen die personelle Situation anschauen – es gibt da ein paar zentrale Positionen, die es durchaus zu hinterfragen gilt.

An wen denken Sie?

Ich nenne keine Namen.

Ich tippe auf Armeechef André Blattmann und Strategiechef Christian Catrina.

Es darf keine Tabus geben. Aber es liegt nicht an mir, Vorschläge für die Personalpolitik zu machen.

Was kann die SVP tun, damit bürgerliche Anliegen wieder mehr obsiegen?

Ich möchte beliebt machen, dass wir etwa bei der Finanz- und Steuerpolitik frühzeitig zu-

sammensitzen und längerfristige Strategien entwickeln – noch bevor die Vorlagen in die Kommissionen kommen. Beim Atmosphärischen stelle ich im Übrigen mit Freude fest, dass neue Parlamentarier die Situation eher entkrampfen und weniger dogmatisch sind.

Wer fällt Ihnen positiv auf?

Bei der FDP beispielsweise der Aargauer Thierry Burkart, ein Hermann Hess aus dem Thurgau, ein Marcel Dobler aus dem Sankt-Gallischen oder auch ein Hans-Ulrich Bigler. Aber es gibt auch einige wirklich bürgerliche, grundsätzliche CVP-Ständeräte, mit denen wir bestimmt gut zusammenarbeiten werden. Vielleicht geht eine gewisse Entkrampfung ja auch vom Bundesrat aus: Guy Parmelin könnte als Welscher einen besonderen Draht zu Didier Burkhalter finden.

Der SVP gelingt es kaum, sich bei Majorzwahlen durchzusetzen. Halten Sie den Ständerat für verloren, oder haben Sie eine Idee, wie diese Bastion zu knacken wäre?

Ich bin überzeugt, in acht oder zwölf Jahren werden auch wir zehn oder zwölf Ständeräte stellen. Aber es hängt eben schon auch von den Ergebnissen der Proporzahlen ab: Solange wir Überfliegerresultate erzielen, solange wird man uns deckeln. Die Chance sehe ich künftig aber beispielsweise schon bei mehrheitsfähigen SVP-Regierungsräten mit einem guten Profil, etwa einem Ernst Stocker im Kanton Zürich.

Ein Wort zur Masseneinwanderungsinitiative: Zeichnet sich da eine robuste Lösung ab? Was sagt Ihr Bauchgefühl?

Mein Bauchgefühl sagt, die vorgeschlagene Schutzklausel ist in der Praxis unbrauchbar. Weshalb führen wir nicht ein Punktesystem ein, wie es andere Staaten längst erfolgreich getan haben?

Sie sind Vollblutpolitiker seit Jugendjahren. Haben Sie überhaupt noch Zeit fürs Bauern?

Heute Morgen gab es ein Kalb. (Zeigt auf dem Handy das schwarzgelockte Junge einer Eringer-Kampfkuh) Mein Nachbar ist bei mir angestellt, er ist immer für mich verfügbar, denn ich muss ja immer für die Politik verfügbar sein. Mein sicherster Tag im Stall ist der Sonntag.

Sie lachen fast immer. Finden Sie wirklich alles lustig, oder ist das antrainiert?

Mindestens bin ich immer authentisch. Ich bin lebensfroh. Andere gehen zum Psychiater, ich lache. Ich bin innerlich ausgeglichen, mich bringt kaum mehr etwas aus der Ruhe. Das Leben als SVP-Präsident ist geprägt von Anfeindungen. Ich halte mich an den Rat eines altgedienten Politikers: «Es wird so viel Dreck nach dir geschossen, du musst ihn nicht ständig abputzen, sondern auch mal trocknen lassen. Mit der Zeit gibt es einen Panzer, und du spürst den neuen Dreck, der nach dir geworfen wird, gar nicht mehr.» ○

«Das ist gelebte Schweiz»

Economiesuisse-Chefin Monika Rühl spielt auf der lauten Klaviatur der Abstimmungskämpfe ebenso engagiert wie im Pianissimo des diskreten Bundeshaus-Lobbyings. Im *Weltwoche*-Gespräch sagt sie, warum sie in Zukunft öfters mit Bürgern ein Bier trinken möchte. *Von Beat Gygi, Florian Schwab und Marco Aste (Bild)*

Monika Rühl ist im Herbst 2014 aus der Bundesverwaltung an die Spitze des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse gekommen. Im ersten Jahr hat der Verband Volksabstimmungen gewonnen, die härtere Herausforderung war aber das weichere Thema: der Wert der Bilateralen. Rühl verglich die Verträge mit «Mona Lisa»: Beide seien von enormem Wert, aber dieser sei nicht genau bezifferbar. Kunst ist auch im folgenden Gespräch ein Thema.

Frau Rühl, Sie sind seit Herbst 2014 Direktorin des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse. Wie wird der Erfolg Ihrer Tätigkeit gemessen?

Mein Erfolg, unser Erfolg wird daran gemessen, was wir in der Politik bewegen und wie wir die Rahmenbedingungen beeinflussen können. Wir müssen zum Beispiel Abstimmungen gewinnen. Dieses Jahr haben wir zwei Mal gewonnen, bei der Initiative «Energie- statt Mehrwertsteuer» und bei der Erbschaftssteuer-Initiative. Auch im Parlament konnten wir punkten, als es uns gelang, die Räte davon zu überzeugen, den Gegenvorschlag des Bundesrates zur Initiative «Grüne Wirtschaft», also die Verschärfung des Umweltschutzgesetzes, zu beerdigen.

Konnten Sie jemanden umstimmen?

Wir haben intensive Diskussionen mit Ratsmitgliedern geführt, um zu erklären, worum es wirklich geht und was die Folgen der Gesetzesrevision wären.

Der wirksamste Weg wäre doch, einige FDP- und CVP-Politiker dazu zu bringen, bürgerlich abzustimmen.

Das kann man nicht so allgemein sagen, man muss jede Vorlage einzeln beurteilen.

Sollte Economiesuisse in der Öffentlichkeit nicht aggressiver für Wirtschafts-anliegen eintreten? Oder ist ein Dachverband etwas gehemmt?

Als Dachverband müssen wir die ganze Klaviatur beherrschen. Wir müssen kämpferisch und laut sein, beispielsweise wenn wir Abstimmungen gewinnen wollen. Für die Jahre 2016 und 2017 stehen rund dreissig wirtschaftsfeindliche Vorlagen auf dem Programm, die wir bekämpfen müssen. Daneben müssen wir aber auch die leisen Töne beherrschen, wenn wir mit der Bevölkerung sprechen oder wenn wir mit einzelnen Parlamentarierinnen und Parlamentariern reden. Da muss man modulieren können.

Was war für Sie die grösste Überraschung bei Ihrem Stellenantritt?

Die grösste Überraschung war, zu sehen, dass wir mit sehr wenigen Leuten ein beeindruckendes Themenspektrum abdecken können. Auf der Geschäftsstelle arbeiten siebzig Personen, vierzig Prozent davon Teilzeit. Wir haben viele junge Mitarbeitende, ein sehr engagiertes und motiviertes Team. Mich hat wirklich beeindruckt, mit wie wenig Mitarbeitenden wir einen fachlich derart hochstehenden Output erreichen können.

Wie ist Präsident Heinz Karrer als Chef?

Er ist ein sehr angenehmer Chef, wir führen einen Austausch auf Augenhöhe, das schätze ich sehr. Wir treffen uns alle zwei Wochen, um die verschiedenen Dossiers durchzugehen, das ist ein offener, kollegialer Austausch.

Wo würden Sie arbeiten, wenn Sie nicht bei Economiesuisse wären?

Mir gefällt es sehr gut, wir sind ein fantastisches Team, die Wertschätzung ist hoch, für mich ist das die ideale Stelle.

Haben Sie Kontakt zu Christoph Blocher?

Nicht über die Partei, da laufen die Kontakte über Präsident, Fraktionspräsident und Generalsekretär, aber Herr Blocher hat mich schon angerufen. Das war im Zusammenhang mit der Erbschaftssteuer-Abstimmung.

Was halten Sie von ihm?

Christoph Blocher ist ein Mann, der die Schweizer Politik in den vergangenen Jahrzehnten nachhaltig geprägt hat.

Stünde die Schweiz heute besser oder schlechter da, hätte es die Persönlichkeit Blocher nicht gegeben?

Das ist schwierig zu sagen, aber er war sicher sehr prägend.

Haben Sie mit seiner Tochter Magdalena Martullo-Blocher auch gesprochen?

Ja, ich hatte die Gelegenheit, mich mit ihr zwei Stunden lang auszutauschen. Sie ist eine sehr gute und engagierte Unternehmerin, und ich freue mich, dass wir mit ihr und andern Unternehmern, die jetzt neu ins Parlament kommen, eine bessere Vertretung der Unternehmerschaft in der Politik haben. So kann das unternehmerische Wissen direkt in die parlamentarische Diskussion einfließen.

Was erwarten Sie vom neuen Parlament?

Das Parlament befasst sich momentan mit wichtigen und komplexen Dossiers wie der Unternehmenssteuerreform III, der Energiepolitik, der «Altersvorsorge 2020», der Umsetzung der Masseneinwanderungs-

initiative. Da erwarten wir Lösungen, die auch im Sinne der Wirtschaft sind. Da gibt es mancherorts noch Korrekturbedarf.

Wo am meisten?

In der Energiepolitik sind die Möglichkeiten aufgrund der bereits fortgeschrittenen Beratungen etwas eingeschränkt. In der Altersvorsorge haben wir bessere Aussichten, da der Prozess noch am Anfang steht. Da braucht es deutliche Korrekturen. Die Unternehmenssteuerreform ist insgesamt gut aufgegleist und zielt in die richtige Richtung. Die Reform sollte, mit einigen Korrekturen, rasch beschlossen und umgesetzt werden.

Hat die Politik gegenüber der EU zu rasch nachgegeben?

Was die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative betrifft, kann man das heute noch nicht sagen.

Und der neue Bundesrat ...

Unser Wunsch an den neu zusammengesetzten Bundesrat ist: weniger Regulierung! In ihrer alten Zusammensetzung ist die Regierung in unschöner Abfolge immer wieder mit Regulierungsvorlagen gekommen. Diesen Sommer hat Economiesuisse vierzig Regulierungen aufgelistet, die aus unserer Sicht ohne weiteres abgeschafft werden können.

Sie kennen die Verwaltung von innen. Was stimmt Sie zuversichtlich, dass diese zurückgebunden werden kann?

Der Regulierungsdrang kommt nicht immer nur aus der Verwaltung. Er kommt auch aus der Politik. Wichtig ist, dass man den Mut hat, auch einmal nichts zu tun. Und dann gibt es das Modell der Regulierungsbremse oder den Vorschlag, Gesetze mit einem Ablaufdatum zu versehen.

Wenn Sie sagen, die Lust auf mehr Regulierung komme auch von der Politik her, dann müssten Sie eigentlich die SVP nicht so kritisch sehen. Die Partei hat ja viel öfter nein zu Monstergesetzen gesagt als alle andern.

Economiesuisse arbeitet mit allen Parteien zusammen. Die Zusammenarbeit mit den Bürgerlichen ist intensiv. Und ich sehe da Bewegung. Es ist ein sehr positives Beispiel, dass sich im Vorwahlkampf die grossen bürgerlichen Parteien zusammengerauft und ein Schulterchluss-Papier verabschiedet haben, das auch einen Marschhalt bei der Regulierung vorsieht.

Das steht im Papier – das Abstimmungsverhalten im Parlament hat sich nicht wirklich geändert. >>>



«Für mich die ideale Stelle»: Economiesuisse-Chefin Rühl.

Das sehe ich auch so. Dieses Papier ist indes wirklich eine sehr gute Basis, und nach den Wahlen zähle ich jetzt auf eine Umsetzung. **Sollten sich Unternehmer intensiver in der Politik engagieren?**

Absolut. Wir haben im Juni eine Erklärung zur Stärkung des Milizprinzips veröffentlicht. Rund 250 Unternehmen sind darauf eingegangen und haben gesagt, dass sie das Milizprinzip stützen und ihre Mitarbeitenden bei Engagements in öffentlichen Ämtern unterstützen wollen. Das ist gelebte Schweiz.

Ist die Schweizer Gesellschaft insgesamt nach links gerutscht in den letzten zwei Legislaturperioden?

Ich weiss nicht, ob die Gesamtgesellschaft nach links gerutscht ist. Sicher ist, dass es acht Jahre lang eine besondere Konstellation im Bundesrat gab und diese sich ausgewirkt hat auf die Positionierung von Bundesrat und Parlament. Da ist aus unserer Sicht ganz deutlich ein Mitte-links-Akzent feststellbar gewesen. Jetzt hoffen wir auf eine Akzentverschiebung in umgekehrter Richtung.

Wo versucht Economiesuisse am intensivsten, politisch mitzuwirken oder einzugreifen? Hinter oder vor den Kulissen?

Wir müssen alle Kanäle nutzen, die wir haben. Ein intensiver Kontakt mit der Verwaltung ist wichtig, um informiert zu sein, an welchen Vorlagen dort gearbeitet wird. Dann braucht es die Arbeit und die Diskussion mit dem Bundesrat, weil die Geschäfte ja von der Verwaltung zunächst in den Bundesrat gehen. Es ist zu verhindern, dass schiefe Regulierungsvorhaben bis in die letzte Etappe, in den National- und Ständerat, kommen und da noch korrigiert werden müssen. Natürlich arbeiten wir auch via Öffentlichkeit, via Medienarbeit, aber auch via direktes Gespräch. Wir sind dieses Jahr intensiv unterwegs gewesen, um den Dialog mit der Bevölkerung zu suchen, beispielsweise mit unseren Anlässen «Auf ein Bier mit der Wirtschaft» oder «Auf einen Kaffee mit der Wirtschaft».

Wie viele solche Anlässe gab es?

Es waren vier: drei in der Deutschschweiz und einer in der Westschweiz.

Und wie viel Bier haben ...

Wie viel Bier getrunken wurde, kann ich Ihnen nicht sagen. Aber ich selber habe maximal ein Bier pro Anlass getrunken ...

Zu welchen Verwaltungsstellen haben Sie besonders engen Kontakt?

Sehen Sie, ich habe vorher in zwei verschiedenen Departementen gearbeitet, im Aussendepartement und im Wirtschaftsdepartement. Von da her kenne ich noch viele Leute, und da ich vor meiner Stelle bei Economiesuisse Generalsekretärin im Wirtschaftsdepartement war, habe ich natürlich

viele Drähte in die Verwaltung. Die nutze ich heute noch, wenn es richtig und wichtig ist.

Und wenn es sehr wichtig ist, können Sie Ihren vormaligen Chef Johann Schneider-Ammann jederzeit anrufen?

Das kann ich machen. Ich habe auch gute Kontakte zu meinem Nachfolger im Departement und zu anderen Bundesräten und Generalsekretären, da gibt es verschiedene Möglichkeiten, das kommt ganz auf das Thema an.

Welchen Prozentsatz der Bundesverwaltung könnte man ohne spürbare Einbussen streichen?

Eines ist klar: Es hat ein sehr starkes Stellenwachstum gegeben in den letzten Jahren. Da wurden ja teilweise schon Stellen aufgebaut, bevor die entsprechenden Entscheide gefallen waren. Dieser kontinuierliche Stellenaufbau muss aufhören. Ein Personalstopp ist jetzt richtig, und es gibt sicher auch Stellen, die man abbauen kann. Für uns ist der Stellenaufbau schon im Grundsatz problematisch, aber auch im Zusammenhang mit der Zuwanderung. Ein beachtlicher Teil der Zuwanderung geht nicht in die Privatwirtschaft, sondern in den öffentlichen Sektor und Zugewandtes wie den Gesundheitsbereich. Der öffentliche Sektor muss einen Beitrag zur Senkung der Zuwanderung leisten – eine Forderung, die wir schon im Januar 2015 ausgesprochen haben.

Insgesamt wollen Sie aber die Zuwanderung nicht beschränken.

Doch. Es braucht eine Reduktion der Zuwanderung, und wir sagen: Es braucht eine Lösung, damit die bilateralen Verträge erhalten bleiben. Die Interessen der Wirtschaft müssen berücksichtigt werden, das sagt ja der Verfassungsartikel selbst. Deshalb haben wir bereits vor fast einem Jahr ein Umsetzungskonzept vorgestellt und später verfeinert. Es gibt drei Säulen. Säule eins ist die Schutzklausel. Säule zwei die Frage: «Wie nutzen wir das Inländerpotenzial besser?» Und Säule drei ist eben der Beitrag des öffentlichen Sektors zur Reduktion der Zuwanderung. Wir sehen jetzt mit Freude, dass das Konzept der Schutzklausel seinen Weg gefunden hat – bis in den Bundesrat.

Sie haben also dazu beigetragen, dass der Bundesrat auf diesen Weg gekommen ist?

Sogar sehr! Der Schutzklausel-Ansatz wurde durch die Wirtschaft rasch nach dem 9. Februar 2014 vorgestellt. Er ging dann in der öffentlichen Diskussion aus irgendwelchen Gründen etwas vergessen. Wir haben ihn im Januar 2015 nochmals aufgelegt und gezeigt, wie wir uns einen solchen Mechanismus vorstellen, und haben diesen Ansatz, seit ich hier bin, intensiv diskutiert mit den Mitgliedern des Bundesrates und mit allen Parteien. Das Resultat finden wir sehr zufriedenstellend.

Warum kam denn dieser Wechsel so spät? Was ist da passiert?

Einverstanden, es ging viel zu lange. Warum das so ist, ist für uns nicht nachvollziehbar. **Bei der Schutzklausel wird ja die konkrete Zahl für die Zuwanderungsbegrenzung der Hauptpunkt sein. Wo sehen Sie diese Zahl?**

Das interessiert natürlich Journalisten und Öffentlichkeit, aber vorerst geht es ums Prinzip. Wenn der Ansatz verankert ist, kann man dann über die Zahl reden. Wir glauben, der Bundesrat sollte den Schwellenwert auf jährlicher Basis festlegen, damit man auf die Konjunkturlage reagieren kann.

Kann man in der Regulierung zur Gleichstellung von Mann und Frau jetzt einen Stopp einlegen?

Absolut. Aus unserer Sicht braucht es da keinen staatlichen Zwang und keine Regulierung.

Sind Sie dafür, Frau und Mann je einzeln zu besteuern und nicht als Paar?

Ja, wir sind für eine effiziente Individualbesteuerung.

Sind Sie für Frauenquoten?

Nein, das ist unnötig. Die angepasste bundesrätliche Vorlage zum Aktienrecht halten wir für verfehlt, auch wenn die eine Quote nun reduziert ist. Quoten braucht es weder für die Geschäftsleitung noch für den Verwaltungsrat.

In den freiwilligen Verhaltensleitlinien von Economiesuisse für die Wirtschaft steht aber, dass im Verwaltungsrat beide Geschlechter vertreten sein sollten.

Ja, es ist ein Zeichen der Zeit. Wir leben in einer Gesellschaft, in der viele Frauen beruflich erfolgreich aktiv sind.

Haben Sie für die Familie genug Zeit?

Ja, ich nehme mir gezielt Zeit. Ich versuche mir einen oder zwei Abende pro Woche freizuhalten, an denen ich nicht unterwegs bin, um Zeit für die Familie und mich selbst zu haben. Auch wenn man mit viel Freude arbeitet, braucht es Abwechslung.

Wenn man Ihnen etwas zu Weihnachten schenken möchte, was wäre Ihr Wunsch?

Freude machen kann man mir mit einem Eintritt ins Museum oder einer Karte fürs Theater, fürs Konzert oder für die Oper. Das sind Momente, in denen ich mich gut entspannen und in eine andere Welt eintauchen kann.

Welche Genres mögen Sie?

Bei der Oper habe ich eine ganz klare Präferenz für die Italiener. Also bitte keine Karten für eine Wagner-Oper. Beim Theater bin ich sehr offen, da besuche ich auch experimentelle Anlässe, manchmal ist das spannend, manchmal nicht.

Aber die Vorliebe bei der Oper heisst nicht, dass Sie auch sonst Italien besser mögen als Deutschland?

Überhaupt nicht, ich habe ja einen deutschen Vater, nein, das betrifft nur die Musik. ○

Autonome Republik des freien Denkens.

Die *Weltwoche* ist seit über achtzig Jahren die unverwechselbar nonkonformistische Wochenzeitung der Schweiz. Sie beleuchtet die Dinge auch von ungewohnten Seiten.

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



«Amerika ist wirklich gut»

Michael Pieper zählt mit seiner Franke-Gruppe und seinen Beteiligungen an Rieter, Forbo und Arbonia Forster zu den grössten Industriellen der Schweiz. Hier spricht er über seine Wachstumsgeschichte, über Bedenkliches im Finanzsektor und die Gefahren einer Desindustrialisierung. *Von Beat Gygi und Kellenberger/Kaminski (Bild)*

Herr Pieper, welcher Tag war für Sie im Jahr 2015 am wichtigsten?

Alle sagen, das sei der 15. Januar gewesen, der Tag, an dem die Nationalbank die Euro-Franken-Untergrenze aufgab. Aber für mich war der 8. Februar wichtiger. An diesem Tag vor vierzig Jahren hatte mein Vater das Unternehmen Franke von Walter Franke gekauft, deshalb haben wir an diesem Datum mit einem speziellen Wein darauf angestossen. Mein Vater hat einen Weinkeller hinterlassen, der von Mövenpick stammt. Mein Vater war Mitgründer von Mövenpick im Jahr 1947, zusammen mit Ueli Prager. Nach einem Jahr gab es damals eine stille Sanierung, und mein Vater kaufte den Weinkeller heraus, zum dreifachen Preis, das war sein Beitrag an die Sanierung.

Den Wein gibt es noch?

Mein Vater hat nie eine Flasche davon getrunken. Er sagte, dass er sich einen so teuren Wein gar nicht leisten könne. Symbolisch war er sicher sehr teuer, das stimmt. Davon haben wir uns jetzt etwas genehmigt. Wir haben Mövenpick, vor allem dem Eigentümer und Chef Ueli Prager, der die Restaurant- und Hotelkette über Jahrzehnte aufgebaut hat, sehr viel zu verdanken.

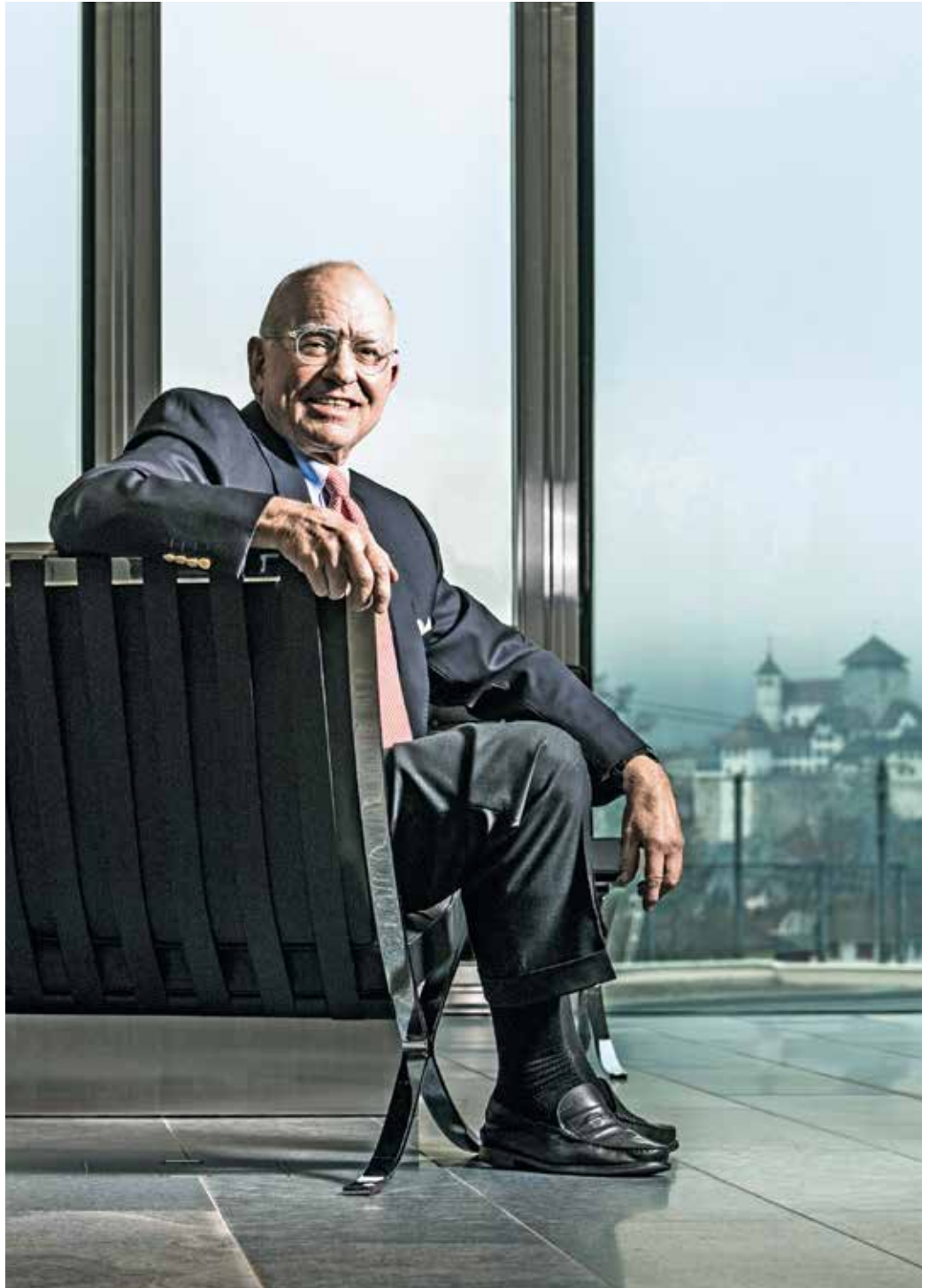
Franke als Unternehmen?

Ja, die Geschäftsbeziehungen, die wir heute zu McDonald's haben, oder das Kaffeemaschinengeschäft sind dank Ueli Prager entstanden. Er hat meinem Vater seinerzeit gesagt, er solle sich für die Küchenausstattung etwas Neues einfallen lassen. So wurde Mövenpick unser erster Kunde im Geschäft der massgeschneiderten und systematisch aufgebauten Grossküchen, die wir damals in Serie zu produzieren begannen.

Also gleiche Küchenanlagen für alle Mövenpick-Standorte?

Prager verlangte von Franke eine Standardisierung der Küche nach Höhe, Breite, Tiefe, gewärmt, neutral, gekühlt und so weiter. Auf der Suche nach einem entsprechenden Fachmann kamen wir auf Harry Friedman, einen Ingenieur und Küchendesigner aus Florida. Mit ihm entwickelte Franke die Schweizer Küchennormen. Damit kamen wir anschliessend mit vielen anderen Kunden ins Geschäft, zum Beispiel mit Migros, Coop oder mit Hotelketten, auch das «Chesa Veglia» in St. Moritz und das «Baur au Lac» in Zürich kamen dazu.

Normen kamen also am Markt gut an?



«Da stiegen wir praktisch überall zur Nummer eins auf»: Michael Pieper.

Offensichtlich, und es ging weiter. Harry Friedman war ein Freund von Ray Kroc, dem legendären amerikanischen Unternehmer, der damals McDonald's von einem einzelnen Laden zu einer Fastfood-Kette mit heute weit über 36 000 Läden ausgebaut hatte. Über Ueli Prager und Harry Friedman kam also Franke

schliesslich mit McDonald's ins Geschäft, das war ein riesiger Schub. Prager war wirklich ein Supertyp.

Franke wuchs mit der Gastronomie von Mövenpick und McDonald's?

Ja, wobei als Glücksfall bei uns ein gewisser Herr Strasser hinzukam. Mein Vater hatte

ihn zum CEO ernannt. Er leitete die Firma lange Zeit erfolgreich.

1989 haben Sie die Führung und die Firma übernommen.

Ich war eigentlich schon 1973 dabei. Damals ging es um den Verkauf des Unternehmens von Walter Franke an meinen Vater. Mein Vater konnte nicht hart verhandeln, weil er und Franke gute Freunde waren, deshalb schickte er mich und unseren Familienanwalt in die Verhandlungen. Wir haben einen Kompromiss gefunden.

Und von da an waren Sie im Geschäft?

Nein, es gab bald Meinungsverschiedenheiten mit meinem Vater, ich trat dann aus und ging für etwa sechs Jahre nach Amerika. In dieser Zeit blieb ich aber immer in Kontakt mit Herrn Strasser. Ende 1983 kam ich zurück in die Schweiz und übernahm 1984 die Leitung des Friteusen-Herstellers Frifri, trat darauf bei Franke wieder aus und kam 1989 zurück. Mein Vater übergab mir die Franke-Aktien, und Mitte 1989 übernahm ich die Firma auch Führungsmässig von Herrn Strasser.

Hatten Sie Differenzen mit Ihrem Vater wegen der Strategie?

Wegen der Strategie überhaupt nicht, aber mein Vater wollte einfach generell immer recht haben.

Sie machen es anders?

Völlig anders. Aber wir haben uns am Schluss auch wieder gefunden.

Sie wollten beide, dass Franke wächst?

Ja, ich habe in meiner sechsjährigen Amerika-Zeit bei einer Geschäftsbank gearbeitet und gesehen, wie das Geschäft mit Firmenkäufen läuft. Wir haben zum Beispiel Ikea und vielen anderen Unternehmen bei der Ansiedlung in den USA geholfen und Erfahrungen gesammelt beim Kaufen und Sanieren von Firmen.

Wie war die Rückkehr nach Europa?

Gemischt. Die Firma Franke war damals eher auf Hightech getrimmt, auf Küchenapparate. Das andere Geschäft waren die Spültische. In diesem Segment waren wir in Europa die Nummer zwei und weltweit die Nummer vier. Das war ein regionales Geschäft, das passte uns. Es ging darum, in vielen Ländern präsent zu sein.

Sie starteten also nach Ihrem Antritt als Chef eine Serie von Firmenkäufen?

Das war meine Strategie. In den USA konnten wir die Nummern eins und zwei nicht kaufen und übernahmen daher die Nummer drei. In Kanada kauften wir quasi den Franke des Landes, Kindred. Dann kam Brasilien an die Reihe, aber der grosse Schub kam in Osteuropa nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Wir gingen sofort nach Polen, Russland, Rumänien sowie in weitere osteuropäische Länder. Da stiegen wir praktisch überall zur Nummer eins auf.

Wie war das, als der Schub abflaute?

Dann kam Asien ins Blickfeld. Da hatten wir vorher traditionell mit Agenten gearbeitet. Irgendwann traten die McDonald's-Leute an uns heran und sagten, sie suchten einen Lieferanten in China. So eröffneten wir ein Werk als Zulieferer an McDonald's und dazu gleich ein Werk für Spültische, das war 1995. Im Jahr 2000 wählten wir in Indien das gleiche Vorgehen. So kamen wir in die Märkte dieser grossen Länder.

Sind Sie also vor allem über Firmenkäufe gewachsen?

Als mein Vater die Firma 1975 übernahm, war der Umsatz 180 Millionen Franken. Als ich sie 1989 von Herrn Strasser übernahm, waren es gut 400 Millionen. Dass wir heute auf etwa 2,1 Milliarden kommen, ist zur Hälfte innerem Wachstum und zur Hälfte Zukäufen von Firmen zuzuschreiben.

Ist Ihr Unternehmen heute nun gross genug, oder muss es weiter wachsen?

Man muss das Wachstum verdauen können. Wir haben manchmal zu schnell gekauft und teilweise zu wenig rasch integriert.

«Das Beste in der Schweiz ist der Wettbewerb der Kantone bei den Steuern.»

Franke war ein wenig wie die schweizerische Demokratie, man liess den einzelnen Einheiten viel Freiheit.

Machten es andere Firmen besser?

Der Sanitärtechnikkonzern Geberit etwa hat da sicher einiges besser gemacht. Die Führung war stärker darauf aus, die Entwicklung, Produktion und Logistik zu vereinfachen und sich auf wenige Gebiete zu konzentrieren. Geberit ist, industriell gesehen, konsequenter vorgegangen. Dafür ist das Unternehmen praktisch nur in Europa präsent. Ich wollte immer weltweit tätig sein. Meine Vorbilder waren immer internationale Firmen wie McDonald's oder Coca-Cola, immer nach dem Motto «One Brand, Global Spread». Das war immer meine Vorstellung.

Könnte die Schweizer Industrie von Amerika noch lernen?

Ja, der Amerikaner ist schneller und mutiger. Und die amerikanischen Firmen haben eine viel solidere Ertragslage wie auch Kapitalausstattung als die europäischen.

Amerika ist von daher also gesünder?

Ja, viel gesünder, aber es ist auch innovativer und unkomplizierter. Wenn ich morgen hier mit einem Rolls-Royce vorfahre, sagen die Leute: «Wo hat der wohl das Geld her?» Wenn ich in den USA damit fahre, klatschen alle und sagen: «He made it!» Amerika ist wirklich gut.

Droht in der Schweiz nun eine Deindustrialisierung?

Man sieht viele Anzeichen. Die Uhrenindustrie und die Medizinaltechnik sind intakt, die können sich wahrscheinlich halten. Aber die Basisindustrie, die einen grossen Teil ihrer Produkte in der Schweiz entwickelt, produziert und dann exportiert, hat Mühe. Vieles rechnet sich zu den heutigen Wechselkursen einfach nicht mehr. Ich habe das bei einigen unserer Beteiligungen gesehen. Es findet wirklich eine Deindustrialisierung statt. In allen Budgetsitzungen wird darüber diskutiert, wo man noch mehr einsparen, wo man noch mehr nach Osteuropa oder Asien verlagern könne. Ich finde es schade, diese Aufwertung des Frankens um 15 Prozent von heute auf morgen ist einfach brutal.

Sehen Sie in der Schweiz neue Industriegeschäfte, die die alten ablösen können?

Es gibt in der Medizinaltechnik, in Chemie und Pharma viel Neues. Die Frage ist aber auch, wo die Leute künftig arbeiten werden, die nicht hochqualifiziert sind. Da gibt es viele ungewisse Schicksale. Ich habe früher vielleicht einmal pro Monat ein Bewerbungsschreiben erhalten, heute kommen täglich Briefe.

Sind die Kontraste zwischen Industrie und Finanzsektor geringer als vor Jahren?

Der Höhepunkt der Kontraste war so um 2007 herum. Das hat sich etwas normalisiert, aber es ist immer noch so, dass in Banken ohne kontrollierende Aktionäre viele Abkassierer am Werk sind. Eine Grossbank hat ja keine Eigentümer, die dem Management scharf auf die Finger schauen, die Aktien sind breit gestreut. Die Manager nützen ihre Position als Angestellte aus.

Finden Sie ein solches System ungerecht?

Ja, das finde ich. Banken standen früher im Dienst von Industrieunternehmen, die ihre Geldangelegenheiten erledigen lassen wollten. Banken waren die Zudiener der Industrie, das ist heute völlig anders.

Wäre es nicht an der Zeit, dass Sie sich auch in der Politik engagieren?

Ich denke, das ist Sache der Jüngeren. Es ist auch eine Frage der Erziehung. Mein Vater war ein echter Freisinniger, aber er ging nie an eine Gemeindeversammlung. Das politische Engagement fehlt uns Unternehmern ein wenig. Der Stadler-Eigentümer Peter Spuhler, ein guter Freund, ist für mich da ein grosses Vorbild.

Arbeitet die Schweizer Politik Ihrer Ansicht nach gut genug?

Die Verhandlungen mit der EU müssten selbstbewusster und stärker geführt werden. Und der Chef der Nationalbank ist zwar eigenständig, aber er sollte ein wenig mehr auf die wirtschaftliche Wirklichkeit schauen. Aber das Beste in der Schweiz ist der Wettbewerb der Kantone bei den Steuern, das ist mit Abstand das Beste, andere Länder haben das nicht und beneiden uns dafür. ○

«Höheres Leben ist denkbar»

Kathrin Altwegg hat sich mit der Erforschung von Kometen profiliert. Die Himmelskörper verriet Fundamentales über das Weltall, sagt die Berner Astrophysikerin. Selbst auf die Existenz Ausserirdischer zu schliessen, sei möglich. *Von Alex Reichmuth*



«Unser Sonnensystem ist nicht bei Neptun zu Ende»: Astrophysikerin Altwegg.

Im Sommer hat die Sonde «New Horizons» Bilder von Pluto übermittelt. Kürzlich wurden nun die Erkenntnisse publiziert. Was hat Sie dabei überrascht?

Dass Pluto keineswegs tot ist. Damit meine ich nicht, es gebe dort Leben. Aber Plutos Oberfläche ist keine einförmige Wüste. Es gibt Teile ohne Kratereinschläge, die relativ jung sein müssen. Man erkennt Gebiete unterschiedlicher Farbe. Man kann auch auf Wind schliessen. Und das ist erstaunlich für einen Planeten, der so weit von der Sonne entfernt ist. Denn er bekommt sehr wenig Licht, also Energie, ab.

Es gibt auf Pluto auch Berge bis zu 3000 Meter Höhe. Kann man das erklären?

Denkbar ist, dass sie durch vulkanische Aktivität oder durch Einschläge anderer Himmelskörper entstanden sind.

Gibt es andere wichtige Erkenntnisse?

Ja. Unser Sonnensystem ist nicht bei Neptun zu Ende, definitiv nicht. Es gibt auch weiter aussen interessante Planeten – wie etwa Pluto.

Sie sprechen von Planeten in der Mehrzahl?

Ja, im sogenannten Kuipergürtel, ausserhalb der Neptunbahn, scheint es mehrere Kleinplaneten zu geben von vergleichbarer Grösse wie Pluto – die also mehrere tausend Kilometer gross sein können.

Was ist der Unterschied zwischen solchen Miniplaneten und Kometen?

Nur die Grösse. Die Kometen stammen ebenfalls aus dem Kuipergürtel, auch wenn ihre Bahn sie manchmal nahe an der Erde vorbeikommen lässt. Sie sind aber höchstens einige Kilometer gross.

Sie sind beteiligt an der Raumsonde «Rosetta», die sich derzeit um den Kometen Tschuri bewegt. Was fasziniert Sie an Kometen?

Kometen sind klein und können keine innere Aktivität wie Vulkanismus entwickeln. Eigentlich sind sie fliegende Eisbro-

«Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass wir besser als andere sein sollen.»

cken. Sie sind in ihrem ursprünglichen Zustand geblieben und bieten einen Einblick in vergangene Zeiten des Weltalls.

Fliegende Eisbrocken?

Ja. Das ist aber nicht überraschend, denn Wasser kommt im Universum fast universal vor. Kometen geben Aufschluss über die Beschaffenheit von Himmelskörpern, also auch über jene von Planeten anderer Sonnensysteme. Und damit ermöglichen sie, auf die Existenz von Leben ausserhalb der Erde zu schliessen.

Wie das?

Das Material von Kometen ist älter als unser Sonnensystem. Sie entstanden aus einer Molekülwolke, aus der auch das Sonnensystem gebildet wurde. Solche Molekülwolken kommen wohl an vielen Orten im All vor. Gleichzeitig ist plausibel, dass einschlagende Kometen einen Teil des Wassers auf die Erde gebracht haben und hier Leben ermöglicht haben. Solche Prozesse spielen sich mutmasslich unermesslich oft ab im All. Also gibt es eine grosse Wahrscheinlichkeit, dass es andere Planeten mit Leben gibt. Das sind wohl überwiegend niedere Lebensformen wie Bakterien. Aber es ist denkbar, dass es auch höher entwickeltes Leben gibt.

Wirklich?

Ja. Allerdings fragt sich, ob dieses Leben genau jetzt vorhanden ist, wo es auf der Erde hochentwickelte Organismen gibt. Angesichts des Alters des Universums von vielen Milliarden Jahren ist es gut möglich, dass es auf einem anderen Planeten schon seit vielen Millionen Jahren wieder vorbei ist mit den höheren Lebensformen.

Aber lebende Kreaturen, die so hochentwickelt sind wie wir, sind unwahrscheinlich?

Warum? Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass wir besser als andere sein sollen.

Welche Chancen haben bemannte Raumflüge? Ist eine Marsmission absehbar?

Es wird wohl noch viele Jahrzehnte dauern, bis eine solche Reise stattfindet. Denn es gibt noch gewaltige Hindernisse zu überwinden. Das grösste ist wohl die kosmische Strahlung, der die Marsfahrer ausgesetzt wären. Sie wirkt auf den Menschen ähnlich wie radioaktive Strahlung, ist aber viel schwieriger abzuschirmen.

Aber Reisen zum Mond waren möglich.

Ja, aber die Astronauten waren dort nur wenige Tage der kosmischen Strahlung ausgesetzt. Eine Marsmission würde aber etwa zwei Jahre dauern. In dieser Zeit bekäme ein Raumfahrer eine tödliche Strahlungs-dosis ab. Und träte ein Sonnensturm auf, könnten die Astronauten sogar innerhalb von Tagen sterben. Auch die Mondmissionen waren nicht ungefährlich. Schliesslich sind mehrere Mondfahrer später an Krebs gestorben.

Ist die bemannte Raumfahrt aus wissenschaftlicher Sicht erstrebenswert?

Nein. Es geht bei Raummissionen einfacher ohne Menschen. Roboter sind nicht so empfindlich und arbeiten zuverlässiger. ○



Seit 15 Jahren erfolgreich unterwegs und top aufgestellt für die kommende Generation

Wir danken unseren Kunden, Partnern und Mitarbeitenden für das Vertrauen
und freuen uns auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit.

Auch in Zukunft holen wir das Optimum aus Ihrer Fahrzeugflotte –
zuverlässig und transparent.



MF Fleetmanagement

Wir halten Ihre Flotte flott.

«Ein Lügner als letzte Hoffnung»

«Die Flüchtlingskrise täuscht darüber hinweg, aber Griechenland ist noch immer das Sorgenkind Europas.» Der griechische Intellektuelle Nikos Dimou kennt die Gründe: Minderwertigkeitskomplexe und eine jahrhundertealte Abneigung gegenüber Europa. *Von Wolfgang Koydl und Salvatore Vinci (Bild)*

Eulen und Katzen bevölkern das Haus von Nikos Dimou in einem schicken Villenvorort von Athen: Erstere stehen zu Hunderten in Gestalt von Figuren und kleinen Statuetten in Vitrinen, Letztere sonnen sich zu zweit in der milden Herbstsonne. Die Eulen – das Weisheitssymbol der griechischen Göttin Athene – sammelt der achtzigjährige Intellektuelle seit vielen Jahren, und Katzen sind seiner Meinung nach das Attribut aller schöpferischen Menschen. Seitdem er mit seinem Büchlein «Über das Unglück, ein Grieche zu sein» liebgewordene hellenische Mythen zerstört hat, gilt er seinen Landsleuten als Nestbeschmutzer. Klein beigegeben hat er nie. Regierungschef Alexis Tsipras hält er für einen zynischen Lügner, aber zugleich für Griechenlands letzte Hoffnung.

Wir sind am Ende eines für Griechenland aufregenden Jahres: Ob Euro- oder Flüchtlingskrise: Das Land blieb immer in den Schlagzeilen. Sieht man das hier auch so?

Wissen Sie, was in den letzten Tagen das alles beherrschende Thema war? Nicht unsere finanziellen Probleme, nicht unsere Banken, die am Rande des Bankrotts sind, nicht das Problem der Einwanderung, sondern die Frage, ob die Vertreibung der Griechen von der türkischen Schwarzmeerküste nach dem Ersten Weltkrieg ein Völkermord war oder eine ethnische Säuberung. Das ging so weit, dass sich die Leute deswegen auf der Strasse geprügel haben. Völliger Unsinn.

Unsinn oder ein Fall von Eskapismus?

Nicht unbedingt. Das ganze Problem fängt bei uns bei der Schule und bei der Bildung an. Es gibt nationale Mythen, die man nicht antasten darf. Sie besagen, dass die Griechen a) das beste, das klügste und das auserwählte Volk der Welt sind, aber dass sie b) trotzdem ewige Opfer sind.

Trotzdem oder deshalb?

Beides. Man ist sicher, dass sich die ganze Welt gegen uns verschworen hat, weil wir so speziell sind. Die Welt beneidet uns um unsere Vorfahren, die den Parthenon gebaut haben, als die anderen Völker noch auf den Bäumen sassen.

Haben sie das etwa nicht getan?

Das ist auch ein Mythos. Ich behaupte – aber ich bin ein Ketzler, ein Nestbeschmutzer und Verräter –, dass es keine biologische

Verbindung zwischen den alten und den neuen Griechen gibt. Boden und Sprache haben wir geerbt – aber nicht das Blut. Im 12. und 13. Jahrhundert war das griechische Festland praktisch unbesiedelt. Wir kennen Berichte von Reisenden, die tagelang durch Griechenland streiften, ohne einen Menschen zu treffen. Dann kamen Einwanderer aus dem Norden, vor allem Albaner. Sie haben Attika, Böötien, den Peloponnes und küstennahe Inseln besiedelt. Sie hatten ihre eigene Sprache, und dazu gibt es eine Anekdote. Als der erste griechische Ministerpräsident Alexandros Mavrokordatos nach Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges 1821 eine feurige Ansprache an die Matrosen der griechischen Marine richtete, klatschte kein Mensch. Erst als der Admiral die Rede ins Albanische übersetzte, brach Jubel aus.

Warum ist Griechenland dann nicht ein Balkanstaat wie Albanien oder Mazedonien, sondern fühlt sich als etwas Besonderes?

Weil das moderne Griechenland eine Erfindung europäischer, vor allem deutscher Philhellenen war. Hätte es nicht die Mode des Philhellenismus gegeben, wäre Griechenland nie frei geworden. Die Griechen selbst kämpften mehr gegeneinander als gegen die Türken. Die griechische Revolution

«Unser Feind war der Westen mit seinen dämonischen Ideen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.»

war eigentlich am Ende, nachdem 1827 eine osmanische Armee aus Ägypten das ganze Land besetzt hatte. Doch dann beschlossen die Grossmächte England, Frankreich und Russland den Kampf gegen die Türken – nicht nur aus politischem Kalkül, sondern mehr unter dem Druck der öffentlichen Meinung. Die Politiker waren nicht für Griechenland. Es war die Zeit von Metternich, die Zeit der Restauration reaktionärer Monarchien, nicht die Zeit für Revolutionen. Für Griechenland gab es breite öffentliche Unterstützung von Künstlern, Musikern, Dichtern. Es gibt die Theorie, dass Europas Eingreifen in den griechischen Unabhängigkeitskampf die erste humanitäre Intervention der Geschichte gewesen sei.

Was geschah, als die philhellenischen Europäer den Griechen in der Realität begegneten?

Sie haben sich gewundert, denn sie erwarteten die Nachkommen von Perikles und trafen balkanische Bauern. Die hiessen nicht einmal Griechen oder Hellenen. Sie nannten sich «Romii», was von «Römer» kam, also von Ostrom, dem byzantinischen Kaiserreich. Während der gesamten byzantinischen Zeit war das Wort Hellene von der Kirche verboten worden. Hellenen waren Heiden und wurden als Ketzler verbrannt.

Wie stand die Kirche zur Revolution?

Sie war dagegen, aus zwei Gründen – einem ideologischen und einem finanziellen. Damals gab es ein Buch, das von einem Patriarchen geschrieben worden war und in dem die Türken als «unsere Freunde» und der Sultan als «unser Vater» beschrieben wurden. «Unser Feind» war stattdessen der Westen mit seinen dämonischen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Und der finanzielle Grund?

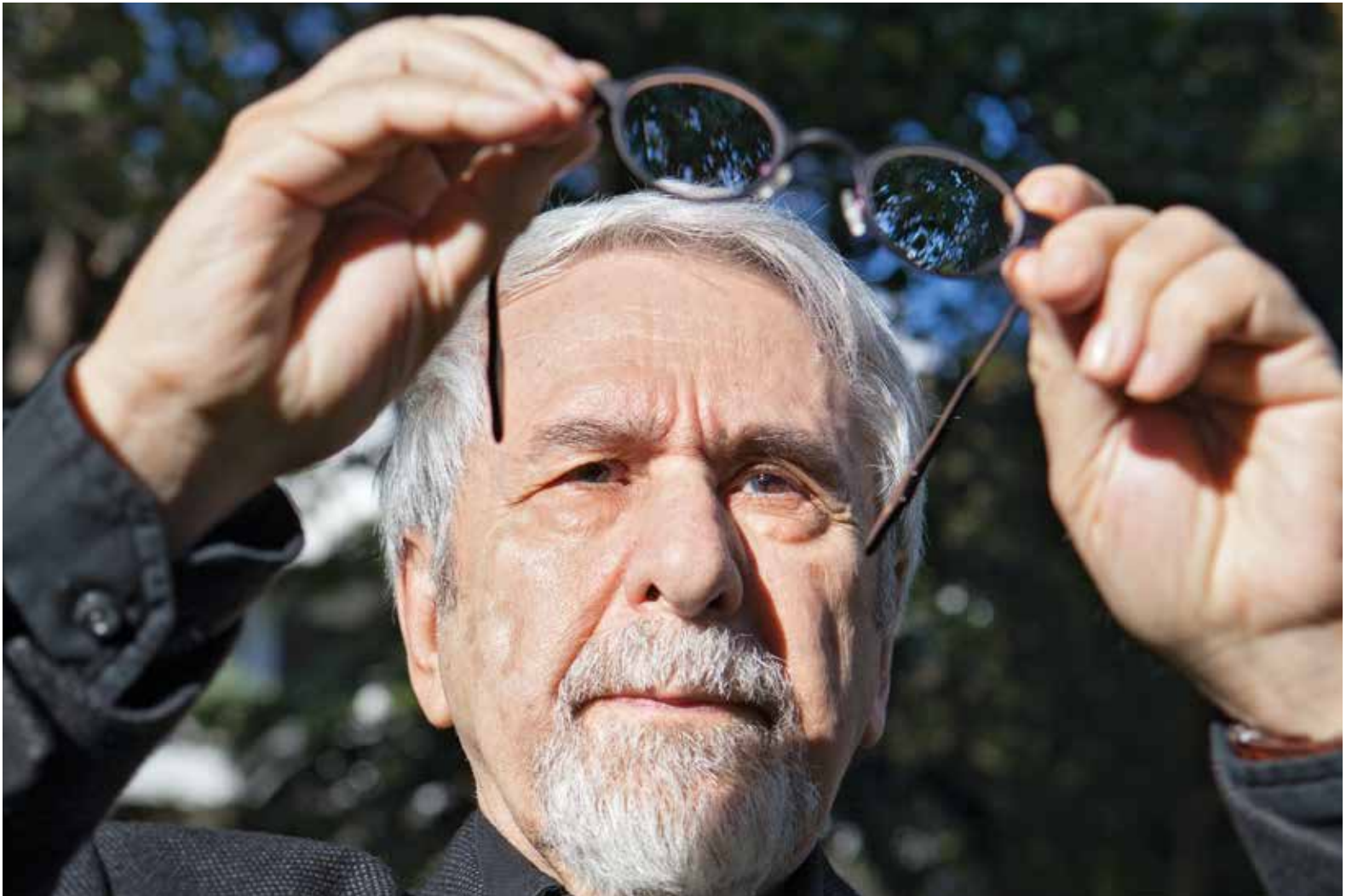
Die Kirche regelte alle Angelegenheiten der griechischen Untertanen des Sultans. Der Osmanische Staat war in drei sogenannte eigenständige *millet*s unterteilt, die von ihrem jeweiligen religiösen Oberhaupt regiert wurden: die Muslime, die Juden und die Christen. Die Kirche hatte den Auftrag, die Steuern der Christen einzutreiben und an den Staat abzuliefern. Dabei blieb natürlich einiges an den eigenen Fingern kleben. Wäre aus Griechenland ein freier Staat geworden, hätte die Kirche also sowohl ihre ideologische als auch ihre finanzielle Macht verloren.

Dieses Misstrauen gegenüber dem Westen findet man ja heute noch.

Es geht sehr weit zurück, bis zum grossen Schisma von 1054, der Spaltung der Kirche in Ostrom und Westrom. Von diesem Augenblick an war alles verdächtig, was aus dem Westen kam. Die Kreuzritter haben das auf unnachahmliche Weise bewiesen, als sie 1204 auf dem Weg nach Jerusalem das christliche Konstantinopel eroberten und plünderten.

Das sind alte Geschichten. Wie konnte sich dieses Misstrauen so lange halten?

Es gibt in Griechenland neben der orthodoxen Kirche eine zweite grosse antiwestliche Kraft: die Kommunistische Partei. Sie mag zwar zahlenmässig nicht besonders gross sein, aber sie verfügt über unverhältnismässig grossen ideologischen Einfluss. Selbst konservative Politiker reden im Jargon der Linken und sind voll deren Ideen. Die dogmatische Ansicht etwa, dass Profit etwas



«Bauernschlau gegen die Fremdherrschaft»: Autor Dimou.

Schmutziges sei, hören Sie von sehr vielen Leuten, egal, wo sie politisch stehen. Das erklärt auch das Phänomen Syriza.

Inwiefern?

Die Hälfte der Griechen gehört ideologisch zu den Linken. Die andere Hälfte gehört zwar zum Zentrum oder zu den Rechten, ist aber von linken Ideen so beeinflusst, dass sie in sehr vielen Sachen links denkt und deshalb Syriza gewählt hat.

Wenn das Misstrauen so tief sitzt, ist doch die provokante Frage gestattet: Gehört Griechenland überhaupt zu Europa?

Die Antwort ist: jein.

Eine klare Antwort.

Sagen wir es so: mehr nein als ja. Es gibt eine einfache Methode, das herauszufinden. Die Griechen sprechen von Europa, als ob sie selbst zu einem anderen Kontinent gehörten. Sie sagen zum Beispiel, dass sie nach Europa fahren. Ein Franzose, der nach Deutschland fährt, sagt nicht, dass er nach Europa fährt.

Wo fängt Europa an? Wenn ein Grieche nach Belgrad fährt, ist das auch schon Europa?

Europa ist Westeuropa. Also alles, was nicht zum orthodox-slavischen Kulturbereich gehört. Die Sprache ist immer ver-

räterisch. Nehmen Sie das Problem mit dem Müll, der bei uns schlecht weggeräumt wird. Da sagt man dann: So etwas gibt es in Europa nicht.

Mit anderen Worten: Griechenland gehört nicht wirklich zu Europa?

Wenn Sie das einem Griechen sagen, ist er beleidigt. Dann wird er Ihnen sagen, dass wir Griechen Europa erst erfunden haben,

«Wenn Griechenland nicht in der EU gewesen wäre, hätte es die Krise wahrscheinlich nicht gegeben.»

dass schon das Wort «Europa» griechisch ist. Aber wenn er mit anderen Griechen spricht, zieht er einen klaren Trennstrich zwischen Europa und Griechenland. Das Misstrauen gilt dem ganzen Westen, auch Amerika, denn die USA sind für den Griechen Teil der westlichen – also europäischen – Kultur.

Dennoch ist Griechenland Mitglied der Europäischen Union. Ist das ein Fluch oder ein Segen?

Der frühere Ministerpräsident Konstantinos Karamanlis, der Griechenland in die Europäische Gemeinschaft führte, hat einmal gesagt: «Ich habe die Griechen ins Meer

geworfen, um zu sehen, ob sie schwimmen können.» Er kannte das Risiko, er wusste, wie schwierig es für die Griechen sein würde, in diesem Meer zu überleben. Aber er war Anhänger der Schocktherapie und glaubte, dass es anders nicht gehe. Entweder sie werden ein europäischer Staat, oder sie gehen zurück auf den Balkan.

Und? Hat die Schocktherapie funktioniert?

Es gibt da einen Widerspruch. Wäre Griechenland nicht EU-Mitglied gewesen, hätte es die grosse Finanzkrise nicht überlebt. Aber wenn Griechenland nicht EU-Mitglied gewesen wäre, hätte es diese Krise wahrscheinlich nicht gegeben. Ich bin zwar überzeugt, dass die Krise zum grössten Teil von den Griechen verursacht wurde. Aber das schafften sie nur, weil sie Teil der Euro-Zone waren. Nur so hatten sie die Möglichkeit, billig Geld zu leihen. Sie verhielten sich wie Kinder in einem Süßwarenladen. Die EU wusste, was passiert. Sie kannte die Finanzlage. Sie hätte vor Jahren «stopp!» sagen müssen. Man kann die Frage heute noch nicht endgültig beantworten. Vielleicht werden wir in zwanzig Jahren wissen, ob Griechenland profitiert hat oder ob es zerstört wurde.

Sie beschreiben den Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem Westen, unter

dem die Griechen seit zweihundert Jahren leiden. Ist es nicht langsam Zeit, den zu überwinden?

Das geht nicht von einem Tag auf den anderen, vor allem nicht, wenn zugleich Dinge passieren, die den Komplex verstärken. Nehmen Sie die Verschwörungstheorie, dass der Westen irgendwie unsere Krise verschuldet hat. An diese Theorie glaubt nicht eine kleine Minderheit, sondern mehr als fünfzig Prozent der Bevölkerung. Manche meinen sogar, dass die Krise absichtlich herbeigeführt wurde, damit wir verarmen, um aus uns eine Art von China mit billigen Arbeitsplätzen für multinationale Konzerne zu machen. Die Krise kann also gegen eine Europäisierung Griechenlands wirken. Als Europhiler – ein Schimpfwort bei uns – höre ich sehr oft: «Du und dein Europa, siehst du, was sie mit uns gemacht haben? Schämst du dich nicht, für Europa zu sein?»

Dann wäre doch ein Grexit, ein Austritt, die logische Konsequenz?

Dazu muss man die Logik unseres literarischen Nationalhelden Karagiozis kennen, ein einfacher Typ, der sich bauernschlau gegen die Fremdherrschaft wehrt. Wir wollen von Europa alles Gute, aber wir wollen nicht, dass die Europäer uns sagen, wie wir leben sollen. Nehmen Sie das Beispiel der Renten, unser grösstes Problem, für das die EU eine Lösung fordert. Wir sind ein Land von Rentnern, etwa die Hälfte aller Menschen bezieht eine Rente. Der Staat hat in den letzten Jahren diese Renten mit dreissig Milliarden Euro pro Jahr subventioniert. Multipliziert mit zehn ist das exakt die Höhe unserer Schulden. Da kommt unser Premierminister Alexis Tsipras und jammert: «Da sind Leute, die 300 Euro Rente bekommen. Ich kann ihnen doch nicht ihre Rente nehmen.» Er sagt nicht, dass es über 200 000 Leute gibt, die mehr als 2000 Euro Rente im Monat haben, und dass es Leute gibt, die bis zu zehn verschiedene Renten bekommen.

Aber das griechische Parlament verabschiedet doch zügig alle von Brüssel verlangten Reformgesetze?

Wir sind die grössten Gesetzesmacher der Welt. Wir machen so viele Gesetze, dass wir vergessen, sie zu implementieren. Überall auf der Welt ist es so: Ist ein Gesetz verabschiedet, gilt es am nächsten Tag. In Griechenland müssen drei, vier, fünf, sechs oder zwanzig Papiere darüber erstellt werden, wie dieses Gesetz umgesetzt wird. Das Gesetz steht nicht am Ende des Prozesses, sondern am Anfang. Ein Beispiel: Seit zehn Jahren gibt es ein Gesetz, das endlich Kremationen erlaubt. Bis heute gibt es kein einziges Krematorium. Das Gesetz wurde systematisch von der Kirche sabotiert.



«Zynischer Lügner»: Ministerpräsident Tsipras.

Ganz Europa atmete jedes Mal auf, wenn das Parlament ein neues Reformpaket verabschiedete. Aber das heisst ...

...gar nichts. Was jetzt verabschiedet wurde, war schon vorher zweimal verabschiedet worden. Das waren dieselben Gesetze, aber die sind einfach nicht verwirklicht worden.

Was man in Europa auch nicht versteht, ist der Erfolg von Syriza. Sie verrät ihre eigenen Ideale und ihre Wähler und wird trotzdem wiedergewählt.

Das ist eine Regierung von Pokerspielern. Sie hat das Gegenteil von dem gemacht, was sie versprochen hat. Warum? Weil ihre Mitglieder zu Zynikern wurden. Die alten Theoretiker und Ideologen sind aus Syriza

«Wir machen so viele Gesetze, dass wir vergessen, sie zu implementieren.»

ausgetreten und haben eine eigene Partei gegründet. Obwohl sie die wahren Ideale haben, wurden sie nicht gewählt, weil die Wähler sich plötzlich nicht trauten. Sie haben gesehen, dass das Leute mit grossen Träumen sind. Aber das war ihnen zu gefährlich. Im Gegensatz dazu hat Tsipras eine charismatische Persönlichkeit, und die Leute trauen ihm.

Kommen wir zum neuen grossen Problem: den Flüchtlingsstrom.

Die Flüchtlinge sind jetzt ein Argument für Tsipras, zum einen, um mehr Geld von der EU zu bekommen, und zum anderen, um Gesetze und Reformen abzuschwächen und zu verzögern. Jetzt kann er argumentieren: «Ja, wir hätten dies und das machen sollen.

Aber wir haben eben 100 000 Flüchtlinge im Land. Ihr müsst nachsichtig sein und uns mehr Geld und Zeit geben.»

Ist denn Tsipras gut für Griechenland?

Ich halte ihn für unwahrscheinlich ehrgeizig. Das zeigte sich schon zu Beginn seiner Amtszeit, als er davon sprach, ganz Europa ändern zu wollen. Er sieht sich als einen Menschen, der aus einem kleinen Land kommt, aber für eine Weltkarriere vorbereitet sein muss. Sein grösstes Kunststück war die Volksabstimmung im Sommer, in der er dem Volk eine Ablehnung empfohlen hat, und dann, nachdem mehr als 60 Prozent seinem Rat gefolgt waren, seine eigene Meinung innerhalb von 24 Stunden widerrief.

Die Wähler haben es akzeptiert. Warum?

Ich glaube, das zeigt, wie sehr die Wähler noch im Bann von Tsipras stehen. Jetzt zahlen sie sogar die Immobiliensteuer, deren Abschaffung Tsipras vor den ersten Wahlen versprochen hatte. Nun sagt er: «Ihr müsst zahlen, der Staat braucht Geld.» Er hat alle seine Versprechen gebrochen. Der Mann ist ein Zyniker. Er glaubt an gar nichts. Er hat die Ideale der Linken gebraucht, solange sie ihm nützlich waren.

Aber wird es nicht eines Tages ein böses Erwachen geben?

Die griechischen Wähler sind verzweifelt. Sie haben nur noch eine letzte Hoffnung: Tsipras. Er hat derzeit keine Gegner. Es gibt keinen einzigen Politiker, der auch nur zehn Prozent seines Charismas besitzt. Im Moment würden ihn die Leute nicht gehen lassen. Sie würden ihm zurufen: «Um Himmels willen, bleib. Ja, wir hassen dich. Wir wissen, dass du ein Lügner und ein Hochstapler bist. Aber du bist unsere letzte Hoffnung.»

Das hat bei anderen Politikern auch nicht auf Dauer funktioniert. Ich denke nur an General de Gaulle: «Ich oder das Chaos.»

Aber de Gaulle war nie ein so zynischer Lügner wie Tsipras. Wir gehen ein grosses Risiko ein. Entweder wird Tsipras eines Tages der Retter Griechenlands sein, und man wird ihm alles verzeihen. Oder er wird als der letzte griechische Führer vor der Katastrophe in die Geschichte eingehen.

Kleiner machen's die Griechen nicht: Triumph oder Tragödie?

Wir befinden uns in einem Labyrinth, aus dem niemand den Ausweg kennt. Aber wir vertrauen darauf, dass uns Tsipras herausführen wird. Deshalb vertrauen ihm auch die Europäer. Angela Merkel selbst hat ihn implizit als letzte Hoffnung bezeichnet, ich vertraue ihrem politischen Instinkt. Sie hat von Anfang an verstanden, wer Tsipras war, dass sein Kommunismus nur eine Fassade war. Sie hat ja selbst genug richtige Kommunisten erlebt. ○



JUGENDSTIL IN DAVOS

Esplanade Belle Epoque. Die schönsten Eigentumswohnungen von Davos: Historische Pracht trifft auf elegante Moderne, zeitgenössisches Design im Glanz der Belle Epoque, oberhalb Davos-Platz, an Südlage mit fantastischer Aussicht. Es sind noch 3 Wohnungen im Angebot (Strelastrasse 2, Davos Platz).

Besichtigungstage

29. und 30. Dezember 2015 / 19. und 26. Februar 2016 von 14 – 17 Uhr

Kontakt: Irmgard Planzer, Tel. 079 362 21 21

www.esplanade-belle-epoque.ch

meiliunternehmungen
Wir setzen Akzente.

ESPLANADE
Belle Époque

«Mehr als ein hübsches Gesicht»

Das Top-Model Bar Refaeli wirbt nicht nur für globale Mode-, Uhren- und Elektronikmarken, sondern auch für das Image Israels. Sie will ihre Heimat in ein besseres, freundlicheres Licht rücken.

Von Pierre Heumann

Die Israelin Bar Refaeli ist weltweit eines der erfolgreichsten Supermodels. Sie wurde für Kampagnen von Firmen wie Garnier, Chanel, Gap, Samsung, Moët & Chandon, Lucky-Brand, Victoria's Secret und – dieses Jahr – Hublot verpflichtet. Die Dreissigjährige war unter anderem Cover-Model bei *Elle*, *Marie Claire*, *Cosmopolitan*, *Harper's Bazaar* oder *Sports Illustrated*. Refaeli, die im Herbst den israelischen Geschäftsmann Adi Ezra geheiratet hat, war zuvor vom Männermagazin *Maxim* zur sexysten Frau der Welt gekürt worden. Neulich hat sich Hublot für die prominente Weltbürgerin als «globale Botschafterin» entschieden, weil sie auch auf den amerikanischen und lateinamerikanischen Wachstumsmärkten sehr bekannt ist.

Gleichzeitig kämpft Refaeli für das Image Israels. Als vor zwei Jahren Roger Waters von Pink Floyd Musiker dazu aufgerufen hatte, von Konzerten in Israel abzusehen, antwortete sie ihm auf Twitter, dass sein Aufruf zum Kulturboykott auch sie mit einschließen sollte: «Roger Waters, du würdest gut daran tun, mein Bild von deiner Videoshow zu entfernen. Wenn du boykottieren willst, dann tue es richtig!»

Bar Refaeli, was ist für Sie eine schöne Frau?

Ich würde es so sagen: Wenn sie sich wohl fühlt in ihrer Haut, wenn sie mit sich im Reinen ist.

Geht es präziser?

Schönheit beginnt im Innern. Wenn man mit sich zufrieden ist, strahlt man dieses Gefühl aus. Schönheit zeigt sich dann zum Beispiel in einer aufrechten Körperhaltung. Eine abstrakt formulierte Umschreibung von «Schönheit» scheint mir aber verwegen. Der Schönheitsbegriff wandelte sich ja im Laufe der Zeit immer wieder.

Während der Renaissance hätten Sie als Model kaum Chancen gehabt. Damals galt die Regel: «So richtig mollig ist schön.»

Frauen mit etwas mehr Gewicht als nötig erweckten damals vermutlich den Eindruck, dass es ihnen wirtschaftlich gutgeht, dass sie zum Beispiel genügend Geld haben, um es für Nahrungsmittel auszugeben. Der Schönheitsbegriff reflektierte im 15. und 16. Jahrhundert also

Prestige und eine privilegierte ökonomische Situation.

Und wie sehen Sie das heute?

Auch in der Moderne hat sich der Schönheitsbegriff immer wieder geändert. In den neunziger Jahren galt eine Frau als schön, wenn sie sehr dünn, mager und knochig war. Der sogenannte Heroin-Chic war damals in Mode. Das ist längst vorbei. Heute gehört es zum Ideal, fit zu sein und fit auszusehen. Es kommt deshalb nicht von ungefähr, dass eine Frau wie Madonna ständig trainiert. Fit sein heisst eben, gleichzeitig auch die Energie zu haben, fit zu bleiben. Sport ist für mich wie eine Droge, ich brauche das. Nicht nur, um fit zu sein. Es macht mich glücklich.

Sie arbeiten manchmal in derselben Woche in Paris, Los Angeles und Tel Aviv. Haben Sie einen Tipp, wie man trotz stundenlanger Vielfliegerei und häufigen Zeitverschiebungen fit bleibt?

Ich versuche, meine Flüge so zu legen, dass sie dem Ablauf meiner Verpflichtungen entsprechen. Wenn ich aber tagsüber zwölf

«Sport ist für mich wie eine Droge, ich brauche das. Nicht nur, um fit zu sein. Es macht mich glücklich.»

Stunden reisen muss und abends arbeiten soll, geht es leider nicht ohne Schlaftabletten. Würde ich im Büro hinter einem Computer sitzen oder lesen, wäre es nicht so wichtig, wie ich aussehe, wenn ich aus dem Flugzeug steige. Ich könnte meinen Job auch machen, wenn ich etwas müde wirke. Aber in meinem Job muss ich schlafen, um nicht schlaff auszusehen. Ein Schlafmanko kann ich mir deshalb nicht leisten, da ich munter und frisch sein muss, wenn ich vor den Kameras stehe.

Sie bewirtschaften sehr aktiv die sozialen Medien. Ist das Teil Ihres Geschäftsmodells?

Als diese neuen Gefässe aufkamen, schätzte ich sie gar nicht. Mein Agent musste mich anfänglich immer wieder dazu ermuntern, meine Bilder auf Facebook oder Instagram zu veröffentlichen.

Was hat Sie gestört?



»» » «Munter und frisch»: Model Refaeli.





«Sie fragen mich, und ich gebe meinen Input»: Bar Refaeli.

Ich begriff nicht, weshalb ich Privates mit anderen auf Twitter oder Instagram teilen sollte. Es gab ja genügend Paparazzi, die mir auflauerten und die Bilder von mir dann verkauften. Doch dann verstand ich plötzlich, dass diese sozialen Medien für mich eine grossartige Gelegenheit sind, um auf vielen Gebieten präsent zu sein und mich einzubringen.

Wie viele Follower haben Sie denn?

Auf Twitter folgt mir eine Million, auf Instagram zwei Millionen und auf Facebook ein paar weitere Millionen, also insgesamt mehr als fünf Millionen. Das ist doch fantastisch! Wenn ich zum Beispiel für Bademode werbe, ist das in den sozialen Medien viel wirkungsvoller als ein Poster an einer Strassenkreuzung oder in der Zeitung. In den sozialen Medien erreiche ich nicht nur die Massen, sondern ein ganz spezifisches Zielpublikum. Die sozialen Medien haben für mich aber auch den Vorteil, dass mich neugierige Fotografen eher in Ruhe lassen.

Wie denn das?

Weil ich auch Bilder von mir ins Netz stelle, die zum Beispiel zeigen, wie ich aus

dem Fitnessstudio komme. Solche Aufnahmen sind für Paparazzi dann nicht mehr interessant, da sie von Millionen von Follower auf den Computer oder aufs Handy heruntergeladen werden können. Wenn Fotografen solches an die Medien verkaufen wollen, winkt man dort ab und sagt ihnen: «Tut uns leid, ist eine alte Nachricht.»

Komisch: Sie leben davon, dass man Sie fotografiert, und Sie schätzen Paparazzi nicht?

Wenn wir uns vor drei Jahren zum Interview in diesem Café getroffen hätten, wäre es mir nie in den Sinn gekommen, wie jetzt mit Ihnen draussen auf der Terrasse zu sitzen. Jeder hätte versucht, ein Bild von mir zu machen ...

... und Sie hätten sich in Ihrer Privatsphäre verletzt gefühlt?

Nein. Wenn ich in einem Café etwas trinke, ist das ja noch nichts Privates. Aber man könnte mich in einem Moment erwischen, in dem ich etwas unvoreteilhaft aussehe. Jede Frau, die fotografiert wird, macht sich vorher kurz zurecht, streicht sich zum Beispiel Haarsträhnen aus dem Gesicht. Doch

Paparazzi schiessen ja auch Bilder von Situationen, in denen man sich nicht gerne zeigen will.

Für viele junge Frauen haben Sie einen Traumberuf.

Heute ist ein Model nicht nur ein Model. Denn der Konsument ist klüger geworden. Er sagt sich nicht mehr: «Oh, das steht der Bar Refaeli gut, also wird es auch mir gut stehen.» Diese Zeiten sind vorbei. Der Konsument versucht heute, die Idee hinter einem Produkt zu verstehen und die Men-

«Für mich als Israelin gibt es Staaten, die ich nicht bereisen kann, weil ich den <falschen> Pass habe.»

schon, die das Produkt entwerfen und herstellen. Man muss heute deshalb mehr bieten als nur ein hübsches Gesicht, wenn man ein Produkt verkaufen will. Das verstehen mittlerweile auch die Firmen. So werde ich von Hublot, wo ich als Botschafterin angestellt bin ...

... also als eine Art Aushängeschild ...



... um meine Meinung gefragt, wie die Kampagne aussehen müsste. Es ist rundum ein Dialog mit dem Team. Letztlich ist

es eine Win-win-Situation. Sie fragen mich, und ich gebe meinen Input. Jede Kampagne, an der ich mich beteilige, sagt auch viel über mich aus. Es geht mir im Übrigen nicht nur darum, Geld zu verdienen, wenn ich mich für ein bestimmtes Produkt einsetze. Ich will die Marke verstehen und mich mit ihren Werten identifizieren können, aber auch Teil davon sein. Wenn mir die Idee gefällt, werde ich gerne Partnerin. Sie sind die weltweit vermutlich berühmteste Israelin. Ist das für Sie eine Chance, nicht nur für Luxusprodukte zu werben, sondern auch für das Image Ihres Landes?

Als ich neunzehn Jahre alt war, arbeitete ich mit dem Aussenministerium zusammen und war an einer Messe in London. Heute diene ich dem Aussenministerium auf meine Art besser als viele, die vom Aussenministerium angestellt sind. *(Schmunzelt)*

Wie tun Sie das?

Meine Stimme kann ich an vielen Orten einbringen, da ich sehr viel reise und sehr viele Interviews gebe. Dabei verheimliche ich nie die Tatsache, dass ich in Israel aufgewachsen bin, mein Land liebe und will, dass eines Tages auch meine Kinder hier gross werden. Aber ich mische mich nicht in die Politik ein, will den Leuten nicht erklären, wer hier im Recht und wer im Unrecht ist.

Sondern?

Ich will den Leuten zeigen, dass wir Menschen sind. Wenn man im Ausland Nachrichten über das Geschehen in Israel sieht, sieht man nur unsere schlechten Seiten. Ich aber halte dem entgegen, dass wir ein wunderbares Land haben, zeige Israel aus einer für die meisten neuen Perspektive, die für sie zuvor unbekannt war. Die meisten Leute meinen ja immer noch, dass wir in

der Wüste leben, auf Kamelen reiten, dass jeder Waffen trägt, weil wir in einer Kriegszone wohnen, dass wir Palästinenser töten und dass hier niemand aus dem Haus geht, weil es gefährlich sei. Das sind alles problematische und auch völlig falsche Bilder. Nur die wenigsten wissen, dass wir

«Die meisten Leute meinen ja immer noch, dass wir in der Wüste leben.»

einen Strand und viel Spass haben, dass wir wie jetzt unbekümmert und ohne Angst vor Terror draussen im Café sitzen können. Das Land ist zudem voller Energie und dynamisch – denken Sie nur an die florierende Hightech-Industrie, deren Erfindungen und Entwicklungen weltweit genutzt werden.

Wurden Sie in Europa oder in Amerika nie in eine Diskussion verwickelt, dass man Israel boykottieren müsse und deshalb nicht mit Ihnen als Model zusammenarbeiten dürfe?

Nie. Im Modebusiness muss ich mich zum Glück nicht mit politischen Themen auseinandersetzen. Aber für mich als Israelin gibt es natürlich einige Staaten, die ich nicht bereisen kann, weil ich den «falschen» Pass habe.

Wurde das für Sie schon zum Nachteil?

Neulich wurde ich für eine Kampagne im arabischen Raum angefragt. Am Ende sagte man mir aber ab, weil der Kunde kein israelisches Model engagieren wollte.

Waren Sie enttäuscht?

Nicht eigentlich. Es geht mir mehr darum, dass die Situation so ist, wie sie leider ist, und weniger um den Job, den ich erhalten sollte beziehungsweise nicht erhielt. ○



Anlegen macht flexibel. Ich habe Reserven für Überraschungen.

Investieren wie die Profis ist bei Avadis schon ab 50 Franken möglich. Mit prämierten Strategiefonds für jeden Anlagehorizont und ohne unnötige Gebühren. Mehr auf www.cleveranlegen.ch



Avadis Vermögensbildung, Bruggerstrasse 61a, 5401 Baden

AVADIS

«Gurlitt hatte gar nichts Böses getan»

Eberhard W. Kornfeld gehört zu den letzten Dinosauriern des Kunsthandels. Er war befreundet mit Alberto Giacometti, Marc Chagall und Pablo Picasso. Hier erzählt er von seinen Anfängen, von seinem Leben an der Seite grosser Künstler und den Geschäften mit Cornelius Gurlitt. *Von Rico Bandle und Laurent Burst (Bild)*

Er hat alles erreicht, was in seinem Bereich möglich ist. Eberhard W. Kornfeld verkehrte mit den führenden Künstlern der Gegenwart, erhielt für seine Verdienste die höchsten Auszeichnungen Deutschlands (Grosses Bundesverdienstkreuz) und Frankreichs (Ordre des Arts et des Lettres) sowie die Ehrendoktorwürde der Universität Bern. «Gehen wir doch in mein Büro», sagt der Kunsthändler, dem seine 92 Jahre nicht anzusehen sind. Noch immer kommt er täglich zur Arbeit in die Galerie in Bern, die er 1951 übernahm und zu einer festen Grösse im internationalen Kunsthandel gemacht hat. «Wissen Sie, ich bin seit 27 Jahren pensioniert», witzelt er. Zwar wohnt er seit über sieben Jahren in Bern, seinen Basler Dialekt aus der Kindheit hat er aber beibehalten. In seinem Büro stehen Giacometti-Skulpturen, an der Wand hängen ein riesiges Spätwerk von Sam Francis und ein Selbstbildnis Cuno Amiets.

Herr Kornfeld, Sie waren mit vielen Künstlern eng befreundet, einen von ihnen haben Sie ausserhalb des Künstlermilieus kennengelernt: Jean Tinguely.

Ich war im Aktivdienst Mitrailleur-Korporal. 1943 habe ich die Rekrutenschule gemacht, bin dann aufgestiegen. 1945 stiess ein junger Mann zu meiner Gruppe, er hiess: Jean Tinguely. Er war damals noch

«Jean Tinguely war ein sehr guter Soldat. Er ist auch immer zur Armee gestanden.»

nicht Künstler, sondern Dekorateur bei Globus in Basel, und ich war noch kein Kunsthändler, sondern steckte in der kaufmännischen Ausbildung.

Haben Sie damals schon gespürt, dass aus ihm ein Künstler werden könnte?

Überhaupt nicht. Und doch entstand eine ganz enge Freundschaft, die jahrzehntelang hielt. Ich habe ihn in frühen Jahren in Paris besucht, als er das Atelier neben Brancusi hatte. Wir blieben stets verbunden, ich war auch sein Nachlassverwalter.

War Tinguely ein guter Soldat?

Ein sehr guter. Er ist auch immer zur Armee gestanden. Ich stand zufälligerweise neben ihm, als ihn in den 1990er Jahren eine Delegation der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee fragte, ob er ein

Plakat zur Armeeabschaffungsinitiative kreierte. Er hörte sich deren Argumente an, dann sagte er: «Schafseckel, selbstverständlich bin ich für die Armee.»

Sie haben auch erlebt, wie am 19. August 1945, nach Kriegsende, General Guisan offiziell verabschiedet wurde.

Das war eine grosse Angelegenheit mit allen Kommandanten. Ich war in der Ehrenkompanie dabei. Im Defilee lief ich ganz aussen rechts etwa zwei Meter von ihm entfernt vorbei. Er hatte Tränen in den Augen. Aber ich hatte ihn natürlich auch während des Krieges ein paarmal getroffen.

Die Kriegsgeneration hat Guisan stark verehrt. Zu Recht?

Ja, auch ich habe höchste Achtung vor ihm. Seine Haltung und seine Standfestigkeit waren sicherlich mit ausschlaggebend dafür, dass die Deutschen nicht in der Schweiz einmarschiert sind. Ab 1941, als der Russlandfeldzug begonnen hatte, war dies dann zum Glück nicht mehr möglich.

1945, noch vor Kriegsende, haben Sie im Alter von 21 Jahren beim Kunsthändler August Klipstein in Bern als Volontär angefangen. 1951 konnten Sie das Haus übernehmen und nannten es einige Jahre später «Galerie Kornfeld».

Den ersten Kontakt zu August Klipstein hatte ich schon im Sommer 1939. Die Bekenkende Kirche, das war eine deutsche Oppositionskirche, hatte in Basel ein geheimes Treffen. Damit sich die Teilnehmer nicht in den Hotels registrieren mussten, wurden sie bei Vertrauensleuten einquartiert. Bei uns zu Hause war auch einer, er kam aus Hessen. Er erzählte vom Kunsthändler August Klipstein, sie hätten zusammen studiert, ich solle ihm doch Grüsse ausrichten, wenn ich in Bern sei. Das habe ich gemacht, so kam es zum ersten Kontakt. Immer, wenn ich mit dem Militär in der Nähe war, ging ich bei Klipstein vorbei. Ich war jedes Mal beeindruckt von den Schachteln. «Wollen Sie ein paar Rembrandts sehen?», fragte er jeweils. Im Frühjahr 1945 konnte ich dann ein dreijähriges Volontariat beginnen, im ersten Jahr erhielt ich 100 Franken pro Monat, im zweiten 200, im dritten 300. Nach dieser Probezeit konnte ich 1948 als Minipartner einsteigen, mit einem Betrag, den mein Vater beigesteuert hatte.

Sie fanden jeweils sehr schnell Zugang zu Künstlern. 1948 lernten Sie Alberto Giaco-

metti kennen, es entstand eine Freundschaft, die ein Leben lang hielt. Können Sie sich an das erste Treffen erinnern?

Ich sah ihn erstmals bei der Vorbereitung zur Ausstellung von jungen Bildhauern aus Paris in der Berner Kunsthalle 1948. Alberto kannte man damals noch nicht, er war einfach der Sohn des berühmten Giovanni Giacometti. Am Tag vor der Ausstellungseröffnung habe ich ihn beim Einrichten beobachtet. Eine weisshaarige Frau war bei ihm, sie gab ihm ständig in einem unverständlichen Italienisch Instruktionen. Es war die Mutter, die damals noch das Diktat in der Familie hatte. Giacometti gehorchte ihr aufs Wort. Er lud mich dann ein in sein Atelier nach Paris, so entwickelte sich auch da eine Freundschaft, die bis zu seinem Tod 1966 hielt.

Alberto Giacometti wurde zu einem der weltweit gefragtesten und teuersten Künstler. Haben Sie damals schon geahnt, dass aus ihm etwas Spezielles wird?

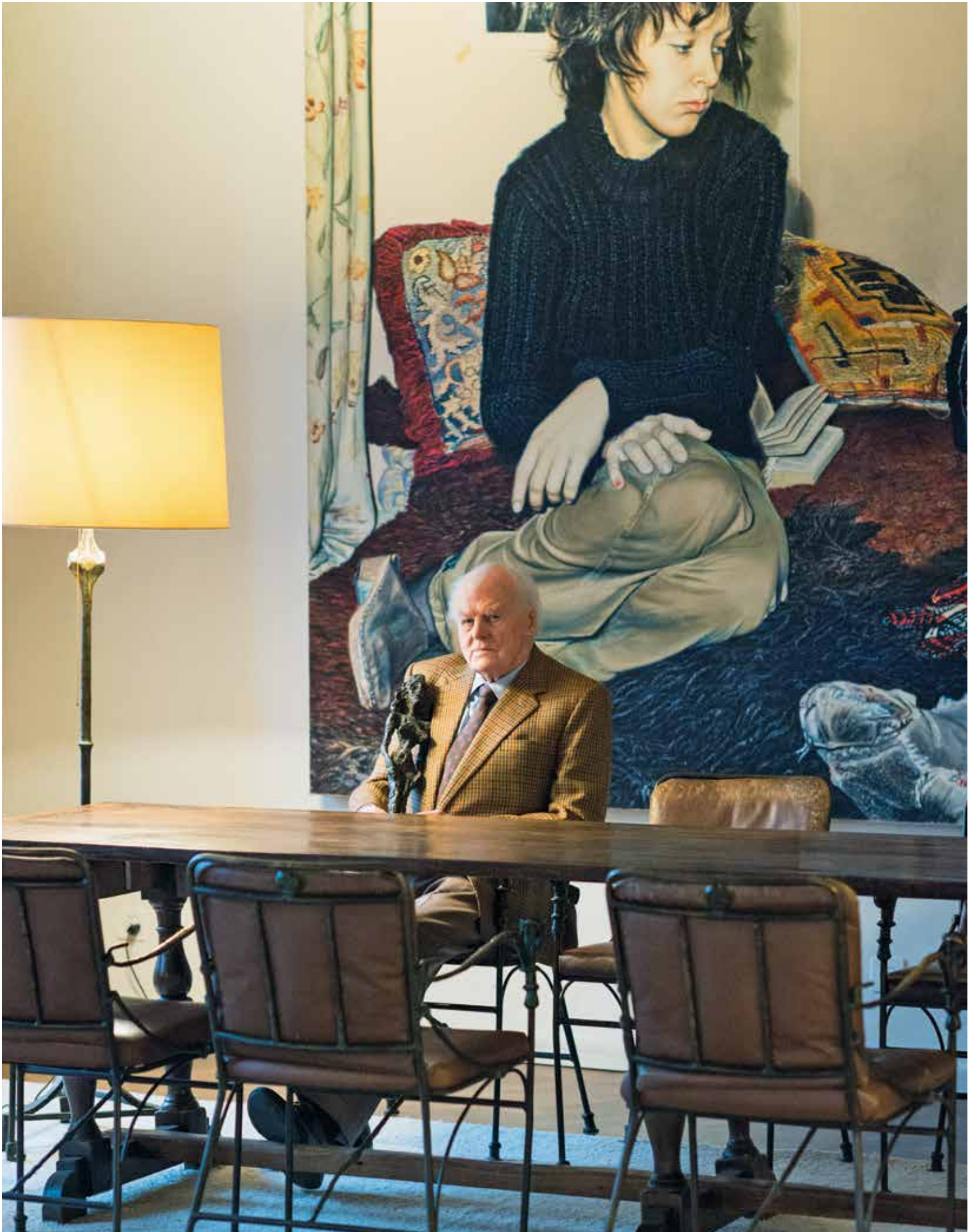
Ja. Ich habe Anfang der 1950er Jahre auch viel von ihm gekauft. Er hatte zwar zwei exklusive Vertragshändler, Pierre Matisse in Paris und Aimé Maeght in New York, hat sich aber nicht immer daran gehalten und auch anderweitig verkauft, zum Beispiel an mich. Sie müssen sich vorstellen: Giacometti-Zeichnungen kosteten damals im Atelier noch 600 Franken. Hier in der Galerie haben wir 1959 eine grosse Giacometti-Ausstellung gemacht mit Werken aus eigenem Bestand. Alberto kam zur Eröffnung nach Bern.

Giacometti ist das beste Beispiel für den Wahnsinn im Kunstmarkt: Seine Skulpturen kosten heute Dutzende von Millionen Franken.

Dabei war er ein sehr bescheidener, freundlicher Mann. Auch betont ein Schweizer. Die Franzosen haben immer versucht, aus ihm einen der Ihren zu machen. Bei Le Corbusier ist ihnen das auch gelungen. Bei Giacometti nicht, er hat den französischen Pass abgelehnt, er wollte immer Schweizer bleiben. Zum Bergell, zu Stampa, wo er herkam, hatte er eine sehr enge Beziehung. Jedes Jahr reiste er drei- oder viermal nach Hause.

Haben Sie die ganze Tragik um ihn am Schluss miterlebt? Auf dem Sterbebett, am Tag vor seinem Tod, wollte er noch seine Frau enterben.

Die Ehe war de facto geschieden. Ich habe Annette, seine Frau, auch begriffen. Sie hatte



«Ach Gott, man soll keine Präferenzen haben»: Eberhard Kornfeld mit Giacometti-Skulptur vor Gertsch-Gemälde in seiner Villa in Bolligen, 2015.

ihn die ganzen Jahre über in dem kleinen Atelier an der Rue Hippolyte-Maindron begleitet. Da war ein Zimmer, das war zugleich Schlaf-, Esszimmer und Küche, das nächste Zimmer war Albertos Atelier, das dritte sein Abstellraum voller Gipsfiguren, das vierte gehörte Diego, Albertos Bruder und Assistenten. Selbst als Alberto berühmt und vermögend war, wollte er nicht aus diesem kargen Atelier ausziehen. Das ganze Leben spielte sich in dem einen Zimmer ab, der einzige Luxus war ein Lavabo mit kaltem Wasser. Annette hat das irgendwann nicht mehr mitgemacht und ist in eine grosse und schöne Wohnung an der Rue Mazarine gezogen.

Sie haben Giacometti auch öfter im Bergell besucht. Was trieb ihn immer wieder zurück in dieses schattige Tal?

Es ist ein sensationelles Tal, das auch mir ans Herz gewachsen ist. Das Bergell ist italienischsprachig, aber protestantisch. Man findet jedoch keine protestantischen, italienischsprachigen Pfarrer. Bei Albertos Beerdigung war es ein konvertierter Jesuit, ursprünglich Italiener, der die Predigt hielt. Zum ersten Mal in seinem Leben war die Kirche in Borgonovo gestossen voll. Wissen Sie, wie viele Einwohner Stampa heute hat?

Einige hundert?

Zweiundachtzig. Dass der Ort diese Familie mit so vielen herausragenden Künstlern und Wissenschaftlern hervorgebracht hat, ist schon ein unglaublicher Zufall.

Der Tag von Giacomettis Beerdigung jährt sich am 15. Januar 2016 zum fünfzigsten Mal. Es soll ein denkwürdiges Spektakel gewesen sein: dreissig Grad unter null, die vielen angereisten Städter sollen sich mit ihren leichten Schuhen die Füsse abgefroren haben. Sie waren dabei. Wie war das tatsächlich?

Dreissig Grad unter null ist übertrieben, es waren minus zwanzig Grad. Im ganzen Bergell gab es nur noch ein Pferd, das haben sie vor den Leichenwagen gespannt, der Wagen mit den Kränzen war ein Traktor, dahinter kam der Trauerzug – es war unglaublich kalt und doch sehr berührend.

Bundesrat Hans-Peter Tschudi hielt die Grabrede. Was für ein Verhältnis hatten die beiden?

Ich hatte sie miteinander bekannt gemacht. Im November 1965 erhielt Giacometti die Ehrendoktorwürde an der Universität Bern. Aus diesem Anlass wohnte er drei Tage bei mir in Bern. Tschudi rief mich an und fragte, ob wir uns nicht zum Mittagessen treffen könnten. Die beiden haben sich hervorragend unterhalten. Am nächsten Abend haben wir von der Galerie noch ein festliches Nachtessen mit Giacometti arrangiert und ihn dann auf den Nachtzug



«Giacometti gehorchte seiner Mutter aufs Wort»: Alberto Giacometti (l.) zu Gast bei Kornfeld, 1965.

nach Paris gebracht – es war unsere letzte Begegnung. Sechs Wochen später ist er gestorben. Die Fotos vom Fest am Abend nach der Zeremonie im «Casino» Bern sind wahrscheinlich die letzten überhaupt von ihm, die Zeichnung von meiner Wohnung mit den Stühlen Diego Giacomettis wohl sein letztes Werk. (Zeigt das Gästebuch mit der Zeichnung)

Der Galerist August Klipstein starb 1951 überraschend, Sie übernahmen mit 28 Jahren das Geschäft und benannten es in «Galerie Kornfeld» um. Es folgten die goldenen Jahre des Schweizer Kunsthandels. Sie spielten darin eine zentrale Rolle. Was genau machte diese Zeit so besonders?

Es waren nicht nur die goldenen Jahre des Kunsthandels, sondern auch die goldenen Jahre der Künstler! Zwei Monate bevor der Basler Galerist Ernst Beyeler gestorben ist, sass ich mit ihm in einem Landgasthof, da wurde er sentimental. «Gell, wir hatten schon eine gute Zeit», sagte er. Er hatte recht. All diese Künstlerfiguren gibt es nicht mehr, die sind nicht mehr fassbar. Ich hatte nicht nur zu Giacometti ein enges Verhältnis, sondern auch zu anderen Künstlern, vor allem zu Sam Francis, mit dem ich viel herumgereist bin. Bei Picasso konnte ich ins Atelier gehen, und er hat mich mit Namen begrüsst.

Wie liefen die Besuche bei Picasso ab?

Sehr freundschaftlich. Wir haben jeweils ausschliesslich über Grafik gesprochen, unser Verlag hat ja das Werkverzeichnis seiner grafischen Arbeiten publiziert. Einmal habe ich ihn gefragt, ob ich auch die Gemälde im Atelier ansehen dürfe. Da hat er augenzwinkernd gesagt: «Mais non, Kornfeld est pour la gravure!» [Kornfeld ist für die Druckgrafik zuständig.] Marc Chagall habe ich auch oft getroffen, ein grossartiger Mensch, sehr positiv eingestellt, sehr lebensbejahend. Ich habe 1963 auch den Catalogue raisonné seiner Grafik publiziert.

Der Kunsthandel ist seither nicht nur unpersönlicher geworden, sondern wegen der

Regulierungsflut auch viel komplizierter.

Ich habe heute noch Briefe von Diego Giacometti, in denen steht, die Hälfte der Rechnung solle ich «wie immer» auf sein Schweizer Konto einzahlen, die andere Hälfte nach Paris. Die Franzosen hatten alle ein Konto in der Schweiz, keiner wollte das Geld nach Frankreich überwiesen haben. Da hat sich schon sehr viel geändert, das wäre heute nicht mehr möglich.

Sie haben nicht nur mit Kunst gehandelt, sondern auch selbst gesammelt. Ihre Rembrandt-Sammlung haben Sie vor zehn Jahren dem Kunstmuseum Basel geschenkt, noch immer besitzen Sie eine der grössten Kirchner-Sammlungen. Weshalb gerade Kirchner?

1948 hatten wir eine grosse Kirchner-Ausstellung in der Firma, da habe ich zu sammeln begonnen. Ich habe 1962 und 1982 auch die beiden Wohnhäuser Kirchners in Davos gekauft. Für eines davon, das Wildbodenhaus, begann sich plötzlich die deutsche Öffentlichkeit zu interessieren. Der frühere deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker hat es besucht, auch der eben verstorbene Bundeskanzler Helmut Schmidt kam vorbei zum Mittagessen, als er am WEF in Davos war.

Er kam einfach so vorbei?

Das Kanzleramt hatte vorher Kontakt mit mir aufgenommen, Schmidt interessierte sich für das Kirchner-Haus. Am Vortag seines Besuchs traf ich in Davos Bundesrat Kurt Furgler an. Er sagte, er habe gehört, dass Helmut Schmidt morgen zu mir zum Mittagessen komme, und gab zum Ausdruck, dass er auch gerne dabei wäre. Also lud ich ihn ein. Er machte sich aber Sorgen, weil er keine Ahnung von Kirchner hatte. Ich liess ihm noch am selben Abend mein Kirchner-Buch vorbeibringen. Er las es über Nacht – am nächsten Tag glänzte er vor dem Bundeskanzler mit Kirchner-Wissen. Furgler, Schmidt und seine zwei Leibwächter

waren mit dem Pferdeschlitten angefahren gekommen, das Haus liegt ja abseits der Strasse.

Kirchners Wildbodenhaus ist Ihr persönliches Ferienhaus?

Ja, für die ganze Familie. Und auch für Freunde. Der Kabarettist Cés Keiser war ebenfalls gerne dort. Er hat viele seiner Programme in dem Haus geschrieben.

In letzter Zeit kam der Schweizer Kunsthandel zunehmend unter Druck wegen des Umgangs mit Raub- und Fluchtkunst aus Nazideutschland. Auch die Galerie Kornfeld geriet ins Schussfeld wegen des Umgangs mit Kunst, welche die Nazis als «entartet» abqualifiziert hatten.

Die Vorwürfe bezüglich der entarteten Kunst sind haltlos: Alles, was an diesen Werken in die Schweiz gelangte, war gerettet. Die Nazis hätten die Werke sonst zerstört. Georg Schmidt zum Beispiel, der Direktor des Kunstmuseums Basel, fuhr mit 50 000 Franken, die ihm der Basler Grosse Rat bewilligt hatte, nach Berlin. Er kaufte damit wunderbare Gemälde, die heute mehrere hundert Millionen Franken wert sind. Das war eine Heldentat! Ohne ihn wären diese Kunstwerke für immer verlorengegangen. Heute stellt man dies als illegitime Ausnutzung einer Notlage dar, als unmoralische Handlung. Vier deutsche Kunsthändler durften entartete Kunst ins Ausland verkaufen, um für die Nazis Devisen zu beschaffen, einer von ihnen war Hildebrand Gurlitt, der heute als «Nazi-Kunsthändler» verunglimpft wird.

Hildebrand Gurlitts Sohn, Cornelius, hat die riesige vom Vater geerbte Kunstsammlung dem Kunstmuseum Bern vermacht. Cornelius hatte einst mit Ihnen gehandelt, deshalb standen auch Sie im Fokus der Medien.

In fünf Jahren wird jemand eine Dissertation schreiben über die Medienhysterie im Fall Gurlitt! Mit welcher Berechtigung sind die Behörden in die Wohnung Gurlitts eingedrungen und haben die Kunstwerke konfisziert? Die einzige Möglichkeit, diesen Eingriff einigermassen zu rechtfertigen, bestand darin, von «Raubkunst» zu reden. Jahrelang hat nun eine Task-Force geforscht, und was hat sie herausgefunden? Dass unter den Hunderten von Werken bloss vier Raubkunstblätter sind!

Alle Welt rätselt, weshalb Cornelius Gurlitt die Sammlung mit über tausend Werken ausgerechnet dem Kunstmuseum Bern vermacht hat. Immer wieder taucht diesbezüglich Ihr Name auf, obschon Sie mehrmals dementiert haben. Ist da wirklich nichts dran?

Nach all dem, was Gurlitt widerfahren ist, wollte er nichts mehr mit Deutschland zu tun haben. Weshalb er ausgerechnet auf

Bern kam, weiss ich nicht. Bis 1990 haben wir immer wieder Bilder für ihn verkauft, wir hatten einen guten Umgang. Das letzte Mal gesehen haben wir uns 1988 in Bern, da habe ich ihn durch das Kunstmuseum geführt. Nach 1993 hatten wir überhaupt keinen Kontakt mehr.

Was vermuten Sie, wie kam er auf das Kunstmuseum Bern?

Dass er die Sammlung ins Ausland bringen wollte, war klar. Und Bern kannte er halt, auch das Kunstmuseum, das ich ihm ja gezeigt hatte.

Als Sie mit Gurlitt im Geschäft waren – Sie hatten ihn ja auch mehrmals in München besucht –, kam es Ihnen nicht seltsam vor, dass der Sohn des bekannten Nazi-Kunsthändlers einen Kunstschatz zu Hause hortete?

Ständig wird geschrieben, Gurlitt habe einen Kunstschatz versteckt gehabt. Dabei hatte er gar nichts versteckt! Das ganze Geschwätz von einer «Geheimsammlung» ist völliger Blödsinn. Viele deutsche Aukti-

«Man muss mit Künstlern essen und trinken bis morgens um vier, dann merkt man, wer etwas ist.»

onshäuser haben in den letzten Jahren von Gurlitt gelebt, alle wussten von der Sammlung. Da wurde so viel gelogen und so schlecht recherchiert bei der ganzen Geschichte! Das ist eine reine Pressehysterie.

Gurlitt flog auf, weil er auf der Zugtoilette von Grenzbeamten mit 9000 Euro Bargeld erwischt wurde. Das Geld hatte er in Zürich geholt.

Gurlitt hatte ein Bankkonto in Zürich, das wahrscheinlich sogar durch unsere Verkäufe alimentiert worden war. Alle vierzehn Tage oder drei Wochen fuhr er nach Zürich und holte seine 9000 Euro, die er für seinen Lebensunterhalt brauchte. Er fuhr am selben Tag hin und zurück. Zufälligerweise stiess er beim letzten Mal auf beiden Fahrten auf dieselben Grenzbeamten, denen er wegen dieses Tagesausflugs verdächtig vorkam. Die Beamten führten eine Leibesvisitation durch und fanden das Geld. So kam alles ins Rollen. Doch Gurlitt hatte gar nichts Böses getan, man darf ja bis zu 10 000 Euro in bar über die Grenze bringen. Nicht einmal Steuerhinterziehung konnte man ihm nachweisen, da er in Österreich gemeldet war und dort auch Steuern bezahlt hatte, wie sich herausstellte.

Hatten Sie zwischen der Beschlagnahmung seiner Bilder und seinem Tod einmal Kontakt mit Gurlitt?

Nein, wie gesagt, mein letzter brieflicher Kontakt war 1993.

Was war er für ein Mensch? Können Sie ihn beschreiben?

Ein ziemlich harmloser, freundlicher Mann, der natürlich völlig überfordert war mit der ganzen Kunst zu Hause. Aber von einer «vermüllten Wohnung», wie geschrieben wurde, konnte keine Rede sein. Er hatte die Kunstwerke grösstenteils tadellos in Mappen aufbewahrt.

Kommen wir zurück zu Ihrem Geschäft. Sie haben in Ihrem Auktionshaus erst 2008 Telefongebote zugelassen, was anderswo seit Jahrzehnten üblich war, gegen Internetgebote sträuben Sie sich noch immer. Sie wollen das Ende der goldenen Zeit, als alles noch über persönliche Kontakte lief, hinausögern.

Ich war bei den Auktionen immer der Auffassung: Jeder, der sich für etwas interessiert, soll es auch anschauen kommen. Telefongebote öffnen Tür und Tor für jeden Schwindel. Ich war der letzte Auktionator, der sie zugelassen hat.

In Ihrer Galerie erzielte 1993 erstmals das Gemälde eines Schweizer Künstlers bei einer Auktion einen Preis von über einer Million Franken. Bei Hodlers «Schwarzer Lütschine» fiel der Hammer bei 1,25 Millionen Franken. Der Käufer damals war Christoph Blocher, das Gemälde hängt zurzeit in seiner Ausstellung im Reinhart-Museum Winterthur. Hat er auch persönlich geboten?

Nein, Blocher hat immer jemanden geschickt, er ist nie selber zur Auktion gekommen. Dass Hodler plötzlich so teuer wurde, lag am Zweikampf zwischen den Sammlern Bruno Stefanini und Christoph Blocher, die gegenseitig die Preise hochtrieben. Noch in den 1940er und 1950er Jahren war man froh gewesen um jeden Hodler-Käufer! Irgendwann haben sich Stefanini und Blocher untereinander verständigt und bereits vor den Auktionen jeweils die angebotenen Werke aufgeteilt: «Du kaufst das, ich kaufe das».

Wenn Sie auf Ihre ereignisreiche Berufstätigkeit zurückblicken: Welcher Künstler hat Sie am meisten beeindruckt?

Ach Gott, man soll keine Präferenzen haben. Über die wichtigsten haben wir schon gesprochen: Giacometti und Sam Francis, Chagall gehörte auf seine Art natürlich auch zu den beeindruckendsten Persönlichkeiten.

Gibt es eigentlich auch zeitgenössische Künstler, die Sie schätzen?

Das Interesse für zeitgenössische Kunst sollte parallel mit dem Alter abnehmen. Wissen Sie, man muss mit Künstlern essen und trinken bis morgens um vier, dann merkt man erst aus dem Bauch heraus, wer etwas ist und wer weniger. Das macht man nicht mehr nach 65 – ab diesem Alter habe ich mich verabschiedet von der Entdeckung zeitgenössischer Kunst. Ausgenommen sind einzelne freundschaftliche Kontakte mit Berner Künstlern wie Franz Gertsch, Rolf Iseli, Markus Raetz oder Alois Lichtsteiner. ○

«Die Schweiz ist mein Glück»

Als Zehnjährige kam sie aus Albanien in die Schweiz, jetzt singt sie die Lieder aus ihrer Heimat mit einem Jazztrio in aller Welt: Elina Duni ist das Schönste, was die Schweiz derzeit musikalisch zu bieten hat.

Von Markus Schär

Kann das gutgehen? «Wenn ihr zu tanzen beginnt», sagt der Konzertgast mit der Statur eines Baumaschinenführers zu seinen blondierten Begleiterinnen, «dann laufe ich davon.» An den Tischen im kleinen Arboner Kultur-Cinema drängt sich das Publikum, die Mehrheit davon mit albanischen Zügen. Dabei steht nicht ein Unterhaltungsabend an, sondern ein Jazzkonzert: Elina Duni spielt mit drei Schweizer Kollegen ihre eigene Musik auf Weltklasseniveau.

Als zehnjähriges Mädchen kam sie 1992 aus dem abgeschotteten kommunistischen Albanien nach Luzern. An der Jazzschule Bern als Sängerin ausgebildet, spielt sie seit 2005 Volkslieder vom Balkan mit dem Piano-Trio von Colin Vallon und gab zwei Alben heraus: «Baresha» (2008) und «Lume Lume» (2010). Vor drei Jahren stieg sie zum Münchner Label ECM auf, wo der Produzent Manfred Eicher seit bald einem halben Jahrhundert seine eigene Jazzgeschichte schreibt. Dieses Jahr gab sie mit «Dallëndyshe» eines der schönsten Alben weltweit heraus. Sie setzt jetzt ausschliesslich auf albanische Lieder und weckt damit bei der Diaspora Heimatgefühle. In Arbon feiern sie alle, niemand läuft davon.

Auf Youtube ist ein Auftritt von Ihnen beim European Jazz Meeting zu sehen. Da sagen Sie, Sie lebten «in wonderful Switzerland which is my home». Was finden Sie so wunderbar an der Schweiz?

Ich sage immer, in meiner Musik trafen sich zwei Welten, Albanien und die Schweiz. Und ich sage, die Schweiz habe immer viele

«Ich habe jedenfalls in der Schweiz nie Rassismus erfahren.»

Leute willkommen geheissen, auch mich. Ich kam als Zehnjährige hierher, die Schweiz gab mir viel. Ich hoffe, sie bleibt ein Land, das Menschen willkommen heisst. Das ist die Schweiz, die ich liebe.

Was empfinden Sie hier als «my home»?

Ich fühlte mich immer gut aufgenommen, schon bevor ich mich mit sechzehn einbürgern liess. Ich sehe jetzt, da es wirtschaftlich weniger gut geht, dass sich Schweizer gegen Ausländer wenden. Aber gerade dort, wo viele Ausländer leben, gibt es



«Albanien ist mein Feuer»: Jazz-Sängerin Duni.

diese Angst vor den Ausländern ja nicht. Ich habe jedenfalls in der Schweiz nie Rassismus erfahren, vielleicht weil ich in einem Milieu von Künstlern und Intellektuellen aufwuchs. Und ich erlebe auch das Schweizer Publikum als sehr offen, es ist super. Ich bin ja eine Romande, die Schweizerdeutsch spricht; das ist wichtig.

Sie fühlen sich als Romande?

Ich bin in Genf aufgewachsen, Französisch ist fast meine Muttersprache, und ich fühle mich eher als Lateinerin, obwohl ich die letzten zehn Jahre in Bern wohnte: als albanische Romande, die Schweizerdeutsch spricht. Ich sage immer: «Albanien ist mein Feuer, die Schweiz ist mein Glück.»

Sie kamen als Kind zuerst nach Luzern, mit ihrer Mutter, die einen Schweizer heiratete.

Das war sehr schwierig. Luzern ist eine kleine Stadt. Und in Albanien gab es kaum Ausländer; wir sahen sie fast als Götter an, unnahbar. In Albanien war ich ein Kinderstar, in Luzern niemand. Oder noch schlimmer: eine arme Albanerin. Ich war sehr allein; ich erlebte das erste Mal Einsamkeit. Da rettete mich die Musik, ich entdeckte die Beatles, meine einzigen Freunde. Das war schwierig, aber es macht dich stark, wenn du die Einsamkeit überlebst – du kannst dann noch viel Schwierigeres und Schlimmeres meistern.

Kannten Sie in Albanien gar keinen Pop?

Michael Jackson; doch er war verboten. Die italienischen Schlagersänger Adriano Celentano oder Gianni Morandi waren sehr bekannt, aber ausser klassischen Werken durften wir keine ausländische Musik hören. Volksmusik gab es überall viel, aber es war nicht mehr die Musik des Volkes, sondern meistens nur Propaganda für die Partei.

Was waren Ihre Lieblingssongs der Beatles?

Alle. In Luzern hörte ich vor allem «Across the Universe»: (*Singt*) «Nothing's gonna change my world... Pools of sorrow, waves of joy are drifting through my opened mind.» Ich kenne eigentlich noch alle Beatles-Songs.

Sie zogen dann bald nach Genf.

Das war meine Stadt, die Freiheit für mich. Es gibt in Genf ja viele Ausländer; ich war nicht mehr die kleine, arme Albanerin. Aber ich fand in Genf nicht, was ich musikalisch suchte; deshalb ging ich 2003 nach Bern an die Jazzschule. Ich wollte auch die Schweiz besser kennenlernen. Genf ist eine super Stadt, doch man bekommt dort das Gefühl, man sei in Genf, aber nicht in der Schweiz. Bern liegt mitten in der Schweiz, man kommt von da überallhin. Und ich lernte an der Jazzschule meine Mitmusiker kennen, Colin Vallon und

Norbert Pfammatter, später auch unseren neuen Bassisten Lukas Traxel. Aber jetzt wird mir Bern zu eng. Nach zehn Jahren muss ich jeweils weitergehen. Ich dachte an Paris oder Berlin, nun ziehe ich nach Zürich. Es gefällt mir sehr in der Schweiz; ich träume davon, hier zu wohnen und überall zu spielen.

Dann wählten Sie Zürich wegen des Flughafens?

Genau.

Ich wollte Sie kennenlernen, weil ich Sie für das Beste halte, was die Schweiz derzeit musikalisch zu bieten hat. Einverstanden?

(*Lacht*) Dazu kann ich nichts sagen. Es gibt in der Schweiz sehr viele interessante Musiker.

Wen sehen Sie sonst?

Zuerst natürlich das Colin Vallon Trio, eines der spannendsten Trios, die es gibt. Aber auch seinen Schlagzeuger Julian Sartorius, der solo sehr interessante Sachen macht. Den Sänger Andreas Schaerer mit seinem Sextett «Hildegard lernt fliegen.» Oder die

«Die Volksmusik wird schlecht gespielt, sie dient nur noch zum Tanzen und zum Trinken.»

Sängerin Joy Frempong, deren Vater aus Ghana kommt. Pro Helvetia half in den letzten Jahren vielen Schweizer Bands, gerade Leuten mit multikulturellem Background; auch ich verdanke ihr viel. Das geht hoffentlich weiter. Die Schweizer machen eigene Sachen, nicht Mainstream, damit finden sie ein interessiertes Publikum, zum Beispiel in Deutschland. Mir tut es manchmal weh, dass die Schweiz auf ihre Musiker nicht so stolz ist, wie sie es sein könnte.

Aber braucht es wirklich noch mehr Geld für die Kulturförderung?

Ich finde schon, ja. Nach Deutschland oder Frankreich spielen zu gehen, ist sehr teuer. Wenn dir niemand hilft, kannst du international nicht mithalten. Du bringst eine CD raus, spielst in drei, vier Schweizer Klubs; dann musst du die nächste CD machen. Pro Helvetia gibt vielen Schweizer Jazzmusikern die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen. Aber ich glaube, das ganze Budget für den Jazz ist ungefähr 700 000 Franken im Jahr. In der Schweiz bekommt ein Jazzmusiker für ein Konzert zwischen 250 und 400 Franken; dafür arbeitet er einen Tag, manchmal zwei.

Sie sind jetzt bei ECM, also im Olymp des Jazz. Was bringt Ihnen das?

Die Journalisten nehmen mich jetzt ernst und schreiben auch viel mehr. Es gibt bei ECM fast keine Sängerinnen, ich falle also auf. Ich fühle mich sehr geehrt, in dieser Familie zu sein, zu der fast alle grossen Jazz-

musiker gehören. Und es ist spannend, mit Manfred Eicher zu arbeiten. Wir trafen uns gerade im richtigen Moment, als wir im Quartett daran dachten, stärker in eine kammermusikalische Richtung zu gehen. Aber es wird auch so immer schwieriger, Auftrittsmöglichkeiten zu finden. An vielen Orten in Europa gibt es kein Geld für Jazz mehr; wir spüren die Krise. Wenn du nicht in der Champions League spielst, dann musst du kämpfen. Die Veranstalter buchen nur noch Leute, bei denen sie wissen, dass der Laden voll wird.

Können Sie sich vorstellen, einmal etwas auf Mundart zu machen? Singen Sie also einmal das Guggisbergerlied?

Ja, ich habe ein Soloprojekt, bei dem ich in verschiedenen Sprachen singen möchte. Ich stelle mir eine Reise durch die Emigration vor; sie fängt irgendwo an und endet in der Schweiz. Ich will damit sagen: Wir sind alle potenziell Migranten.

Das Guggisbergerlied war im 18. Jahrhundert bei den Schweizer Söldnern in Frankreich verboten, weil sie Heimweh bekamen und davonliefen. Das Heimweh galt damals als Schweizer Krankheit.

Ah ja? Wow! Sehen Sie: Auch die Schweizer waren einmal arm und mussten anderswohin arbeiten gehen. Diese Erfahrung sollte uns Solidarität lehren. Das ist ein Statement, das ich sehr wichtig finde. Ich möchte darum schnell etwas dazu machen.

In Albanien sind Sie ein Star. Der frühere Ministerpräsident Sali Berisha kam zu Ihrem Konzert, und Sie machten auch ein Lied zur Feier von hundert Jahren Unabhängigkeit.

Ich bin bekannt; was ich mache, ist aber für eine Elite. Albanien und das Kosovo sind so ein kleiner Markt, du machst zwei, drei Konzerte, dann ist es vorbei. Wichtig ist mir, die Poesie dorthin zurückzubringen. Die Volksmusik wird schlecht gespielt, sie dient nur noch zum Tanzen und zum Trinken. Die Traditionen sterben, das tut weh. Wir kommen von einer Tournee im Balkan zurück, die Konzerte waren überall ausverkauft, in Tirana, in Skopje, in Pristina. Da spürte ich den Hunger der Leute, sie schätzen unseren Ernst, wie wir diese Lieder spielen.

Wir treffen uns in Arbon, hier kamen mindestens zwei Drittel gebürtige Albaner in Ihr Konzert. Die Diaspora scheint Sie zu lieben.

Ja, es kommen mehr und mehr Albaner, an jedes Konzert. Das ist schön. Es ist wichtig, Brücken zu bauen, Brücken zwischen Welten, zwischen Kulturen, zwischen Menschen; wir machen es seit zehn Jahren. Musik ist für mich nie nur Musik; sie braucht auch eine Botschaft. Das ist für mich eine moralische Verpflichtung: die Welt ein bisschen besser zu machen. ○

«Gewinnen ist nie normal»

Breel Embolo, 18, ist der grosse Hoffnungsträger des Schweizer Fussballs. Der Basler Stürmer verbindet afrikanisches Talent mit helvetischem Pflichtbewusstsein. Im Interview erzählt er von seiner Familie, seiner Heimat und seinen ersten grossen Spielen. *Von Thomas Renggli*

Technik, Schnelligkeit, Dynamik – ein physisches Potenzial, das den Rahmen der Super League sprengt. Und das mit erst 18 Jahren. Breel Embolo ist der Aufsteiger des Jahres im Schweizer Fussball, ein Spieler, wie es ihn nur ganz selten gibt. Als er im März 2014 für den FC Basel in der Super League debütierte, dauerte es nur vier Minuten, bis er sein erstes Tor erzielte. Wer den jungen Mann trifft, realisiert schnell, dass er mehr als ein fussballerisches Ausnahmetalent vor sich hat.

Embolo, der im Alter von sechs mit seiner Mutter aus Kamerun in die Schweiz kam, scheint die Menschen allein mit seiner Präsenz glücklich zu machen. Die älteren Frauen am Nebentisch im FCB-Bistro «Rotblau» stecken tuschelnd die Köpfe zusammen, ehe sie sich getrauen, Embolo zu grüssen. Der jugendliche Fussballer ist ob dieser Schüchternheit gerührt: «In der Schweiz muss man als Sportler oft auf die Fans zugehen, weil sie es vor lauter Respekt nicht wagen, um ein Autogramm zu bitten.»

Embolo war seinen Alterskollegen immer (mindestens) einen Schritt voraus und weckte früh Begehrlichkeiten im Ausland. Das betraf auch die Nationalmannschaft: Aufgrund seiner Wurzeln wäre er für Kamerun spielberechtigt gewesen. Er entschied sich für die Schweiz. Am 9. Oktober 2015 schoss er im EM-Qualifikationsspiel gegen San Marino das erste Tor im Trikot der Nationalmannschaft.

Breel Embolo, danke, dass Sie uns zum Interview empfangen. Nächstes Jahr um diese Zeit wird man Sie wohl nicht mehr in der Schweiz treffen können...

Das weiss ich nicht. Ich bin erst achtzehn Jahre alt und habe noch viel Zeit. Natürlich will ich mal in eine ausländische Liga wechseln. Aber ich bin ein Typ, der Schritt für Schritt geht. Mein Vertrag in Basel läuft bis 2019 – vorderhand stehen die Ziele mit dem FCB im Vordergrund. Wenn der richtige Moment kommt, werde ich die Situation mit dem Präsidenten, dem Sportchef, meinem Berater und mit meiner Familie analysieren und einen Entscheid treffen. Ich werde nie etwas machen, wozu ich nicht hundertprozentig stehen kann.

«Werschnappt sich Breel Embolo?», fragen sich die Medien – und legen die Transfer-summe prophylaktisch auf dreissig Millionen Franken fest. Wie geht man als junger Spieler mit solchen Gerüchten um?

Diese Zahlen interessieren mich nicht, dafür gibt es Sportchefs und Berater. Mein Job ist es, auf dem Platz die Leistung zu bringen und dafür zu sorgen, dass ich gesund bleibe. Was daraus entsteht, ergibt sich von alleine.

Welche Ligen verfolgen Sie als Fan?

Bei uns läuft der Fernseher am Wochenende fast permanent. Wir schauen Spiele der englischen, deutschen, spanischen und italienischen Ligen. Früher im FCB-Wohnhaus schaute ich zusammen mit meinen Kollegen. Jetzt schaue ich zu Hause mit meinem älteren Bruder Boris.

Welcher Klub fasziniert Sie besonders?

Ich schaue weniger auf die Klubs als auf die Spieler – vor allem auf die Topstürmer. Ich probiere, Dinge zu übernehmen und im Training nachzumachen – von Lewandowski, Aubameyang, Neymar. Aber einer steht über allen: Lionel Messi. Er hat das Maximum aus seinem herausragenden Talent gemacht und ist für mich der beste Spieler der Geschichte.

Im Spitzenspiel gegen GC sorgten Sie mit einer unüblichen Aktion für Aufsehen. Sie korrigierten in der Schlussphase einen Entscheid des Schiedsrichters zu Ihren Ungunsten...

... und ich bin überzeugt, dass jeder meiner Mitspieler das Gleiche gemacht hätte. Der Leistungsdruck im Fussball wird zwar immer grösser. Aber die neue Spielergeneration rückt zusammen – auch über Klubgrenzen hinweg. Wir kennen uns aus den Auswahlteams und sehen uns nicht nur als Rivalen.

Gelegentlich entsteht das Gefühl, Fussball sei kultivierter Betrug. Ist Ehrlichkeit auf dem Platz verpönt?

Nein, auf keinen Fall. Aber oft geht es so schnell, dass man keine Zeit zum Überlegen hat. Man besitzt nicht die Möglichkeit, ehrlich zu sein, weil man in einer Szene das Bestmögliche aus einer Situation rausholen will. Schlitzohrigkeit und Opportunismus gehören zum Spiel. Das ist auch gut so. Aber natürlich wäre es in einer idealen Welt so, dass jeder Spieler dem Schiedsrichter hilft, immer die richtige Entscheidung zu treffen.

Sie führen in der Europa League die Fair-play-Wertung an – unter 900 Spielern. Ist das eine zufällige Momentaufnahme oder eine Frage der Erziehung?

(Lacht) Oh je. Das höre ich zum ersten Mal. Das ist vermutlich Zufall und kann sich schnell wieder ändern. Als Leader ist man ein Vorkämpfer, der auch mal reingrätchen

muss. Ich will ein Leader sein – und ein Sieger. Dazu gehört auch die psychische Stärke. Deshalb arbeiteten wir bei den Junioren regelmässig mit einem Mentaltrainer zusammen. Er veranschaulichte mit Bildern, dass man sich von äusseren Faktoren oder

«Ich war furchtbar nervös, als ich zum ersten Mal in die Kabine der ersten Mannschaft trat.»

dem Spielverlauf nicht beeinflussen lassen sollte. Man sollte in einem Spiel alles bereits Gewesene ausblenden und mit dem Kopf immer im Hier und Jetzt sein, um in jeder Aktion richtig zu reagieren.

Themenwechsel. Mit den Attentaten in Paris rückten Fussballspiele erstmals in den Fokus von Terrordrohungen. Waren diese Ereignisse auch ein Kabinen-Thema?

Natürlich war das in jenen Tagen das Hauptthema. Wir alle waren schockiert und betroffen. Manchmal passieren so schlimme Dinge, dass der Fussball auch in der Garderobe zur Nebensache wird.

Hat man als Spieler zuweilen Angst, wenn man in ein vollbesetztes Stadion einläuft?

Höchstens in einer Stadt, in der gerade etwas passiert ist. Aber als Fussballer fühlen wir uns grundsätzlich nicht bedroht. Die totale Sicherheit gibt es im Leben nie. Das betrifft nicht nur die Gefahr von Attentaten, sondern auch den ganz normalen Alltag.

Ihre Ankunft in der Fussballwelt hat in der Schweiz für enormes Aufsehen gesorgt. Wie haben Sie selber Ihren Aufstieg erlebt?

Am Anfang dachte ich manchmal, ich träume. Aber viel Zeit zum Nachdenken hatte ich nicht. Es kommen immer wieder neue Herausforderungen, und man muss sofort wieder parat sein. Alles ging sehr schnell, und da braucht es ein Umfeld, das einen unterstützt und beschützt. Das klappt beim FC Basel hervorragend. Der Klub funktioniert wie eine Familie.

Sind die älteren Mannschaftskollegen Türöffner oder Konkurrenten?

Ich wurde mit offenen Armen empfangen. Die meisten Spieler kannten mich schon, weil sie die Nachwuchsteams verfolgen. Sie probierten, Respekt und Druck von mir zu nehmen. Aber das hat nicht richtig funktioniert. Ich war furchtbar nervös, als ich zum ersten Mal in die Kabine der ersten Mannschaft trat. >>>



«Ich gehe mit einem Lächeln durchs Leben»: Fussball-Shootingstar Embolo.

Vor welchem Spieler hatten Sie am meisten Respekt?

Vor allen! Ich habe alle mit Sie angesprochen, es dauerte zwei Monate bis ich mich getraute, sie zu duzen. Noch immer rutscht mir manchmal ein Sie über die Lippen. Die Schwellenangst lässt sich mit Leistungen auf dem Platz überwinden. Und ich hatte das Glück, dass vieles klappte und ich so mein Selbstvertrauen entwickeln konnte.

Fussballer haben vergleichsweise viel Freizeit. Ist das Leben als Profi immer erfüllend?

Es gibt neben dem Training und den Spielen im Leben eines Profis viele Verpflichtungen: Medientermine, Autogrammstunden, Sponsorenanlässe. Auch die Erholung ist ein zentrales Element. Und ich will meine Freunde und die Familie pflegen. Meine Mutter, der Bruder und die beiden kleinen Schwestern sind das Wichtigste in meinem Leben.

Können Sie sich in Basel noch frei bewegen?

Natürlich. Das ist eine der grossen Qualitäten der Schweiz. Die Menschen haben Respekt und halten Abstand. Manchmal muss ich schon selber den ersten Schritt machen, wenn ich spüre, dass jemand ein Autogramm möchte. Die ausländischen Spieler sind über diese Mentalität oft erstaunt. Am Wochenende ist das Stadion voll – und das Publikum euphorisch. Aber unter der Woche wird man in Ruhe gelassen.

Kommt für Sie eine schulische Ausbildung neben dem Trainingsalltag in Frage?

Ich habe eine KV-Lehre im Nordwestschweizer Fussballverband absolviert und im Sommer erfolgreich abgeschlossen. Darauf bin ich sehr stolz. Jetzt möchte ich mal ein Jahr voll auf den Fussball setzen.

Und nachher gehen Sie aufs Büro?

(Lacht) Vielleicht. Man weiss ja nie.

Der FC Basel ist quasi die Schweizer Antwort auf Bayern München. Wie ist es, wenn an jedem Wochenende drei Punkte erwartet werden und schon der Meistertitel als fast selbstverständlich wahrgenommen wird?

Gewinnen ist nie normal. Aber jeder will immer gewinnen. So wird die Erwartungshaltung weniger vom Umfeld als von uns Spielern geweckt. Wir wissen, was wir können und wollen nicht auf den Gegner schauen. Wer auf den Platz kommt und nicht gewinnen will, hat den falschen Job.

Werden Sie von den Gegnern härter angegangen, seit man Sie kennt?

Das kann man sagen. Seit ich das erste Mal auf den Rasen des St.-Jakob-Parks gelaufen bin, hat sich einiges geändert. Die anderen Mannschaften bereiten sich vor – und als Stürmer kriegt man automatisch mehr Schläge. Aber glücklicherweise bin ich noch jung und erhole mich schnell.

Wie wurden Sie in der Schweizer Nationalmannschaft aufgenommen?

Das war sehr speziell. Ich war im vergangenen Frühling eigentlich mit der U-21 unterwegs und wurde dann kurzfristig von Vladimir Petkovic für die Nationalmannschaft aufgeboten, fürs Freundschaftsspiel gegen die USA. Es war ein wunderbares Gefühl, nur schon das Trainingsshirt überzustreifen. In diesem Moment realisierte ich, dass ich jetzt wirklich in dieser neuen Welt angekommen bin. Das war eine ähnliche Situation wie vor dem Debüt mit dem FCB.

Und Sie siezten alle Spieler?

Nein, nein. Ich kannte ja schon viele Spieler vom FCB, die legten sofort schützend ihre Hand über mich. Auch die älteren kamen sofort auf mich zu und halfen mir. Ich hatte bisher immer das Glück, dass ich überall offen empfangen wurde.

Wie erklären Sie sich das?

Ich bleibe immer authentisch. Ich war glücklicherweise noch nie in einer Situation, in der ich mich verstellen musste. Und ich gehe mit einem Lächeln durchs Leben.

In den Medien ist derzeit vom Balkan-Graben in der Nationalmannschaft die Rede. Wie empfinden Sie das?

Davon habe ich nichts gespürt. Die Medien müssen halt immer etwas schreiben. Letztlich geht es um die Ziele der Mannschaft, und die sind für alle gleich, unabhängig von den Wurzeln der Spieler. Wenn man sich als Fussballer ernsthafte Gedanken über jeden Zeitungsartikel machen würde, hätte man ein Problem. Über gewisse Berichterstattungen kann man auch lachen.

Ihre Eltern stammen aus Kamerun. Auch der kamerunische Verband buhlte um Sie. Wie schwer fiel Ihnen der Entscheid?

Das war sehr schwierig. Als junger Spieler wünscht man sich, dass alle Türen offen stehen. Wenn es dann so weit ist, fühlt man sich

«Ich höre auch auf meine Familie.»
– «Auf Ihre Mutter?» – «Nein,
wenn es um Fussball geht, nicht.»

überfordert. Wir sprechen von zwei grossen Fussballnationen, die attraktive Möglichkeiten bieten. Für mich war es kein Entscheid gegen Kamerun, sondern einer für die Schweiz. In der Schweiz bin ich aufgewachsen, aber mein Vater und ein Teil meiner Familie leben noch immer in Kamerun. Ich besuche sie mindestens einmal pro Jahr. Vielleicht könnte die Fifa ja die Regeln ändern, damit ich für beide Mannschaften spielen kann. *(Lacht)*

Wie viel Schweiz, wie viel Afrika stecken in Ihnen?

Fünfundzwanzig zu fünfzig. Meine Eltern sind beide aus Kamerun. Aufgewachsen bin ich hier. Ich habe die Mentalität eines Schweizer.

Das heisst, Sie haben das afrikanische Talent und die Schweizer Disziplin?

Wieso nicht das Schweizer Talent und die afrikanische Disziplin? Genetisch bin ich der Afrikaner. Aber in der Schweiz habe ich gelernt, Ordnung zu halten, nicht zuletzt dank dem Fussball. Ich schätze die Schweizer Organisation sehr. Das macht vieles einfacher. In Kamerun ist es nicht immer perfekt. Vermutlich steht das auch einem Triumph einer afrikanischen Mannschaft im Weg. Wenn die kleinen Dinge neben dem Platz nicht stimmen, nützt oft das grösste Talent nichts.

Wurden Sie schon mit Rassismus konfrontiert?

Nicht gross. Auf dem Fussballplatz wird zwar viel gesprochen, aber das zählt für mich nicht. Während neunzig Minuten bewegt man sich unter Adrenalin und Leistungsdruck wie in einer eigenen Welt. Da rutscht dann halt mal ein politisch nicht korrektes Wort über die Lippen. Aber das darf man nicht zu ernst nehmen. Nach dem Schlusspfiff gibt man sich die Hand, und das normale Leben beginnt. Und dort ist es entscheidend, dass man sich mit Anstand und Respekt begegnet.

Sie werden von Xherdan Shaqiris Bruder Erdin beraten. Wie wichtig sind dessen Ratschläge? Und auf wen hören Sie sonst?

Er muss meine Interessen und Vorstellungen wahrnehmen, mir den Rummel und die Diskussionen fernhalten. Das macht er hervorragend. Ich höre aber auch auf meine Familie ...

Auf Ihre Mutter?

Nein, wenn es um Fussball geht, nicht. Die Mutter bleibt die Mutter. Aber ich diskutiere viel mit meinem Bruder über die Spiele und die strategischen Entscheide.

Sind Ihre Geschwister ähnlich talentiert wie Sie?

Eher nicht. Das heisst, meine Schwestern sind sehr talentiert im Zeichnen. Für Fussball interessieren sie sich noch nicht gross. Ihnen ist es egal, ob der Bruder Fussballer, Gärtner oder Schreiner ist. Hauptsache, er kommt regelmässig zu Besuch.

Was machen Sie an Weihnachten?

Vielleicht gehe ich ein paar Tage nach Yaoundé zu meinem Vater. Er lebt dort in einem normalen Mittelstandquartier. Aber die Leute sind total fussballverrückt – und viele tragen ein FCB-Shirt. In Kamerun ist das Weihnachtsfest ganz speziell. Auf der anderen Strassenseite wohnen Muslime. Und wir feiern alle zusammen. Das ist auch am Ende des Ramadans jeweils so. Uns alle verbindet der Glaube daran, dass es einen Gott gibt.

Was wünschen Sie sich?

Gesundheit für meine ganze Familie – und dass ich von Verletzungen verschont bleibe.

Wo sind Sie in sechs Monaten?

Ich hoffe, an der Euro in Frankreich. ○



Hotelcard

Winterferien in der Schweiz

Seit sechs Jahren gibt es bereits die erfolgreiche Hotelcard, das weltweit erste Halbtax für Hotels. Mit dieser Karte zahlen Sie in mehr als 500 Hotels nur noch die Hälfte.

Zur Auswahl stehen die schönsten Wellness-, Wintersport-, Stadt- und Familienhotels in der Schweiz und im benachbarten Ausland. Von der charmanten kleinen Herberge bis zum 5-Sterne-Hotel ist für jeden Geschmack die passende Unterkunft dabei.

Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf www.hotelcard.ch gewünschtes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen – fertig!

Die Vorteile auf einen Blick:

- Über 500 Tophotels
- Zahlreiche 4-Sterne- und 5-Sterne-Hotels
- Hotels im Jahresdurchschnitt zu 75 Prozent zum halben Preis buchbar
- Bestpreisgarantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchbar
- Kein Konsumationszwang
- Keine Mindestaufenthaltsdauer

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★

Ideales Weihnachtsgeschenk

* Bei Bestellungen bis 22.12.2015 erhalten Sie Gutscheine für Gratiskarten. Diese Gutscheine sind ideale Weihnachtsgeschenke. Die beschenkte Person kann sie zum gewünschten Zeitpunkt kostenlos gegen eine persönliche und ein Jahr lang gültige Hotelcard einlösen.

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★

Platin-Club-Spezialangebot

Hotelcard – das erste Halbtax für Hotels

Weltwoche-Abonnenten/-innen erhalten das erste Hotel-Halbtax-Abo bis 22.12.2015 zum Sonderpreis.

Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 1 Hotelcard zum Weiterverschenken gratis dazu*
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 165.–)
- 2 Hotelcards zum Weiterverschenken gratis dazu*
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 235.–)
- 3 Hotelcards zum Weiterverschenken gratis dazu*

Angebot gültig bis 22. Dezember 2015

Bestellung:

Über www.hotelcard.ch/weltwoche oder
Telefon: 0848 711 717 (mit Kennwort «weltwoche»)

Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20, 3600 Thun
www.hotelcard.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



«Die Zukunft muss mehr sein»

Fabian Cancellara ist einer der erfolgreichsten Radsportler der Welt. Derzeit bereitet sich der Berner auf seine letzte Saison vor. «Wenn ich nicht mit der Absicht starte, zu gewinnen», sagt der 34-jährige Weltmeister und Olympiasieger, «kann ich genauso gut zu Hause bleiben». Von Beat Gygi

Der Schweizer Radrennstar Fabian Cancellara betreibt seit November wieder intensiv Grundlagentraining, und am Samstag ist der mehrfache Weltmeister und Olympiasieger erstmals wieder unterwegs zu einem Zusammenzug des Rennteams. Wir treffen ihn an diesem Abend in Zürich kurz vor seinem Abflug nach Belgien. Er kommt mit Reisegepäck, ist locker und spricht von einem «positiven Tagesflow»; nach einem Jahr mit schweren Stürzen und Zwangspausen will er seine letzte Profisaison mit voller Motivation und Energie durchziehen.

Herr Cancellara, was war Ihr wichtigstes Resultat im zurückliegenden Jahr?

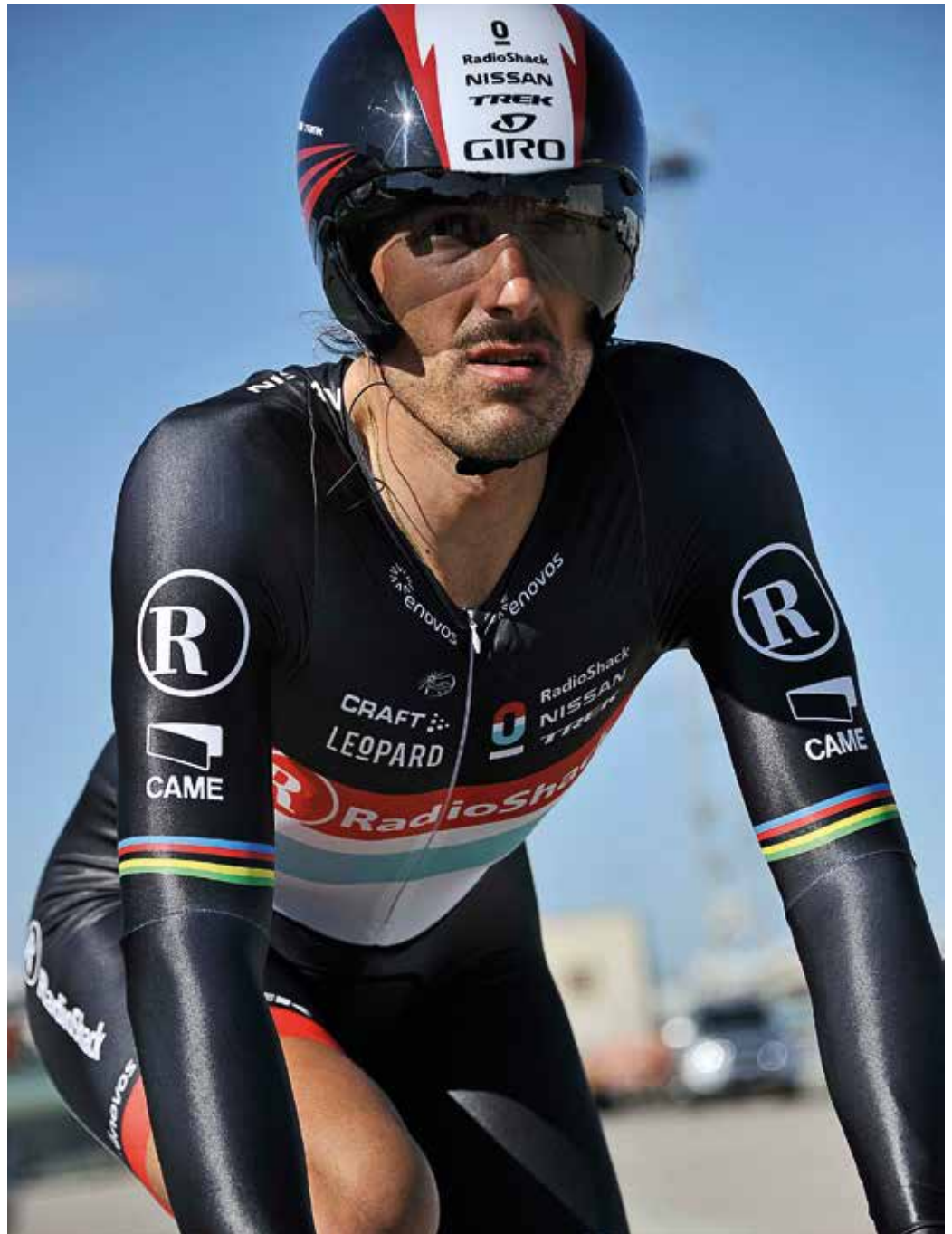
Alles in allem muss ich fast sagen: dass ich nach meinen Stürzen noch gehen kann! Wichtig ist natürlich auch, dass ich in diesem schwierigen Jahr sportlich dennoch einiges zustande gebracht habe und dass meine Motivation intakt ist. Vor allem privat stimmt die Grundlage. Letzte Woche hatten wir ein Elterngespräch in der Schule. Die ältere unserer zwei Töchter ist in der dritten Klasse, und was meine Frau und ich von den Lehrern gehört haben, macht mich stolz. Mir geht es nicht um Spitzenleistungen oder Bestnoten, viel wichtiger finde ich Dinge wie Anstand, Motivation oder Mitmachen. So etwas spornt mich im Training zu Extrastunden an, da vergisst man Nebel oder Kälte.

Wie sehen Sie es im Sport? Da geht es doch nur um Spitzenleistungen – müssen Sie da umschalten?

Irgendwie schon, aber auch im Sport sind verschiedene Elemente wichtig. Talent allein reicht nicht, Wille allein auch nicht. Es braucht eine vielschichtige Kombination, um zum Erfolg zu kommen.

«Der Zweite ist der erste Verlierer», lautet ein Sprichwort. Soll man lieber gar keine Radsportkarriere anfangen, wenn man kein Siegertyp ist?

Klar, am Ende des Jahres wird man immer an den Erfolgen gemessen. Aber in unseren Teams braucht es auch die Rennfahrer, die andere Rollen spielen. Die Wasserträger sind wichtig, auch die mittleren Fahrer, die nicht gewinnen, aber das Team stützen. Der schlimmste Rang ist der vierte, der Holzpreis. Der dritte Platz ist besser als der zweite, denn der Zweite ist tatsäch-



«... da vergisst man Nebel oder Kälte»: Rennfahrer Cancellara.

lich der erste Verlierer. Was folgt daraus? Zweiter und Dritter will ich nicht werden, also muss ich gewinnen.

Ist Siegeswille angeboren?

Ich habe den Siegesdrang vor allem in meinem ersten Profiteam bei Mapei gelernt. Das Motto hiess «Vincere insieme». Wenn einer fragte: «Warum fährst du?», war die Antwort: «Um zu gewinnen.» Wenn ich nicht mit der Absicht starte, zu gewinnen,

kann ich genauso gut zu Hause bleiben und die Zeit mit der Familie verbringen. Wenn ich unterwegs bin, dann will ich gewinnen, dieser Biss ist da.

Was würden Sie Jugendlichen heute raten: «Wichtig ist das Mitmachen» oder «Du musst gewinnen»?

An erster Stelle muss die Freude stehen. Wenn man etwas nicht mit Freude macht, kommt man nicht wirklich voran.

Sollten Eltern ihre Kinder möglichst forcieren?

Nein, das ist das Schlimmste, wenn Eltern dauernd drängen, fordern und dreinreden. Ein solcher Vater möchte ich nicht sein. Sport ist an sich eine gute Lebensschule, eine Art Lehre im Sozialen. Man kann ein Egoist sein, man lernt aber, damit umzugehen. In einer Mannschaftssportart kommt ein Egoist nicht weit.

Aber ein Star wie Sie muss doch Egoist sein!

Immer nur Egoist sein, das geht nicht. Nach all meinen Erfahrungen kommt immer alles, was man tut, irgendwie zurück – es ist ein Geben und Nehmen.

Welches ist für Sie eigentlich die beste Velofarbe?

Rot. Das sticht heraus.

Welches war der schönste Sieg?

Das ist nicht einfach zu sagen, aber der Sieg der Flandernrundfahrt 2013 war für mich wohl der schönste, weil sportlich und privat alles stimmte. Was ich mir Wochen vorher vorgenommen hatte, klappte an diesem Tag. Sicher waren die Siege bei Milano–San Remo und Paris–Roubaix und das Olympiagold auch Highlights, aber vielleicht liegen die schon etwas zu weit zurück.

Haben Sie das Gefühl, dass Sie in Ihrer Karriere das Maximum aus sich herausgeholt haben?

Im Nachhinein kann man immer sagen, wo man noch einen Zacken hätte zulegen sollen. Aber dem nachzuweinen, ist sinnlos.

Es ist nicht noch Dringendes zu erledigen?

Nein. Ich weiss einfach, dass ich mit einer derart verkorksten Saison wie 2015 nicht meine Profikarriere beenden wollte. Damit hätte ich später Mühe gehabt, das hätte ich dann wahrscheinlich bereut. Die zwei Stürze wären wie Narben.

Sie treten die letzte Saison an. Können Sie das Ganze wie eine Abschiedssaison angehen?

Beweisen muss ich nichts mehr, ich habe ja in meiner Karriere fast alles erreicht. Aber der Wandel, der kommt, braucht Zeit, und den kann man nicht jetzt schon vorbereiten. Jetzt will ich als Rennfahrer wirklich noch etwas leisten. Ich bin noch voll auf Sport getrimmt, auf Training, Training und nochmals Training.

Wann haben Sie beschlossen, aufzuhören?

Im Frühling 2015. Damals sagte ich mir, der Vertrag mit dem Team Trek sei mein letzter. Ich hätte sicher gut noch vier Jahre weiterfahren können, aber das war nicht meine Motivation. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass mein Entscheid richtig ist.

Was machen Sie nachher?

Es gibt gewisse Vorstellungen, einige Eckpfeiler, aber im Moment kann ich nicht zu viel an später denken, jetzt geht es ums Training. Der Biss ist wieder da.

Bleibt das Velo wichtig?

Velofahren ist ein Teil meines Lebens, aber nicht mein Leben. Die Passion fürs Velo wird mich mein Leben lang begleiten, aber ich will noch andere Bereiche kennenlernen, da kann ich vielleicht auch etwas von meinen Erfahrungen einbringen, etwas kombinieren.

Sind Sie ein Unternehmertyp?

Das muss man sehen. Ich war nie Eigentümer eines Teams. Ich konnte viel beisteuern und beeinflussen, aber nicht wirklich die Hebel ziehen. Je nach Erfolg konnte ich mehr oder weniger mitbestimmen, aber auch als Leader war ich nicht der Chef. Vielleicht werde ich in den nächsten Jahren

«Sport ist an sich eine gute Lebensschule, eine Art Lehre im Sozialen.»

Lehrgeld bezahlen, aber ich möchte mich nicht darauf beschränken, mich als Weltmeister und als Olympiasieger zu zeigen, auch wenn das tolle Titel sind und ich stolz darauf bin. Die Zukunft muss mehr sein.

Der wirtschaftliche Schwerpunkt des Radsports ist die Tour de France. Zum Gewinnen Tour hätten Sie etwas leichter sein müssen, um gut über die Berge zu kommen. Wurst es Sie, dass Sie sich die paar Kilos nicht abgehungert haben?

Nein, ich esse zu gerne Schokolade. Im Ernst: Ich bin sogar fast froh, dass ich die Tour nie gewonnen habe. Heute steht ein Sieger des Gesamtklassements nach all den Dopingfällen sofort in negativem Licht da. Abgesehen davon wäre es mir den Preis einfach nicht wert gewesen. Das Abhungern von vier Kilo Muskeln wäre nicht alles gewesen, ich hätte mich auch sonst einschränken müssen.

In der Leichtathletik haben sich kürzlich Dopingabgründe aufgetan. Entlastet das den bisher vielgescholtenen Radsport, ist das für Sie eine Erleichterung?

Nein, eine Erleichterung ist es nicht. Der Leichtathletikbetrug ist viel schlimmer als das, wofür der Radsport bisher kritisiert wurde. In der Leichtathletik sind es nicht Teams, die betrogen haben, sondern ganze Organisationen, Nationen. Das gab es bisher nicht. Aber besser geht es den Radsportlern deswegen nicht.

Sie sind viel im Ausland unterwegs. Wie sehen Sie die Schweiz?

Als Museum. Für mich ist das der Platz, an den ich zurückkomme; meine Heimat.

Dann ist der Begriff Museum wohlwollend gemeint?

Ja, Museum heisst für mich, dass ich am richtigen Fleck bin.

Wo sollten die Schweizer aufpassen, dass sie dem Land nicht schaden?

Dass wir nicht zu gross werden. Dass wir die Fähigkeiten unseres Landes nicht unterschätzen. Uns geht es gut. Jedes Land sollte zuerst vor seiner eigenen Haustür kehren und für sich schauen. Zuerst für alle anderen Länder zu sorgen, ist nicht richtig. ○

Shurat HaDin's
ACTIVIST LAWYER'S TRAINING SEMINAR



CALLING ALL LAWYERS!
Israel needs you now more than ever

MARCH 7-13, 2016
EARN UP TO 15 CPD CREDITS

Join us for an intense one week seminar in Israel filled with cutting-edge lectures and workshops by accomplished advocacy, security and legal experts, including Irwin Cotler and Alan Dershowitz. Learn to combat BDS, defend Israeli soldiers against war crimes, represent terror victims, and more. Go on field trips to IDF Bases, the Syrian Border, the Supreme Court and Military Court. Network with Pro-Israel attorneys from around the world. Discover the power and capacity you possess as lawyers and gain the tools you need to be innovative legal strategists, and to act on behalf of Israel and the Jewish people worldwide.

Website: www.israellawcenter.org Email: Seminar@israellawcenter.org
Phone: 646-661-2811, 972-3-751-4175

 **SHURAT HADIN**
ISRAEL LAW CENTER

Nirwana für alle

Für das Glück taugt der hyperrationale Glaube an die Wissenschaft und das grenzenlose Wachstum nicht. Wir sollten uns vermehrt dem Unerklärlichen, dem Spirituellen und der Kraft der Musik zuwenden. *Von Chris von Rohr*



«Gebet und Erhörung zugleich»: Musiker von Rohr im legendären «Laurel Canyon Cafe» in Kalifornien.

Ein neugieriger, lebendiger Bub, wie es auch heute Millionen gibt, stellte sich die Allerweltsfrage, was denn der Sinn des Lebens sei und ob es nicht noch etwas Grösseres und Spannenderes gäbe als das, was die anderen mit einem vorhatten? «Mehr studieren, mehr arbeiten, mehr Geld verdienen» tönte nach Trostpreis, ungelebtem Leben, Absicherung, nach *survival of the sickest*.

Da musste doch mehr drin sein in den ein paarmal 10 000 Tagen, die wir haben!, rief es in mir! Das in der Schule Eingetrichterte würde meinem existenziellen Dasein nichts bringen. Dies hatte wenig mit Leidenschaft, Lebensfreu-

de, Empathie und Hingabe zu tun. Wenn die Kinder die Zukunft unserer Gesellschaft sind, warum machen die Erwachsenen es ihnen denn so schwer? All das Kreative, das Spielerische, das intensive Im-Moment-Leben, was das Kindsein ausmacht und in der Bibel mit «Werdet wie die Kinder» hochgepriesen wird, soll plötzlich nichts mehr wert sein und durch den dumpfen «Ernst des Lebens» einer abgemeldeten Konsumgesellschaft ersetzt werden?

Diese Lüge und Unterdrückung konnte ich nicht akzeptieren. Im Unterbewussten spürte ich, was Laotse so formulierte: «Der Weg zum Tun ist zu sein!»

Mein erstes spirituelles Erlebnis hatte ich nicht im Gottesdienst, nein, sondern beim Hören von Chuck Berrys «Johnny B. Goode». Das war Sex, bevor ich Sex hatte. Kosmisch! Viel näher konnte man Gott nicht sein. So gab ich direkt von meinem Sinnierbett folgende Bestellung auf: «Liebes Universum, *ladies and genitals*, ich will meinen Traum leben, Musik machen, schreiben, frei sein, Rockstar werden und die Frauen beglücken ...!»

Sie lachen? Ich auch! Aber genau so lief es. Ich bin auch heute davon überzeugt, dass die Utopie des scheinbar Unmöglichen der Weg sein kann. Die Losung: «Folge deiner inneren Stimme, sei mutig, sei crazy, sei unerschrocken und vor allem: Sei dich selbst, denn die anderen gibt es ja schon!» Zuerst muss aber der zugeschüttete, einmalige Wesenskern in uns freigeschaufelt werden. Weg mit dem Schutzpanzer und Möglichkeitenkiller, weg mit all dem «Das geht nicht», «Das ist zu wenig», «Das kannst du nicht machen»-Müll, der uns seit frühester Kindheit reingedrückt wurde. Wegweisend dabei ist, durchzuhalten, das Goldsieb lange genug zu schütteln und etwas zu finden, was du wirklich gerne tust. Egal, was es ist und welche Hindernisse im Weg stehen. Verhungert ist in diesem Land noch niemand – vertrocknet und verbittert geworden sind schon viele.

Ein grosser Gedanke oder ein innerlicher Ruf können das ganze Leben verändern. Denkbar ist auch machbar!

Sie glauben, das sei abgehobene Spinnerei? Dann frage ich Sie: Warum hat es denn ausgerechnet bei mir geklappt, einem mittelmässig begabten Jurasüdfuss-Rocker? Wie war es denn möglich, dass ein paar Provinzschweizer, die von vielen nur verspottet wurden, den Engländern und Amis, notabene den Erfindern des Rock'n'Roll, Millionen von Tonträgern verkaufen konnten, in grossen Stadien spielten, Ehrenbürger von Memphis, Tennessee, wurden, umschwärmt von den schönsten Frauen? Ich sage es Ihnen: Wir Jungs hatten einfach den Mut, gross zu denken und zu träumen, plus die Verwegenheit, dies auch konsequent, gegen alle Widerstände als täglichen Weg durchzuziehen – den Beruf noch als Berufung zu leben. Mein Beispiel sollte allen Unzufriedenen und Zögernden Mut und Kraft geben.

Wie froh und dankbar bin ich heute, den Traum des kleinen Buben ernst genommen zu haben!

Natürlich durchlebten wir jede Menge Durststrecken und brutale Abstürze, aber das

gibt Kraft und gehört zum Leben. Die Möglichkeit, einen Traum auch zu verwirklichen, macht doch das Leben erst lebenswert. Man möge sich kurz vorstellen, welcher Zeitgeist damals herrschte: Der völlig harmlose Song «Marmor, Stein und Eisen bricht» durfte wegen des falsch konjugierten Verbs in Deutschland phasenweise nicht gespielt werden! Mit einer Frisur, wie sie Roger Federer heute trägt, wurde man hierzulande auf offener Strasse entweder angespuckt oder als nutzloser Taugenichts und Gämmler beschimpft. Heute nennt man so etwas Rassismus oder Ausgrenzung. Damals bekam man fürs Sichbeklagen höchstens eins aufs Maul.

Was also dringend anstand, war eine Selbstfindung. In dieser schwarzweissen «I can't get no satisfaction»-Zeit existierten hier weder alternative Schulen noch visionäre, progressive Seminare. Die Bewusstseinsweiterung musste man schon selber in die Hand nehmen.

Hippies und Hesse

Wir hatten die unglaublich vielfältige Pop- und Rockmusik, die unser Richtstern, unsere geistige Lebenslandkarte war. Man höre nur mal «While My Guitar Gently Weeps» von den

und später noch fernöstliche Philosophien ins Spiel kamen, war mir klar, wo ich zukünftig zu Hause sein wollte. Wer diese Wandervogelwonne, diese neckischen, unfrommen, unbekümmerten *summer of love*-Tage nicht genoss, dem konnte wirklich nicht geholfen werden.

Starken Schub und Läuterung brachten mir auch die Bücher von Hermann Hesse. Jene Verkopften, die sich immer noch dem überheblichen Irrglauben hingeben, Hesse sei ein vorübergehender, selbstverliebter Innerlichkeitsromancier, sollte sich die Mühe nehmen, «Demian», «Siddhartha» oder «Der Steppenwolf» zu lesen. Da ist nämlich alles drin, worum es eigentlich geht – vorausgesetzt, man sucht und sieht das lebendige, intensive, kreative, widersprüchliche Leben als Gesamtkunstwerk und ist bereit für eine innere Revolution.

Suche nach dem verlorenen Herzen

Wenn wir heute in die Welt schauen – was hat sich in all den Jahren denn verändert? Gar nichts! Dieser Planet wird zu einem grossen Teil von Irren, kaputten, machtgierigen Egomaneen oder korrupten, unfähigen Politikern regiert. Kriege, Hunger, Leid, uferlose Vermehrung, schwindende Ressourcen, Terror, Hass, religiö-

mit traurig-leeren Blicken einer sinnlosen Wachstumsindustrie folgen.

Jene, die sich vor jeglicher Selbstreflexion, Verfeinerung und Durchlässigkeit drücken, mutieren meist zu arroganten, witzlosen, hoffnungslosen Zynikern, die von allem den Preis und nicht den Wert kennen. Sie nehmen sich unglaublich ernst und fordern die intellektuelle und moralische Lufthoheit – verkaufen uns Feigheit als Toleranz. Ihre Körpersprache verrät aber ihre lustlosen, vergrämten Seelen. Gerne zitiere ich hier Einstein: «Nicht die Atombombe ist die Gefahr von morgen, es ist das menschliche Herz.»

Von Angst auf Liebe

Ich persönlich kenne keine besseren Hilfsmittel als die Musik, Natur, Tiere, Yoga, Malerei, Meditation und natürlich Helge Schneider («Dein ewiges Nein geht mir auf den Sack!»), um den allgegenwärtigen menschlichen Dämonen, dem unwürdigen Mangel-Feeling Einhalt zu gebieten und schliesslich in diesen nährenden, zufriedenen Flow zu kommen. Das vertiefte Beobachten der Innenwelt ist essenziell. Da entstehen Frust, Hass, Krankheit sowie Freude, Vertrauen, Fantasie und Gelas-

Trockenzeit?

- Kratzen im Hals
- Trockenheitsgefühl
- Hustenreiz
- Stimme weg



Erhältlich in Ihrer Apotheke und Drogerie.

GeloRevoice hilft rasch und langanhaltend bei Trockenheitsgefühl im Mund- und Rachenraum.

www.gelorevoice.ch

Beatles oder «My Generation» von The Who. Das ist Gebet und Erhöhung zugleich. Und es gab die Hippies. Diese Gegenkultur orientierte sich an den Hipstern der fünfziger Jahre. Zu ihrem Credo gehörten die freie Liebe, hie und da ein Joint, ein LSD-Trip und ein gemeinsames, zwangloses Erforschen des Lebens – also weg von jeglichen Zwängen und Tabus. Man mag das heute belächeln, aber damals war es das Salz in der trüben Graumaus-Suppe, eine wahre Befreiung. Ich wünschte mir, die heute oft gelangweilte, gleichgeschaltete, von Marken und Trends dominierte Konsumjugend hätte etwas mehr von diesem Flower-Power-Spirit.

Der gefiel mir auch viel besser als das 68er Pseudo-Revolutionen-Getöse: Es ging mehr um eine sanfte, kreative, naturverbundene Revolution und Selbstverwirklichung als um wirre gesellschaftspolitische Umstürze. Sunset Sally und all die Blumenmädchen in ihren farbigen Fetzen und Tüchern zeigten uns Greenhorns, wo's langging. Als dann John und Yoko noch mit «Give Peace a Chance» und einem einwöchigen Bed-in «for hair and world peace» ins Amsterdamer «Hilton»-Hotel eincheckten

ser Fanatismus und Unfrieden herrschen. Die Erdenbewohner sind trotz den unglaublichen technologischen Fortschritten nichts anderes als keulenschwingende Höhlenbewohner mit Flatscreen. Das heisst für mich: Der Mensch ist entweder eine Fehlkonstruktion, oder seine Eltern und Schulen mach(t)en einen miesen Job.

Ist es da erstaunlich, wenn ich der Stimme des Herzens mehr vertraue als dem Verstand? Der zweifellos nützliche Verstand (40 000 Gedanken pro Tag!) flackert und zweifelt. Ihn zu zähmen, in gesunde Bahnen zu lenken, gleicht einem Rodeoritt. Das Herz jedoch ist im Vertrauen zentriert und macht uns lebendig und liebend. Übrigens: Gott ist für mich nichts anderes als gelebte Liebe. Und die Hölle, die befindet sich hier auf Erden in uns, durch uns. Wir bauen all diese Gefängnisse mit unserer Habgier und unserer unverbindlichen Grausamkeit. Wir probieren, seelische Löcher mit all dem angehäuften Material und mit Zerstreuung zu stopfen, finden so aber kein Glück. Glück ist eine Herzenssache. Wir werden in all der Hektik des Alltags zu lebendigen Toten, die zwar noch zucken, aber nur noch

senheit. Wenn nämlich das Innere im Lot ist, kommt es auch im Aussenleben gut. So kitschig es tönt: Wir müssen unsere Energiequelle von Angst auf Liebe umstellen. Das ist in dieser kalten, vergrobteten Welt nicht einfach, aber dringend notwendig.

Also, wer te Zweifler und Akademiker-Druiden aller Wärme- und Kältegrade, probiert es zu begreifen: Es gibt Sachen zwischen Himmel und Erde, die müssen wir nicht erklären und zerreden: so wie die Stille in euch selbst, der wiederkehrende Frühling, der Duft einer alten Rose, das Requiem von Mozart und eine wirklich spannende, unergründbare Frau. Fragt nicht, empfängt und geniesst es einfach. Es sind Wunder. Die göttliche Mae West brachte es auf den Punkt: «Du lebst nur einmal, aber wenn du es richtig tust, reicht das.»

Also gehen wir es an: Liebe, Glaube, Hoffnung – *what else?*

Der grosse Trost: Am Schluss dieser irdischen Seifenoper gibt es Nirwana, Gnade, Erlösung, und zwar für alle.

Chris von Rohr, 64, ist Musiker, Produzent und Autor. Neustes Buch: «Götterfunken – Die besten Kolumnen».



«Im Grunde ein sparsamer Schwabe»: Chirurg und Unternehmer Mang, 66.

MvH trifft

Werner Mang

Von Mark van Huisseling — Als Schönheitschirurg und Unternehmer hat er Erfolg seit dreissig Jahren – weshalb braucht er noch immer viel Beifall?

Auf einer Skala von eins bis zehn, wie war Ihr 2015? – «Ich bin an einem Sonntag geboren, und meine Mutter hat immer gesagt, dass ich ein Glückskind bin. Das heisst auch, dass ich immer positiv bin und einer, der ganz nach oben will. Aber immer, wenn man ganz oben ist, hat man Stress, ist eine Reizfigur, wie zum Beispiel auch ein Herr Blocher. Wir haben sehr erfolgreich die Klinik gemacht, aber mein Privatleben ist ein wenig zu kurz gekommen – ich bin zwar Opa geworden, aber auch Strohwitwer: weil meine Frau mehr beim Enkelkind ist als bei mir [die Kindsmutter, seine Tochter, lebt in Monaco]. Deswegen ist mein Jahr auf der Skala zwei Punkte runtergerutscht, von zehn auf acht.»

Werner Mang (oder Prof. Dr. med. Dr. habil. Werner L. Mang) ist Schönheitschirurg (oder «Europas berühmtester Schönheitschirurg», Quelle: Presseinformation des Orell-Füssli-Verlags, in dem seine Autobiografie «Das wird

ja immer schöner ...» gerade erschienen ist). Er bezeichnet sich als «Karl Lagerfeld der Schönheitschirurgie: kreativ, exzentrisch, narzisstisch, faszinierend». Der 66-Jährige leitet die Bodenseeklinik in Lindau in Deutschland sowie eine Klinik in Rorschacherberg in der Schweiz. Für meinen Geschmack steht in seinem Buch, obwohl eine Autobiografie, etwas viel über den Professor und wie er die Welt sieht und etwas wenig über Schönheitschirurgie an und für sich respektive das Dafür und Dawider.

«Haben Sie sich von den Spiegel-Vorwürfen erholt?» (Im Kern ging es darum, dass in seiner Klinik in Lindau ein Arzt ohne Zulassung arbeitete.) – «Ja, sicher. Ich hab ein Zitat aus dem Boxen: «Ein Champion ist nur dann ein Champion, wenn er am Boden liegt – und sofort wieder aufsteht.» Ich hab einen einzigen Fehler gemacht und die Verantwortung übernommen. Inzwischen mache ich Personal Dinge nicht mehr selber, sondern habe eine Personalchefin.

Die Klinik ist ohne Schaden geblieben, aber natürlich kratzt es an einem, und man schläft mal schlecht, ich bin auch nur ein Mensch.»

«Sie geben sich hedonistisch, legen Wert auf Status, was in Deutschland heikel sein kann ...» – «In der Schweiz ist es noch heikler.» – «Denk' ich nicht – bei uns in Zürich können Sie ruhig Porsche fahren als Chefarzt, wie jeder dritte Bankangestellte ...» – «Echt? Ich fahr' hier auch mit einem Lamborghini rum, ich hab da kein Problem.» – «Warum nehmen Sie es in Kauf, auf Ihre Autos, Ihr Boot et cetera reduziert zu werden? Sie haben doch wirtschaftlichen Erfolg und sind *outstanding* als Chirurg, liest man ...» – «Ja, weil mir das Freude macht, weil ich meine Träume erfüllt hab. Ich hab mit null angefangen, alles selber verdient. Und immer mein Geld in vernünftige Dinge gesteckt – ich hab viele alte Häuser in Lindau gekauft und renoviert. Ich bin im Grunde ein sparsamer Schwabe. Und das Wichtigste: Der kleine Forstbube vom Bodensee [der Vater war Förster] ist weltweit vernetzt mit Prominenten. Ich bin mit dem Dalai Lama zu einer Jahrhundertfeier des Westfälischen Friedens geflogen, hab Bill Clinton kennengelernt, viele Politiker, Schauspieler ... Die hab ich nicht alle operiert, mit denen bin ich befreundet.» – «Viele Prominente, mit denen Sie sich fotografieren lassen, sind, streng besehen, in der B- oder C-Liga.» – «Wer zum Beispiel?» – «Schlagersänger, unter anderen.» – «Nehmen wir Jürgen Drews, ein Freund, er hat vier Semester Medizin studiert, ein intelligenter Mensch, sportlich ... Man muss diese Prominenten und ihre Historie persönlich kennenlernen. Auch Boris Becker – die Leute hinter der Fassade sehen. Ich hab keine Vorurteile mehr. Man sollte versuchen, ein bisschen mehr philosophisch aufeinander zuzugehen. Ich seh' grad Europa auseinanderbrechen. In Deutschland hat's sich ausgemerkelt. Unsere Kanzlerin verrennt sich in was; «merkeln» heisst Stillstand, Kopf einziehen. Deshalb seh' ich ein Riesenproblem auf uns zukommen – diese unkontrollierte Zuwanderung. Seehofer [CSU-Vorsitzender] spricht von einer modernen Völkerwanderung, Schäuble, den ich schätze und gerne als eisernen Kanzler hätte, spricht von einer Lawine; seh' ich auch so. Und die Frau Merkel tritt in einer Talkshow auf. Sie müsste eine Ansprache ans Volk halten, dass wir eine dramatische Situation haben und Europa in der Form vielleicht bald nicht mehr existieren wird.» – «Sie müssten in die Politik gehen, so sieht's aus.» – «Ja, vielleicht in der Schweiz – ich bin Appenzeller Staatsbürger, seit 2007, von Appenzell Innerrhoden, weil katholisch. Ich sag': «Hopp Schwiiz, ihr seid auf dem richtigen Weg.» Mir ist wichtig, dass die abendländische christliche Kultur erhalten bleibt.»

Sein liebstes Restaurant: «Schuppen 13», Argenweg 60, Langenargen, Deutschland, Tel. +49 7543 1577

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11									12	
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35			36					37		38
39							40						41	
				42					43					
	44						45						46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Gottgefälliges Gebaren

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Grau, und damit einst Lieblingstiere von Konrad Lorenz. 5 So soll das heutige Auto sein. 11 Die italienische Geigenbaurdynastie. 12 Zu keiner Zeit stimmt so nicht. 13 Mit ihm baggert man nicht an sondern aus. 16 Kein Asket, eher einer wie Casanova. 19 Der Nachweis ist damit erfüllt. 20 Kleiner Bruder einer berühmten Rohwurst. 21 Man mag dabei an eine kanadische Stadt oder eine Hosenmarke denken. 22 Die Hälfte von jemandem, der sich mit Chemie befasst. 23 Sportgeräte für Wasser und Schnee. 25 Man versinkt nicht gleich, doch runter geht's schon. 26 New Mexico: Indianer der Pueblo-Völker. 27 Das orientalische Zauberwort eröffnet märchenhaften Reichtum. 28 Richtig zusammenfügen, dann klebt er. 30 Oft grauenhaft dünnlehaft. 32 Passiert man auf der Zugfahrt von Strassbourg nach Sélestat. 34 Dr. rer. plus dies ergibt einen Doktor der Naturwissenschaften. 35 Man kann bei gesteigerter Form auch von 23 senkrecht sprechen. 39 Die Stadt an der Mosel liegt am Südwesthang der Vogesen. 40 TV-Sender, wie gemacht für italienische Kunst. 41 Mach mal halbe mit der krummen Frucht. 42 Sie mit ihrem Hit der vielen Ballone. 43 Die Gruppe spricht sich eine kollektive Identität zu. 44 In vielen Religionen ein standhafter Bekannter. 45 Mit Objektiv rückt näher, was objektiv gesehen fern ist. 46 Kurz gesagt: Es dampft am Rhein.

Senkrecht — 1 Die grösste Berufsschule der Schweiz in knappster Form. 2 Ein nicht ganz makelloser Engel. 3 Entweder er verarbeitet Holz oder er schläft tief. 4 Elektromagnetisches Relais von geringer Ausdehnung. 5 Das Gebirge findet man in diesem Nachschlagewerk. 6 Welche Stadt? Man denke an Robert Walser oder Moritz Leuenberger. 7 Folgt darauf dieser Zug, nehmen wir ihn automatisch. 8 Das Weihegeschenk für griechische Götter wurde zum Kirchenbann. 9 Kommt nach jahrelanger Arbeit dann ohne Arbeit. 10 Nicht nichts, aber nicht viel mehr. 14 Geradezu göttlich, wie er die Heilkunst beherrschte. 15 Der Tross ist mehr oder weniger gross. 17 Er dient oft zum Abtrocknen und Aufwärmen. 18 Was gewisse Tiere und unzufriedene Menschen machen. 20 Wallis: der Ort an der Sprachgrenze. 23 Wie im Theater, denkt man bei ihnen. 24 Beginnend mit irgendetwas ist es dann auch das. 25 Der Duft macht Lust auf Brasilien. 27 Mit Schiffs-tauen und Stahlseilen kennt er sich aus. 29 Konfessionelles Aussöhnungsbedürfnis. 31 Unklar, ob Uranos' Sohn Namensgeber der türkischen Grossstadt war. 33 Sie sind genau so wie ihre Empfehlungen. 36 Lässt mansiegewähren, wird sie unsernähren. 37 Wo Streit, ist bestimmt auch er nicht weit. 38 Das Gesuchte mit Temperatur gibt etwas, das Physiker am ehesten verstehen.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 447

D	E	T	I	R	E	R	E	I	G	E	N		
A	M	I	G	O	A	D	E	R	N	A	V	I	
T	A	B	L	E	T	T	E	N	M	A	U	R	L
O	D	E	O	N	E	L	I	A	G	R	E	T	
R	B	B	E	R	N	S	U	N					
F	A	S	A	N	E	E	N	E	A	T	B		
I	S	E	L	L	A	S	S	E	N	R	S	I	
L	E	T	E	N	N	O	T	F	L	I	P	S	
E	L	B	E	E	W	A	L	D	A	R	A	S	
T	I	A	R	A	U	D	I	E	S	E	R		
S	E	E	L	S	O	R	G	E	R	U	M	T	S
B	R	E	I	F	K	O	R	E	A				

Waagrecht — 3 TIRER (Trier) 7 EIGEN 12 AMIGO (= span. Freund, dt. einer der daraus Vorteile erzielen will) 15 ADER 16 NAVI 17 TABLET-TEN 18 MAURE 19 ODEON 20 ELIA (Kazan, Regisseur des Filmes *Ein Gesicht in der Menge*) 22 GRET 23 BEGR (Gebr) 25 NSU (warrechtsextreme terror. Vereinigung) 27 FASANE 30 NEAT 33 ISEL (Seil) 34 LASSEN 37 RSI (Pendant von SRF) 39 TENNO (jap. Kaiser) 40 FLIPS (Sprünge im Eiskunstlauf, Drinks) 42 ELBE 45 EWALD 47 ARAS 48 TIARA (frühere Papstkrone) 50 DIESER 51 SEELSORGER 52 UMTS (Mobilfunknetz-System) 53 BREI 54 KOREA

Senkrecht — 1 DATO 2 EIBE 3 TOENEN 4 RATER 5 EDEL 6 RENI (rein) 8 (Great) INAGUA 9 GAUR 10 EVREN (türk. Vor- und Fam.name, wörtl.: Weltall) 11 NIET 13 MADRAS 14 GLOBAL 21 ANNE 24 GELEE 26 SENF 27 FILETS 28 SEEBAER 29 ESNA (Nase) 31 TRIREME 32 BISS 35 ANWURF 36 SOLDE 38 SPARTA 41 LASUR 43 LIEB 44 ERLE 46 DIRK (dt. Basketballspieler) 49 ASI (salopp für asozial)

Lösungswort — GENIALITAET

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

jura[®]

Kaffeegenuss –
frisch gemahlen,
nicht gekapselt.

Roger Federer
Inspirierendes Vorbild,
unerreichter Rekordhalter
als Grand-Slam-Sieger
und als Nummer eins der
Tennis-Weltrangliste –
und Kaffeegenießer.



SWISS  MADE

Dank P.E.P.[®] zum perfekten Espresso. Die Z6 von JURA begeistert selbst anspruchsvollste Genießer wie Roger Federer. Der Puls-Extraktionsprozess (P.E.P.[®]) garantiert Ristretto und Espresso in höchster Kaffeebar-Qualität. Sogar die Zubereitung von Trendspezialitäten gelingt durch automatisches Umschalten von Milch auf Milchschaum ganz leicht auf Knopfdruck. Für vollendete Funktionalität sorgen die frontale Bedienung sowie das Intelligent Water System (I.W.S.[®]), das den Filter von selbst erkennt. JURA – If you love coffee.

www.jura.com